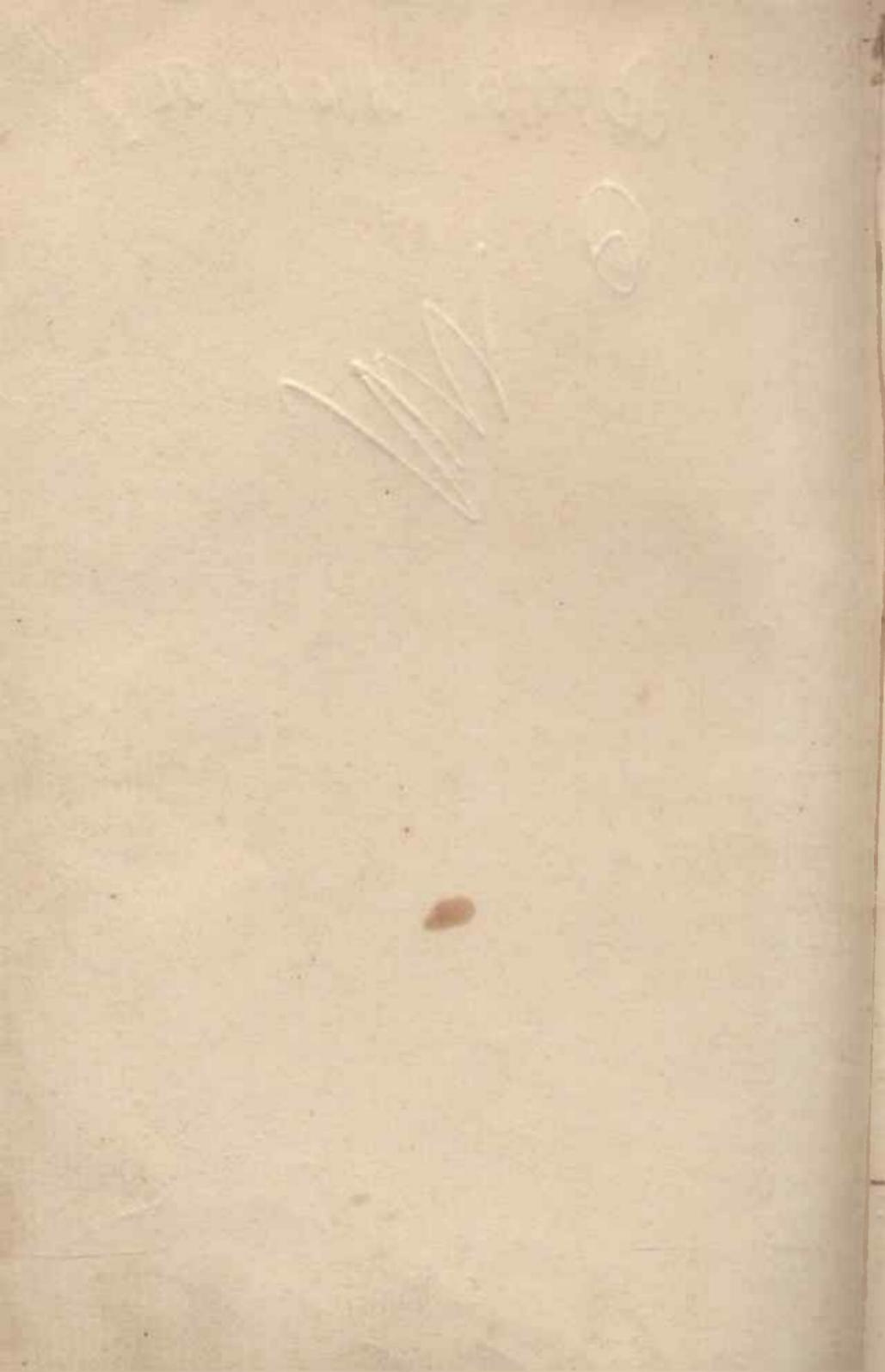


Dr. H. M. M. M.

6

M

1







Du sollst deinen Vater ehren!

# Lebensbilder

Edle, sittliche Grundsätze  
für den häuslichen Kreis

\*       \*  
\*       \*

47. Auflage — 917. Tausend

---

Vollmer & Bentlin A S, Hamburg



Printed in Germany — Verlagsarchiv 79 989  
Druck: Volmer & Bentlin R G, Hamburg 18

## Vorwort

Wir wollen gesunde und glückliche Familien haben. Wir selbst wollen innerhalb unsrer Familie fröhlich und zufrieden sein. Das erreichen wir auf demselben Wege, wie wir zu einem schönen Garten kommen. Wir bearbeiten, bebauen und pflegen ihn. So die Familie: wir werken für sie, ringen um ihren Unterhalt, tragen stoffliche und geistige Werte in ihren Kreis und helfen das Zusammenleben der einzelnen Familienglieder verschönen.

Wie man diese zuweilen schwer anmutende Aufgabe erfüllen kann? Es sind vor allen Dingen gute Bücher, die sich hier als wertvolle Ratgeber und Freunde erweisen. Darum ist auch mit der Unterhaltung allein der Zweck dieses Buches nicht erfüllt, sondern es will in anregender Form besondere Wahrheiten bringen. Der Mutter zeigt es die drohenden Folgen der Ungeduld, des Sichgehenlassens den Kindern gegenüber, den Einfluß des Elternhauses auf das Kind. In gleicher Weise finden Kinder darin, welche Rechte und Pflichten ihnen die göttliche Ordnung auferlegt hat. Sie lernen, wie sie sich gegen ihresgleichen verhalten sollen und wie ihnen Ungehorsam gegen ihre Eltern das spätere Leben trüben kann. So ist das Buch im wahrsten Sinne des Wortes ein Familienbuch und als solches dazu angetan, Liebe und Treue, Freundlichkeit und Zuverlässigkeit, Gehorsam und Bereitwilligkeit zu wecken und zu stärken.

Auch das Wesen wahrer Freundschaft wird durch gute Beispiele erläutert.

Selbstlosigkeit und Nächstenliebe wachsen nicht auf dem Boden der Selbstsucht. Sich in den Dienst unsrer Mitmenschen zu stellen, das ist der Weg, der hier gezeigt wird und der zu wahrer und höchster Glückseligkeit führt.

Der Verleger

## Übereilte Worte

„Mutter, sieh doch mal her auf mein niedliches kleines Haus. Wenn ich groß bin, woll'n wir gerade so eins haben, nicht wahr?“

Ich blickte auf. Mein vierjähriger Heini hatte ein niedliches Häuschen in der Mitte des Zimmers aufgebaut. „Ich fürchte aber, es würde wie jetzt im Winter den Schnee nicht gut abhalten“, sagte ich scherzend.

„Aber im Sommer würde es schön luftig sein“, erwiderte Heini fröhlich lachend. Und indem er an meine Seite eilte, umschlang er mich mit seinen kleinen Armen und sagte: „Oh, Mama, ich hab' dich so lieb!“

„Heini“, sagte ich, indem ich ihn küßte, „möchtest du zu Grete gehen und ihr sagen, sie möchte zum Abendbrot noch Biskuits besorgen?“ Er eilte schnell davon, aber in seiner Eile hatte er das Unglück, mit dem Fuß an einen leichten Ständer zu stoßen, auf den ich eine kostbare Vase gesetzt hatte, mit einer Rose darin, die gerade ihre purpurnen Kelchblätter entfaltetete. Der Ständer fiel um, und die Vase, ein Geschenk meiner verstorbenen Mutter, zerbrach.

„Du böser Junge“, zürnte ich sogleich, heftig erregt, „was hast du nun wieder angerichtet! Schläge hast du verdient.“ Und dann befahl ich ihm in gleich barschem Ton, die Scherben aufzusammeln und in den

Ufcheimer zu werfen. Mit zitternden Händen schickte er sich sogleich an, die Stücke sorgfältig aufzulesen, wobei er seine kleinen Finger noch an den scharfen Ranten verletzte. Dann trug er die Scherben weg und war einige Zeit draußen. Als er zurückkehrte, hielt er etwas Festes in seiner kleinen Hand. Er kam zu mir, legte mir ein Groschenstück in den Schoß und sagte zaghaft mit bekümmelter Miene: „Kannst du dafür eine neue Vase kaufen, Mama?“

Ich weiß nicht, von welchem bösem Dämon ich befallen war, daß ich das Geldstück, seinen heilig gehüteten Schatz, welchen ihm ein freundlicher Nachbar für eine kleine Gefälligkeit geschenkt hatte, nahm und fortschleuderte. Heini hob es wieder auf, während Tränen über seine Wangen liefen, und dann setzte er sich mit gefalteten Händen auf seinen Stuhl. Nach einer Weile fragte er schüchtern: „Darf ich zu Willi Kunze gehen und mit ihm spielen?“

„Es ist mir einerlei, wohin du gehst“, sagte ich ärgerlich, „wenn ich dich nur nicht mehr um mich sehe.“

Heini schlich traurig hinaus, zog seinen kleinen Mantel an, nahm seine Mütze und kam dann wieder zu mir. „Mama, willst du mir verzeihen? Es tut mir so leid“, flüsterte er mit unverdrossener Herzlichkeit. Dabei hielt er sein liebes Mündchen zum Ruß empor. Ich aber stieß den kleinen Mann hinweg. Noch einen Augenblick blieb er an der Tür stehen und blickte mich wehmütig an. — Es sind heute 25 Jahre her, seit er dort stand; aber ich sehe ihn noch wie damals vor mir mit seinem blauen Mäntelchen, der grauen Wollmütze und den kleinen roten Handschuhen.

Ich hatte auch jetzt noch nur kalte und zornige Blicke für ihn. — Die Tür öffnete und schloß sich, und

die kleinen Füße trippelten langsam die Treppe hinunter. Ich hörte ihn hinausgehen und die Gartenpforte öffnen. Als ich aus dem Fenster blickte und der Kleine dies merkte, lächelte er mich versöhnend an. Doch schmerzlich zuckte es ihm um die Lippen, als er bemerkte, daß ich ihm keine Beachtung schenkte. Ich schaute dem kleinen Liebling mit einem fremden, unbestimmten Gefühl nach, bis das blaue Mäntelchen und die roten Handschuhe meinen Blicken entschwanden. Zweimal stieg in mir plötzlich das Verlangen auf, ihn zurückzurufen; aber ich unterdrückte es beide Male. Wollte Gott, ich hätte es getan!

Darauf nähte ich fleißig weiter. Um vier Uhr legte ich meine Arbeit beiseite und setzte mich ans Fenster. Mein Gewissen fing an, mich wegen meines harten Betragens anzuklagen, und ich mußte all diesen Vorwürfen recht geben. So sagte ich mir denn: „Wenn nun auch deine herrliche Vase entzwei ist, was sind alle Vasen der Welt wert im Vergleich zu deinem Kind? Wie konntest du nur so ärgerlich zu dem lieben kleinen Heini sprechen, der stets so fröhlich und gehorsam ist? Dazu ist es nicht das erste Mal, und dabei nennst du dich eine christliche Mutter! Bedenke, wenn Heini nun plötzlich von dir genommen würde, würden dich deine lieblosen, harten Worte nicht dauernd quälen?“

Die Unruhe in mir steigerte sich. Ich stand auf und brachte das Zimmer etwas in Ordnung. Dann trat ich wieder ans Fenster und schaute unverwandt und besorgt in den sich immer mehr verdichtenden Nebel, spähte aus nach meinem Kinde. Doch konnte ich es nicht erblicken. Mein Herz wurde schwer, die Ungewißheit immer unerträglicher. Mich hielt's nicht länger im Hause. Ich zog mich geschwind etwas

wärmer an und eilte zu Frau Runze. „Haben sie unsern Heini gesehen?“ fragte ich, als ich atemlos das Zimmer betrat. „Er war um 3 Uhr hier, dann ging er mit Willi zu Hans Willmer. Ich denke —“

Was sie dachte, habe ich niemals erfahren; denn in diesem Augenblick kam Willi ganz außer Atem angelaufen und schrie: „Mutter, Mutter, Heini Lorenz ist ertrunken. Wir waren zum Schlittern auf den Mühlteich gegangen, und da war ein Loch im Eis, von Schnee leicht bedeckt, und Heini sah es nicht und —“

„Pst, Willi“, unterbrach ihn seine Mutter, indem sie erschreckt auf mich blickte, „Frau Lorenz ist hier.“ Einige Sekunden herrschte tiefe Stille im Zimmer, nur unterbrochen von dem lieben Gesang eines Kanarienvogels und dem eintönigen Schnurren einer Katze. Dann kam Frau Runze zu mir, legte sanft ihre Hand auf meine Schulter und sagte: „Mein herzliches Beileid, Frau Lorenz.“

Ich rührte mich nicht, sah aber mit weit offenen Augen ein schreckliches Bild: 's war ein kalter, grauer Winternachmittag, ein Teich, auf dem kleine Knaben spielten; eine kleine Gestalt, die mir so gut bekannt war, verschwand plötzlich unter dem trügerischen Schnee. Verzweifelt griffen die Händchen nach einem Halt, der süße Mund füllte sich mit schaurig kaltem Wasser. Dabei gellten mir noch die grausamen Worte im Ohr: „Es ist mir einerlei, wohin du gehst, wenn ich dich nur nicht mehr um mich sehe.“ Vor meinen Augen breitete sich ein dichter Nebel aus, und meine Umgebung verschwand darin. Meine eigenen häßlichen Worte vernahm ich immer wieder. Ich erinnere mich nur noch, daß ich das Haus mit dem dunklen Gefühl verließ, dahin zu gehen, wo mein Heini schon war. Dann schien

plötzlich die Erde unter meinen Füßen zu weichen, und ich wußte nichts mehr. —

Ein angenehmes Gefühl von Wärme, ein allmähliches Erwachen durchströmte meinen Körper. Ich schlug meine Augen auf und blickte mich im Zimmer verwundert um. Eine fremde Frau saß am Ofen, und am Fußende des Bettes stand mein Mann, der Stirn und Augen mit der Hand bedeckt hatte. Ich versuchte darüber nachzudenken, wo ich sei und was sich ereignet habe; aber es war umsonst. Dann gewahrte ich eine kleine Gestalt, welche in einem roten Flanellkleid in einem großen Stuhl kauernnd saß. Da zuckte etwas durch meine Gedanken. Ich richtete mich im Bett ein wenig auf und fragte leise: „Was ist denn geschehen?“

Alles im Zimmer horchte auf. Mein Mann trat näher. „Du mußt jetzt nicht sprechen. Leg' dich nieder, o mein liebes Herz, mein Liebling“, sagte er mit überaus sanfter Stimme, und der starke Mann weinte dabei wie ein Kind. Dann kam die kleine Gestalt auf mein Bett geklettert und weinte auch, und ich, verwirrt, was dieses alles zu bedeuten hätte, brach ebenfalls in Tränen aus. Die fremde Frau kam näher, nahm Heini von meinem Bett und sagte zu meinem Mann: „Seien Sie vorsichtig, Herr Lorenz. Alles hängt jetzt davon ab, daß Ihre Frau vor jeder Aufregung bewahrt bleibt. Das erste Erfordernis ist Ruhe.“

„Erzähl mir alles“, drang ich jedoch in meinen Mann, „ich muß es wissen! Ich hatte solch schreckliches Gefühl. Werner, mir träumte, Heini wäre ertrunken.“

Sein Angesicht wurde bleich. „Ja, er war dem Tode sehr nahe. Georg Willmer rettete ihn aus dem Teich. Er schickte dann schnell zu mir nach dem Kontor. Ich eilte zu Dr. Meyer und kam gerade noch zu rechter

Zeit. Es war nur noch ein Funke von Leben in unserm Heini; aber es gelang uns schließlich, ihn ins Leben zurückzurufen.“

„Wie lange ist es her, Werner?“ fragte ich darauf.

„Gestern waren es sieben Wochen“, sagte er lächelnd.

„Sieben Wochen?“ wiederholte ich. „Unmöglich!“

„Du bist sehr krank gewesen, an Gehirnentzündung, Ella. Du warst dem Tode sehr nahe. Tagelang wagten wir kaum zu hoffen, daß du das Bewußtsein je wieder erlangen würdest. Du sagtest immer in deinen Fiebertäumen: ‚Heini ist ertrunken, und ich bin schuld daran.‘ Gestern sagte Dr. Meyer, daß die Krise jetzt eintreten würde. Wenn du die Nacht durchlebst, würdest du wieder gesund werden. O Ella, ich bin dem Himmel dankbar, daß du mir erhalten bleibst!“

„Ich bin so lieblos und herzlos gewesen, Werner, und habe mich gegen meinen Jungen schwer versündigt“, sagte ich. Dann erzählte ich ihm alle Geschehnisse und den ganzen Wortwechsel jenes Unglücksnachmittags und hielt mit nichts zurück. Er hörte mir ruhig zu, streichelte liebevoll mein Haar, und als ich aufgehört hatte, sagte er nur: „Laß es dir eine Lehre sein, liebe Ella.“ Das war alles.

Ich genas bald wieder; aber eine lange Zeit konnte ich es nicht ertragen, wenn Heini nicht um mich war. Es schien mir, als ob ich nicht genug tun könnte, um mein gottloses Betragen zu sühnen. Der Gedanke macht mich jetzt noch erzittern: Welche Seelenpein hätte es mir wohl verursacht, wenn Heini nicht zurückgekehrt wäre und die letzten Worte, die er von den Lippen seiner Mutter gehört hatte, solch unfreundliche gewesen wären! Ich habe noch drei Kinder aufgezogen, aber

keins hat je ein zorniges oder übereiltes Wort von mir zu hören bekommen. Oft wurde meine Geduld sehr auf die Probe gestellt; aber der Gedanke an den schrecklichen Tod, dem Heini so nahe war, bewahrte mich stets vor leidenschaftlicher Erregtheit oder Unversöhnlichkeit.

Ihr lieben Mütter, seid geduldig mit euren unschuldigen Kleinen! Vielleicht ruhen manche Augen auf dieser einfachen Geschichte, die sich in Erinnerung an unfreundliche Worte und an übereilte Schläge mit bitteren Tränen füllen. So manche, denen vorzeitig ihre Lieblinge genommen wurden, würden alle ihre irdischen Reichtümer, ja, Jahre ihres Lebens darum geben, könnten sie übereilte Worte zurücknehmen, die die Lippen ihrer Kinder erzittern machten und deren klare Augen mit Tränen trübten. Oh, du kannst die Dahingegangenen keinen Augenblick zurückrufen, um ihre frischen, roten Lippen noch einmal zu küssen. Sie sind dahin, doch dir bleibt das Bewußtsein deiner Schuld.

## Ein jedes Herz hat seinen Schmerz

„Ein jedes Herz hat seinen Schmerz.“ Ein trauriges Lächeln lag auf den Lippen der Sprecherin, und ihre Augen standen voll Tränen, als ob das Herz sich ein wenig empörte, während sie leise seufzte. Sie saß da, vom grellen Schein des Kaminfeuers getroffen, eine geduldige, sanfte, stillergebene Frau. Zu ihren Füßen saß auf niedrigem Schemel ein junges Mädchen, das Gesicht in den Händen vergraben, und schluchzte tief erschüttert.

„Grüble doch nicht so viel darüber nach, Gretchen; das ist das Beste. Es scheint dir jetzt alles fremd und dunkel; aber die Zeit wird kommen, da du dich in dein Schicksal gefunden hast und einsehst, daß es so das Beste für dich war.“ So beruhigte die Frau das untröstliche Mädchen, streichelte dabei sanft das goldene Haar, das die gerötete Stirn umsäumte, bis das junge Mädchen den Kopf erhob und sich ihr liebliches, jetzt aber vom Weinen hochrotes Gesicht zeigte. „Ich verstehe nicht, wie Sie so sprechen können, Fräulein Siemensen. Wie kann je der Tag kommen, wo ich einsehe, daß dies gut war?“

Wieder verbarg sie das Gesicht in den Händen, und die Tränen fielen gleich Regentropfen durch die schmalen, weißen Finger. Allmählich jedoch ließen sie

nach, und sie legte den Kopf mit einem langen, müden Seufzer auf den Schoß der mütterlichen Freundin. Beide schwiegen, nur das Ticken der Wanduhr unterbrach die Stille. Der Schein des lebhaften Feuers erhellte teilweise das Zimmer, umhüllte manchmal die beiden Frauen mit seiner leuchtenden Glut und erlosch dann wieder vorübergehend — gleich den Hoffnungen, die beide Menschen gehabt haben mochten und die nun zuschanden geworden waren.

Gretchen Hildebrand hatte Ursache zum Weinen. Vor sechs Jahren war ihre Mutter gestorben, gerade als das feinfühlende, reichveranlagte Kind anfing, ihres freundlichen Rats und ihrer Hilfe am meisten zu bedürfen. Ihr älterer Bruder machte damals sein Examen und ging dann seiner geschwächten Gesundheit wegen nach dem Süden. Er kehrte niemals zurück, und so hatte Gretchen nur noch ihren Vater, an dem sie mit ganzer Seele hing. Auch er vergötterte sie fast, aber er war nicht mehr der Kräftigste und sagte sich auch, daß sein Kind zu einseitig erzogen würde, wenn es nur unter seiner Obhut stände. Es lag ihm viel daran, in seinem Kinde einen Charakter heranzubilden, zeigte es doch stark hervortretende Anlagen, die zum Guten oder zum Bösen ausschlagen konnten.

So sagten sie denn ihrer alten, einsamen Heimat Lebewohl und zogen nach einer kleinen Stadt, wo sich eine ausgezeichnete Schule für junge Mädchen befand. Deren Vorsteherin, Frau Dr. Helbing, besaß vortreffliche Eigenschaften und viel Geschick für die Erziehung junger Mädchen. Sie war selbst Mutter dreier Töchter, weshalb sie auch besonderes Interesse für das mutterlose junge Gretchen hatte, das nicht nur sehr liebenswürdig, sondern auch begabt war.

Frau Dr. Helbing beschäftigte an ihrem Institut mehrere tüchtige Lehrerinnen, und mit einer von diesen finden wir Gretchen eben beisammen. Fräulein Siemens war erst ein halbes Jahr da. Sie gehörte nicht zu jenen, deren anziehendes Wesen und Auftreten jemand auf den ersten Augenblick für sich einnehmen kann; aber sie besaß jene ruhige, herzliche Freundlichkeit, die ihr die Liebe und Zuneigung aller gewann, die sie kannten. Sie hatte in der Schule des Lebens viel gelernt. Schmerz und Kummer waren ihre Lehrmeister gewesen, und wenn es auch manchmal in ihrem Herzen dunkel geworden war, so hatte sie schließlich doch in Geduld überwunden. Der Ausdruck ihrer tiefen Augen und ihres durch Leid veredelten Gesichts verriet einen inneren Frieden, den kein Sturm zerstören konnte. Gretchen Hildebrand wußte nichts von ihrer Leidensgeschichte. Fräulein Siemens war als eine Fremde nach D. gekommen. Da sie fein gebildet war, ein hohes musikalisches Talent besaß und fließend mehrere Sprachen beherrschte, zögerte Frau Dr. Helbing nicht, sie ohne besondere Rückfragen in ihrer Schule anzustellen. Mit Gretchen stand sie sich nach kurzer Zeit ganz besonders gut und war zu ihr wie eine treue, liebe Freundin.

Herrn Hildebrands Gesundheit war seit dem Tode seiner Frau langsam aber stetig zurückgegangen. Doch waren seine Freunde so sehr an sein bleiches Gesicht und seine schmale Gestalt gewöhnt, daß sie keine Ahnung hatten, wie bald es mit ihm zu Ende gehen würde. Stets getrost und freundlich, sprach er nur selten von seinem Leiden. Vor einem Vierteljahr war er nach einem entfernten Dorf gereist, theils um Geschäfte zu erledigen, theils in der Hoffnung, daß diese Reise ihm guttun würde. Er hatte gerade seinen Bestimmungs-

ort erreicht, als ein starker Blutsturz ihn befiel und er nach wenigen Stunden starb. Nur Fremde waren um ihn, Fremde erfüllten seine letzten Wünsche, und Fremde sandten die Trauerbotschaft an seine Tochter.

Es war ein furchtbarer Schlag für Gretchen, um so trauriger, als er sie plötzlich und unerwartet traf. Mehrere Tage lang befand sie sich in einem Zustand von Betäubung, bis das Begräbniß vorüber war und sie keinen Menschen um sich hatte als Fräulein Siemens.

Aber Herrn Hildebrands Vermögensverhältnisse wußte man nichts Bestimmtes. Man hielt ihn stets für einen vermögenden Mann, weil er sich alles dessen erfreute, was Geld bieten kann. Aber Gretchen erinnerte sich, daß er in letzter Zeit oft ängstlich von der Zukunft gesprochen hatte, und sie wartete mit nicht ganz unbegründeter Besorgnis auf die Regelung seiner geschäftlichen und privaten Verbindlichkeiten. Leider hatte sie sich nicht getäuscht. Es fand sich fast nichts als unbeglichene Schulden vor. Außerdem stand noch eine hohe Hypothek auf ihrem Hause. Es wurde beschlossen, daß Gretchen bei Frau Dr. Helbing wohnen, ihr Examen machen und dann Lehrerin werden sollte. So ist's der letzte Abend, an dem wir sie in ihrem vornehmen alten Heim finden. Den ganzen Tag über hatte sich Gretchen tapfer gehalten, aber nun hatte sie der Schmerz vollständig überwältigt.

„Es ist gewiß eine harte Prüfung, mein Liebling; aber schon manches Herz hat auf solche Weise etwas gelernt, und wenn der Schmerz vorüber war, Gott dafür gedankt. Kummer trifft einen jeden früher oder später und führt den Menschen zur Geduld oder zur Verzweiflung. Es kommt nur darauf an, wie wir uns in solchen Prüfungen verhalten.“

„Sie mögen vielleicht die Kraft haben, auch durch schwere Schickungen sich nicht niederdrücken zu lassen“, erwiderte Gretchen, nur noch lauter schluchzend, „aber ich habe sie nicht. Ihnen fällt's nicht schwer, geduldig zu sein. Es ist ihre Natur. Und dann mögen Sie auch nicht so große Ursache zum Kummer haben.“

Wie zuckte Fräulein Siemensens bei diesen Worten des weinenden Mädchens zusammen! Leise wiederholten ihre bebenden Lippen einige köstliche, sich schon oft zugesprochene Verheißungen, als ob sie fürchtete, den Halt ihres Lebens zu verlieren und tiefer Bekümmernis anheimzufallen. Wieder saßen die beiden lange schweigend da. Die Sonne war untergegangen. Mattes Dämmerlicht hüllte die Welt draußen ein. Noch immer weinte Gretchen der schönen Vergangenheit nach, die nun für immer entschwunden war. Sie schrak vor der Zukunft zurück, die, wie sie sagte, nur kalt und freudlos sein würde. Der Freudenbecher war von ihren Lippen genommen, als sie gerade anfing, seine Süßigkeit zu kosten. In dies harte Loß schien sie sich nicht finden zu können. Ihr Herz war voller Klagen und Verzweiflung. Fräulein Siemensens Worte hatten sie mehr erregt als beruhigt. Es verdroß sie, daß selbst ihre vertrauteste Lehrerin so wenig Mitgefühl und Theilnahme zu haben schien, hatte sie dies doch gerade von ihr am meisten erwartet. Diese empfand das alles, und sie konnte es nicht verhindern, daß ihr die Tränen flossen, als sie über Gretchens lieblose Worte nachdachte.

„Sie mögen auch nicht so große Ursache zum Kummer haben.“ Sie war in ihrem bisherigen Leben durch schwere Trübsal gegangen und dadurch stiller und geduldiger geworden. An ihren Erfahrungen konnte sich vielleicht auch das junge Mädchen vor ihr wieder auf-

richten. Daher entschloß sie sich, ihr diese zu erzählen, wenn sie auch sonst nicht davon sprach.

„Bretchen“, begann sie mit leiser Stimme, „ich habe auch kein Heim. Es gibt Zeiten, wo mein Pfad dunkel vor mir liegt. Einst umschlossen liebende Hände die meinen; aber eine nach der andern hat mich losgelassen, ist ins Grab gesunken, und ich bin allein zurückgeblieben. Ich mußte mich auch in mein Los finden, obgleich es Zeiten gab, in denen mein Herz Gott hart anklagte und ihn grausamer Unbarmherzigkeit beschuldigte. Wenn du zuhören willst, will ich dir erzählen, wie ein Herz, leidenschaftlicher als deins, dahin gebracht wurde, sich ruhig der höheren Führung zu ergeben und alle leichten und schweren Prüfungen geduldig zu ertragen.“

Ich bin in einer wilden, malerischen Landschaft aufgewachsen. Ihrer Ungezwungenheit glich mein lebhaftes, zügelloses Wesen. Ich liebte die Natur sehr, aber nicht die sanfte, ruhige, heitere, sondern den Aufbruch der Elemente, das Brausen der Stürme, den zündenden Blitz, den krachenden Donner. Als ich noch Kind war, war es mir sehr angenehm, im Gewittersturm draußen zu sein. Es lag darin etwas, das meiner eigenen leidenschaftlichen Natur verwandt war. Ich liebte keine Unterwerfung und Zurückhaltung.

Meine Mutter war eine warmherzige, freundliche Frau; aber sie lebte so sehr für die Welt und die Gesellschaft, daß sie nicht viel Zeit für ihr Kind übrig hatte. Sie achtete darauf, daß ich gut versorgt, gekleidet und erzogen wurde, aber damit hielt sie ihre Pflicht für getan. Sie war eine sehr schöne Erscheinung, und das gefiel mir schon als kleines Kind an ihr. Doch erinnere ich mich noch sehr gut, wie sie meine Zärtlichkeiten mit

der Begründung abwehrte, ich könnte dabei ihr Kleid beschmutzen oder krausmachen.

Mein Vater war ein aufrechter, vornehmer Mann, der mein wildes, eigenwilliges Wesen sehr liebte. Er wurde nicht leicht zornig, war sehr nachsichtig gegen meine Unarten, und in seinen Freistunden vergnügte er sich gern mit mir. Ich liebte meinen Vater zärtlich, und die Leute sagten, daß ich mehr Einfluß auf ihn hatte als sonst jemand. Da mein Vater reich war und die Gesellschaft liebte, war unser Haus ein Sammelpunkt für viele. Als ich etwa zwölf Jahre alt war, starb meine Mutter. Darauf kam ich in eine Pension. Als ich drei Jahre später nach Hause zurückkehrte, merkte ich eine große Veränderung an meinem Vater. Er konnte tagelang wortfarg und mürrisch sein und das ganze Haus durch seine plötzlichen Launen und unvernünftigen Forderungen in Furcht und Aufregung versetzen. Wenn dieser Zustand der Verstimmung vorüber war, schien er wieder der alte zu sein. Aber diese Anfälle wurden immer häufiger, und zuletzt war er immer so, so daß seine oftmalige Abwesenheit von Hause, die zuerst ein großer Kummer für mich war, zu einer ersehnten Erleichterung wurde.

So vergingen Monate, und schließlich mußte ich erkennen, was andre schon lange wußten, daß mein Vater stark trank und spielte, wobei er stets verlor. O Gretchen, ich kann dir die schrecklichen Leiden jener Zeit nicht schildern, die mir dies häusliche Elend bereitete. Ich zog mich von den Menschen zurück und blieb stets zu Hause, wobei ich mich bemühte, wenn es irgend möglich wäre, meinen Vater zu retten.

Und wenn dann meine Bemühungen, ihn wie früher an sein Heim zu fesseln, fruchtlos blieben und er doch

wieder in die verwünschten Gesellschaften ging, dann wurde ich oft unwillig, daß er all das Elend über mich brachte — die Armut und Schande, die sicher einer solchen Lebensweise folgen mußten. Doch ich ließ mich in meinem Bestreben nicht verdrießen und in meiner Hoffnung auf das Gelingen meiner Anstrengungen nicht entmutigen. Mit verhaltenem Gram konnte ich ihn immer wieder bitten, ihm den Jammer, den seine Leidenschaften unumgänglich im Gefolge haben würden, vorzustellen und ihn unter Tränen anflehen, um meinetwillen, um seinetwillen und um meiner toten Mutter willen doch wieder einen ordentlichen Lebenswandel zu führen. Dann weinte er in tiefer Reue, beteuerte aber, selber darüber bekümmert, daß er mit seinen Gewohnheiten nicht mehr brechen könnte, ihn zöge beständig etwas nach dem Spiel. Er wußte, daß es sein Verderben war, aber er mußte gehen, während bittere, heiße Tränen über seine Wangen rollten. Nach und nach verschwand ein Stück unsrer eleganten Hauseinrichtung nach dem andern, und die Armut schaute uns zum Fenster herein. Schließlich litt meines Vaters Gesundheit unter der beständigen Aufregung, und er war gezwungen, das Haus und häufig sogar das Bett zu hüten. Die Reue nagte an ihm, und seine Leiden waren manchmal schier unerträglich. Trotz alledem wurde ich nicht ungeduldig und verließ ihn auch nicht, denn meine Liebe zu ihm war ein Theil meines Wesens. Obgleich zuzeiten große Bitterkeit meine Seele ergriff, suchte ich ihn stets zu trösten — hilflos, geplagt an Leib und Seele, wie er war. Zwei Jahre brachte er noch so zu, nur ein Schatten dessen, was er einst gewesen war. Dann starb er, wie ich hoffe, versöhnt mit Gott und ließ mich ohne irgend jemand in der Welt und gänzlich mittellos zurück.

Ich hatte Verwandte in M., die reich sein sollten, und eine Zeitlang hoffte ich auf ihre gütige Fürsorge. Aber mehrere meiner Briefe beantworteten sie gar nicht. Schließlich erhielt ich ein höchst förmlich gehaltenes Schreiben, in dem sie mir ihre Teilnahme an meinem schweren Verlust aussprachen und die Hoffnung zum Ausdruck brachten, daß es mir gut ginge. Davon, was nun aus mir werden sollte, von meiner Zukunft überhaupt, erwähnten sie aber nicht das geringste. Nie hätte ich solche Härtherzigkeit für möglich gehalten, ich vergoß bittere Tränen darüber; aber ihr Verhalten rüttelte mich auf. Ich beschloß, mich auf mich selbst zu stellen. Mein Vater besaß vielseitige Bildung, und ich war nach seinen Angaben unterrichtet worden. Da gab's nichts Oberflächliches. Meine Kenntnisse der Muttersprache und der Klassiker überstiegen weit die meiner Alters- und Standesgenossen. Ich besaß Begabung und Verständnis für Musik und war darin gründlich unterrichtet worden. So war ich wohl fähig, als Lehrerin in irgendeinem Fach tätig zu sein.

Durch die freundliche Vermittlung unsres alten Arztes erhielt ich an einem Seminar eine Anstellung als Musiklehrerin. Meine große Trauer in so früher Jugend erweckte die Teilnahme und Liebe vieler, aber ich wies alle Anträge zurück und führte ein gänzlich zurückgezogenes Leben. Ich bemühte mich, in meinem Benehmen gegen jedermann freundlich zu sein, machte aber nicht im geringsten jemand zu meinem Vertrauten und verbarg sorgfältig jede Regung meines Innern vor den Ohren und Augen anderer. Ich fand genug Befriedigung in meinen Büchern und in meiner Musik und erlernte eine Sprache nach der andern. Nicht



**Ein jedes Herz hat seinen Schmerz**

(Nach dem Gemälde „Er zählt unsere Tränen“ von C. v. Gebhardt)

daß ich das Studium so leidenschaftlich geliebt hätte, aber es brachte mir Vergessen. Ich fühlte, daß ich niemals wieder sein konnte, was ich gewesen war. Mein Haupttrost, wenn ich nicht studierte, war mein Instrument. Beim Klange der Musik brachte ich mit meinen Schülern viele gesegnete Stunden zu. Da konnte ich meinen Gefühlen, meiner Trauer, meinem Schmerz und meiner Hoffnungslosigkeit Ausdruck geben, ohne fürchten zu müssen, von teilnahmslosen Menschen nicht verstanden zu werden.

Wie lange dies so geblieben wäre, weiß ich nicht; aber mein himmlischer Vater, gegen den sich mein Herz, ohne es recht zu wissen, in Verbitterung über mein Schicksal empörte, war gnädig gegen mich und sandte mir in meinem verzehrenden Kummer eine große und köstliche Gabe. Du hast mich schon oft nach diesem kleinen Bildchen gefragt, Gretchen“, — dabei öffnete sie ein kleines Medaillon, das das Bild eines edelblickenden Mannes in der Blüte der Jahre enthielt —; „es war mein Gatte, mein lieber, hochherziger Gatte!

Artur Siemensen bewohnte mit mir dieselbe Pension, aber lange Zeit blieben wir uns vollständig fremd. Er bemitleidete mich zuerst, und da er sich durch die Art, wie ich seine Annäherung abwies, nicht abschrecken ließ, gewann er schließlich mein Herz, und ich betrachtete ihn zuerst wie einen Freund, einen Bruder und liebte ihn dann mit der ganzen Hingebung eines Herzens, dessen Liebe nur einen Menschen umschließt. Auf seinen Wunsch widmete ich mich wieder mehr der Geselligkeit, und allmählich zog in mein Herz und Leben wieder Sonnenschein ein. Monate vergingen, dann gab ich meine Stellung an dem Seminar auf, und

wir heirateten. Unser Heim richteten wir uns einfach ein, denn Artur war nicht reich; aber welch ein Paradies war es für mich. Wir hatten Bücher, Blumen und Musik. In uns schlugen junge Herzen voll Liebe füreinander und voller Hoffnung für die Zukunft. Dies tiefe, reiche Glück half mir über viele Bitterkeit der letzten Jahre hinweg. Ich fühlte, daß Gott doch gut zu mir war und glaubte auch, im Innersten dankbar für seine Segnungen zu sein. Vier Jahre gingen in solch ungetrübtem Glück vorüber. Als Gott dann aber wieder einmal meine Schätze anrührte, zeigte sich's, daß mein Herz ebenso stolz und hart war wie vorher.

Artur war Jurist. Er verstand sich auf seinen Beruf, und so wuchs sein Ansehen in Folge seiner Tüchtigkeit immer mehr. Alle erwarteten eine glänzende Zukunft für ihn. Wie oft malten wir uns im Geiste aus, wie wir dann unser Heim einrichten und ausschmücken wollten, und dachten kaum daran, daß es je anders kommen könnte! Artur schien eher die göttliche Fügung in seine Pläne mit einzuschließen und fügte unsern rosigten Zukunftsträumen meist die Worte bei: 'So Gott will.' Und wenn ich dann an seiner Seite saß und keinen andern Wunsch außer seiner Liebe hatte, konnte ich auch sagen: 'So Gott will.' Ja, es war leicht zu sagen: 'Dein Wille geschehe!' wenn dieser Wille mir brachte, was ich ersehnte.

Wir waren vier Jahre verheiratet. Willi, mein süßer Junge, war drei Jahre alt, die Freude unsres Hauses. Zu dieser Zeit hatte mein Mann einen besonderen Fall zu bearbeiten, der seine ganze Kraft und Geschicklichkeit erforderte, und es erwies sich als notwendig, daß er mit einigen Beteiligten persönlich sprach, da viel von ihrer Aussage abhing. Dies machte eine

Reise nach L. notwendig. Wie genau erinnere ich mich noch an jenen Morgen, als er mich verließ! Die Sonne schien freundlich hernieder, und der Himmel blaute fast wolkenlos, aber ich konnte die Tränen nicht zurückhalten. Es war nur eine verhältnismäßig kurze Reise, und dennoch stimmte mich der Abschied traurig.

Ich bleibe ja nur eine Woche weg, liebes Herz. Sie wird schnell vorübergehen, habe guten Mut. Du hast ja Willi, unsern lieben, herzigen Jungen. Ich werde dir, wenn möglich, jeden Tag schreiben', so suchte mich mein Gatte zu trösten.

Ich konnte mich nicht beherrschen, so sehr ich mir auch dazu Mühe gab. Mein Kummer schien auch ihm das Herz schwer zu machen. Er fuhr fort: 'O Lilli, wenn ich gewußt hätte, daß dich mein Weggang so traurig stimmen würde, hätte ich versucht, auch ohne diese Reise fertig zu werden.'

An seinen Kopf gelehnt, konnte ich nur schluchzen: 'Ich weiß, daß es sehr töricht von mir ist, aber ich habe eine dunkle Ahnung, als ob ich dich nie wieder sehen würde.'

Nachdem ich mich ein wenig beruhigt hatte, drückte mich Artur noch einmal fest an sein Herz, und mit den Worten: 'Gott segne und bewahre meine Lieben!' verabschiedete er sich. Ich fühlte, daß auch er lieber seinem Herzen gefolgt wäre und nur der Pflicht gehorchend sich von mir losriß. Ich küßte ihn immer wieder — dann schloß sich die Thür hinter ihm.

Zwei Tage vergingen, bis ich die erste Nachricht von meinem Mann bekam. Es ging ihm gut, die Untersuchung ging gut voran, und er hoffte, zur bestimmten Zeit wieder zu Hause zu sein. Da tat's mir leid, daß ich beim Abschied so töricht gewesen war. Die Tage

waren schön, und eine Veränderung tat ihm gut. Es hätte eine angenehme Zeit für ihn sein können, wenn er sich nicht immer hätte Gedanken um meine Besorgnis zu machen brauchen. Ich wußte, daß mein Gatte nirgends glücklicher war als zu Hause. Er war eifrig in seinem Beruf, ein vielbeschäftigter Mann. Er würde in Zukunft sicher noch öfter wegreisen müssen; ich nahm mir vor, niemals ihm einen Abschied wieder so schwer zu machen. Da ich niemand anders um mich hatte, sprach ich auch zu dem kleinen Willi von meinem neuen Vorsatz, und es berührte mich sehr tief, als der kleine Mann mir ganz verständig erwiderte: ‚Liebe, süße Mama, ja, weine nicht wieder, wenn Papa weggeht.‘

Die Woche war um. Artur hatte, wie er schrieb, seine Geschäfte erledigt und mußte sich nun auf der Rückreise befinden. Wie pochte mein Herz, als ich mich gegen Abend sorgfältig ankleidete und auch Willi den niedlichen Anzug anlegte, der seinem Vater am besten gefiel. Dann setzte ich mich hin, nahm meinen Jungen auf den Schoß und erzählte ihm Geschichten, um die Zeit auszufüllen, bis mein Mann käme. Wir wohnten in der Nähe des Bahnhofes, und so konnten wir die Züge ankommen hören. Die Uhr schlug neun — noch einen Augenblick, dann ertönte das Rollen der Wagen und der schrille Pfiff der Lokomotive. Willi sprang von meinem Schoß und rief, in die Hände klatschend: ‚Papa kommt, Papa kommt!‘

‚Noch nicht, mein Liebling,‘ sagte ich, ‚wir müssen noch etwas warten.‘ Seine gewöhnliche Bettzeit war längst vorüber, aber seine Augen strahlten niemals heller. Es war einmal eine Ausnahme, daß er später zu Bett kam. Er konnte ja am nächsten Morgen länger schlafen. Eine ganze Stunde hangen Wartens

verging, sie schien mir eine Ewigkeit. Wieder und wieder ging ich zur Thür, um zu lauschen. Endlich fuhr ein Wagen vor, und kräftige, sich nähernde Schritte wurden vernehmbar. ‚Da kommt mehr als einer. Artur muß Gesellschaft mitgebracht haben! Dies hat ihn auch gewiß so lange aufgehalten!‘ Mein Herz hüpfte vor Freude, daß ich den Geliebten nun wieder in die Arme schließen könnte. Ich nahm Willi bei der Hand und öffnete die Thür. Ein jäher Schreck überfiel mich: es standen vier Herren davor, aber mein Gatte war nicht dabei. Ich taumelte zurück und wäre umgefallen, wenn nicht einer von ihnen mich gestützt hätte.

‚Erzählen Sie mir alles, ich kann es ertragen. Mein Mann ist tot,‘ rief ich ihnen entsetzt und doch gefaßt entgegen. Es bedurfte keiner Erklärung, ich wußte alles. Als sie mir dann aber den Unglücksfall erzählten, den schrecklichen Zusammenstoß und den Tod so vieler, worunter auch mein Gatte war, war ich der Verzweiflung nahe. Mein Schmerz war namenlos, meine Augen blieben trocken. In meinem Hirn rasten die Gedanken fieberhaft wirt durcheinander, Herz und Schläfen hämmerten, als ob sie bersten wollten. ‚Warum nahm Gott gerade mir, der armen Verlassenen, die einzige Stütze meines Lebens? Warum mußte gerade ich meinen Geliebten hergeben, die ich wie wenige auf ihn angewiesen war? Warum brauchten es andre nicht, die weniger einsam dastanden?‘ so murrte ich wider Gott und mein Schicksal. Ich preßte mein Kind krampfhaft an mein Herz und betete ernstlich zum Himmel, er möge uns beide auch sterben lassen. So war es damals.

Noch standen die Unglücksboten um mich herum. ‚Wir dachten, es würde ein Trost für Sie sein, wenn

Sie Ihren Gatten noch einmal sehen könnten. Der Leichnam wird gleich hier sein', sagte der eine tief ergriffen, mir mitfühlendes Beileid und stille Theilnahme versichernd. Die Herren trafen dann einige Vorbereitungen, während ich regungslos dasaß, mein Kind geradezu wie den einzig mir verbleibenden Trost an mich pressend, und nur zu sterben wünschte, da es mir unmöglich schien, nun ohne meinen Gatten weiterleben zu sollen. Darauf trugen Männer eine Bahre herein und setzten sie in die Mitte des Zimmers. Behutsam wurde alles mit einer Zartheit angeordnet, welche Menschen besitzen, die wissen, was Kummer ist. Dann ließ man mich mit meinem Toten allein. Da lag mein Gatte vor mir, in demselben Anzug, in dem er mich verlassen hatte, mit denselben sanften und gütigen Gesichtszügen, die mir immer so gut an ihm gefallen hatten — während das Blut noch aus einer Kopfwunde sickerte und auch seine Brust verletz und blutig war. Da konnte ich's nicht fassen, daß seine lieben Hände nun nie mehr die meinen umfassen, seine starken Arme mich nie mehr umschließen würden! In meinem unsagbaren Schmerz brach ich über ihn gebeugt zusammen. Klein-Willi hockte neben mir, und den Klang seiner Stimme werde ich nie vergessen, wie er da so flehentlich bat: 'Papa, wach doch auf!' Unter Tränen wiederholte er's in seiner kindlichen Einfalt immer von neuem. O seliges Kind, das noch keine Ahnung davon hatte, was all das für ihn und seine Mutter bedeutete! —

Die Tage gingen vorüber. Man trug meinen Mann hinweg. Doch wie sollte ich ohne ihn weiterleben? Ach, hätte ich aus diesem schweren Verlust eine Lehre für mein inneres Leben gezogen! Vielleicht wäre mir ein weiterer erspart geblieben — kaum war ein

Vierteljahr vergangen, als in der Stadt das Scharlachfieber ausbrach und Willi erkrankte und starb.

Mein Leidenskelch dünkte mich nun übertoll. Die Wogen der Verbitterung gingen über mich, und ich war nahe daran, Gott zu fluchen, daß er so unbarmherzig hart mit mir verfuhr. Worte können die Finsternis nicht beschreiben, die sich gleich Todesschatten über meine Seele lagerte. Ich konnte weder weinen noch beten. Gott grollte ich in meinem Herzen als meinem ärgsten Feind, der nur den Ruin meines Lebens wollte. Alle Kräfte meines Körpers und meines Geistes schienen durch die seelische Verzweiflung gelähmt. Ich folgte meinem Kinde zum Grabe, aber wie jemand, der weder sieht noch hört. Völlig gebrochen kehrte ich in mein vereinsamtes Haus zurück und brütete schweigend über die grausame, 'unverdiente' Härte des Schicksals.

Eines Morgens im Frühjahr stand ich am Fenster und beobachtete die Vorübergehenden. Es gab keine Freunde und keine Freude mehr für mich. Die Glocken läuteten zum Gottesdienst, aber die Feierlichkeit des Geläutes rührte mein Herz nicht. Die Glücklichen mochte es wohl zur Andacht stimmen! Mich aber verbitterte es in meinem Trotz gegen mein Schicksal noch immer mehr. Da ging der Prediger vorüber, ein leutseliger, gütiger Mann. Er grüßte freundlich und trat dann bei mir ein.

'Wollen Sie heute morgen nicht auch zum Gottesdienst kommen?' fragte er.

'Nein, das Schicksal verfährt mit mir zu ungerecht, als daß mir dort Trost werden könnte', war kurz meine Antwort.

Er erwiderte zunächst nichts. Dann ergriff er meine beiden Hände und sagte, indem er mir fest in

die Augen schaute, schmerzlich bewegt: ‚Fast jedes Haus ist betroffen. Auch wir haben zwei unsrer Lieblinge verloren.‘

Er ging dann zum Gottesdienst, und bald war's mir, als vernähme ich die Klänge der Orgel und den Gesang der Gemeinde. ‚Oh‘, dachte ich, ‚sie können singen, sie haben nur Kinder verloren; aber ich habe alles verloren.‘

Als der Gottesdienst zu Ende war, beobachtete ich wieder die Zurückkehrenden. Es rührte diesmal mein Herz tief, als ich sah, daß mindestens die Hälfte Trauerkleider trug. Da ging eine Witwe mit ihren vaterlosen Kindern, dort schleppten sich schwächliche Alte langsam dahin, denen der starke Arm der Jugend fehlte, auf den sie sich sonst gestützt hatten. Kleine, mutterlose Kinder schlichen ernst an ihres Vaters Seite, und dort ging still ein einsames Ehepaar, das wohl an die Kleinen dachte, die ihnen sonst mit leichten Schritten vorangingen. ‚Wie ist die Welt doch elend, jämmerlich und traurig!‘ stöhnte ich. Dann bedeckte ich mein Gesicht mit den Händen und weinte — die ersten Tränen seit dem Tode meines Kindes. Gerade da kam Willis alte Pflegerin herein; eine liebe, mütterliche Seele. Der Anblick meines Kummers bewegte sie sehr.

‚Er weiß, was am besten ist. Jedes Herz hat seinen Schmerz‘, sagte sie tröstend, während sie mich in ihre Arme schloß, wie sie es mit Willi getan hatte. Dann redete sie lange zu mir von der Liebe und Güte Gottes, daß er unsre Schmerzen kenne und mit uns leide, daß mit unserm Leben unser Dasein nicht aus sei, daß es eine Zukunft gebe und daß es nicht mehr lange dauern werde, bis sich alle Gottesfürchtigen in einer besseren Welt ungetrübten Glückes erfreuen könnten.

Ihre einfachen Worte gingen mir zu Herzen, und obgleich ich weinte bis zur völligen Erschöpfung, tat es mir doch gut, und ich schlief in der darauffolgenden Nacht so gut wie lange nicht mehr.

Am nächsten Morgen erwachte ich mit einem merkwürdigen Gefühl von Schwäche in allen Gliedern, mit einer sonderbaren Verwirrung meiner Gedanken, die sich gar nicht legen wollte. Vergangene Ereignisse sowie mein kürzlicher Verlust traten einen Augenblick in scharfer Deutlichkeit vor mich, verschwanden dann aber wieder in weiter Ferne. Ich verfiel in heftiges Fieber. Bekannte, denen es aufgefallen war, daß ich mich gar nicht mehr blicken ließ, übernahmen meine Pflege zu jener Zeit. Ich ahnte aber in meiner Bewusstlosigkeit davon nichts. Schließlich erwachte ich wieder aus den langen Fieberträumen und der tiefen Abgestorbenheit für meine Umgebung und konnte etwas nachdenken. Mehrere Tage lang ertrug ich widerstrebend die Dunkelheit, in der, wie ich annahm, mein Zimmer gehalten wurde. Zuletzt konnte ich's nicht mehr ertragen, ich mußte das Sonnenlicht wieder sehen und bat, die Vorhänge am Fenster aufzuziehen. Die gute Frau R. hielt mich noch bis zum nächsten Tage hin. Dann zog sie die Gardinen zurück, ließ das Licht wieder ungehindert ins Zimmer und öffnete das Fenster. Ich fühlte die frische Luft an meine Wangen streichen. Doch o Schreck, was war denn mit meinen Augen geschehen! Ich fand meine Umgebung nur wenig heller als zuvor, alles war trübe und düster. Welch furchtbare Entdeckung! Meine Augen hatten die Sehkraft verloren. Ich war fast erblindet. Nun sollte ich mich also niemals wieder des Anblicks der Sonne oder der Blumen erfreuen können? Mein ganzes Leben lang sollte ich

ein hilfloses, abhängiges Wesen bleiben, eine Last für mich und andre? Ich vermochte dies Elend nicht aus-zudenken. Da erinnerte ich mich meiner Undankbarkeit und Herzenshärte, die ich bisher in allen Prü-fungen bewiesen hatte, und wie ich immer dem Vater im Himmel grollte, wenn er mir einen Menschen nahm, den ich vergötterte. In jenen Stunden kam ich zum erstenmal zu der Überzeugung, daß das Schicksal gerecht mit mir verfuhr, wenn es mein stolzes Herz immer von neuem demüthigte. Schließlich erblindete ich völlig, es wurde gänzlich Nacht um mich.

Da stellte ich mir vor, wie beglückend es doch sein müsse, sich mit klaren Augen wieder des Anblicks der herrlichen, neuertwachenden Natur erfreuen zu können. Wie verlangte mich danach, wieder Blumen zu sehen! In jener schweren Zeit nach dem Verlust meiner Lieben mochte ich keine mehr um mich haben, weil sie mich immer an die erinnerten, deren Hände so oft Blumen für mich gepflückt hatten. Wie dankbar war ich jetzt schon dafür, daß der Gesang der Vögel mein Innerstes erheiterte! Stundenlang konnte ich stillsitzen und ihren Liedern lauschen. Er erfüllte auch mich mit lieblicher Musik. Da kam mir in meinen stillen Betrachtungen der Gedanke: Diese kleinen gefiederten Geschöpfe schmetterten fröhliche Lieder zum Preise ihres Schöpfers und den Menschen zur Aufmunterung, freuen sich ihres Lebens und baden sich im Sonnenlicht. Sie erfüllen den Zweck ihres Daseins, während ich, ein mit Ver-nunft begabtes Wesen, meine Tage düster und traurig und voller Klagen zubringe. Und sollte mein Leben nicht mehr sein als das eines Vögels? Diese Er-kenntnis brachte Tränen in meine Augen, und ich betete aus tiefster Inbrunst des Herzens, daß ich ebenso

glücklich in der Erfüllung meines Lebenszweckes werden möchte. Es dauerte nicht lange, bis ich den Heiland fand. Und als ich seine sichere Hand erfaßte und mich von ihr leiten ließ, war ich in meiner Blindheit glücklicher, als da ich allein mit gottlosem Herzen wandelte.

Meine Lage war hart, aber der Herr erweckte mir Freunde in der Not. Nach einem Vierteljahr völliger Blindheit, die die Folge fortgesetzter nervöser Aufregungen war, kam mein Augenlicht langsam wieder. In der Zwischenzeit hatte ich die Bekanntschaft einer Familie aus dem Süden gemacht, welche mich eindringlich bat, mit in ihre Heimat zu kommen, so daß ich es ihnen nicht abschlagen konnte. Dort in der milden Luft und in dem frischen Duft der Orangengärten erlangte ich wieder völlige Gesundheit. — Daß gerade dieses schöne Fleckchen Erde verwüstet werden mußte! Ich weiß kaum, wie alles geschah, noch auf welche Weise ich in das Krankenhaus kam. Dort Wunden zu verbinden, den Leidenden zu helfen, ihre Schmerzen geduldig zu lindern, vor allem aber sie auf den hinzuweisen, dessen Liebe ihn getrieben hatte, viel mehr für sie zu leiden, war gerade das, was ich nötig brauchte. Ich vergaß meine eignen Schmerzen. An meinen persönlichen Kummer von früher dachte ich nicht. Ich war dankbar für die empfangenen Segnungen und verließ mich immer mehr auf die liebe Fürsorge Gottes.“

Die Zeiger der Uhr waren langsam bis zu später Abendstunde vorgerückt. Das lebhafteste Feuer im Kamin war erloschen. Nur hier und da glühten in der Asche noch vereinzelt Funken, gerade wie die Hoffnung in einem starken Herzen auch unter der rauchenden Asche der Enttäuschung nicht erstickt. Gretchen erhob sich von ihrem Sitz und schlang ihre Arme um den Hals

ihrer geliebten Lehrerin. Dabei flüsterte sie ihr vertraulich zu:

„Ich will Gott bitten, auch mich die Lehre zu lehren, die Sie gelernt haben. Es tut mir herzlich leid, daß ich sagte, Sie hätten nicht so viel Ursache zum Kummer wie ich. Sie edle Frau, Sie stille, heldenhafte Dulderin werden immer meine beste Freundin bleiben, nicht wahr? — Aber warum nennt man Sie Fräulein Siemensen?“

„Ich verstehe, daß du danach fragst. Es war bei meiner Anstellung nur ein Versehen von Frau Dr. Helbing, und ich hatte damals nicht den Mut, es richtigzustellen. Nachher sagte ich mir, daß es so ganz gut wäre und ich dadurch neugierigen Fragen entgehen würde.“ Bald darauf verabschiedeten sie sich, das gemeinsame Leid schloß sie beide noch fester zusammen, und sie blieben treue Freundinnen fürs Leben.

## Wertloses und wertvolles Lesen

„Soll ich dir ein anderes Kapitel vorlesen, liebe Anna?“ fragte Käthe Eberhardt freundlich besorgt ihre Kusine, welche hoffnungslos darniederlag und zu deren Pflege sie kürzlich gekommen war.

„Nein, danke, Käthe, jetzt nicht mehr, mein Kopf ist zu müde“, war die leise Antwort der Kranken.

Käthe schloß die Bibel mit einer leisen Enttäuschung. Sie wußte, daß Anna langsam einer unheilbaren Krankheit erlag. Was konnte dann für die Dahinsiehende besser sein, als daß sie beständig in der Bibel las? Anna konnte doch wenigstens zuhören, wenn sie selber zu schwach war, zu lesen. Käthe war niemals zufrieden, wenn sie nicht täglich ihre zwei oder drei fortlaufenden Kapitel aus der Bibel gelesen hatte und außerdem noch etwas in den Psalmen. Sie hatte ihre Bibel schon einmal von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Und hier lag Anna, deren Tage auf Erden gezählt waren, und ein kurzes Kapitel machte sie müde!

„Hier muß etwas nicht richtig sein“, dachte Käthe, die in ihrem ganzen Leben noch nicht einen Tag wegen Krankheit das Bett hatte hüten müssen. Sie seufzte leise vor sich hin: „Es ist traurig, wenn ein Mensch nicht einmal in kranken Tagen und dazu angesichts des Todes das Wort Gottes schätzt.“

„Anna“, sagte sie, indem sie sich bemühte, ihre von Natur laute und scharfe Stimme zu besänftigen, „man sollte meinen, daß du nun, wo du so schwer krank bist, in der Heiligen Schrift besonderen Trost finden würdest.“

Anna hatte ihre müden Augen geschlossen, aber nun öffnete sie sie wieder, blickte traurig auf ihre Rufine und sagte: „Den habe ich auch, sie allein ist mein Trost. Ich habe mich den ganzen Morgen an einem Vers erquickt.“

„Welcher Vers ist das?“ fragte Rätthe sogleich erstaunt.

„Denselben werde ich mir sehen. . .“ Rätthe unterbrach sie schnell:

„Den Vers kenne ich sehr gut, er steht in Hiob und kommt gleich nach dem ‚Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!‘ Er lautet: ‚Denselben werde ich mir sehen, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder!‘“

„Was verstehst du unter dem Ausdruck ‚kein Fremder?‘“ fragte Anna bedächtig ihre oberflächliche, geschwätzige Rufine.

„Oh, ich habe diese Worte niemals besonders beachtet“, war deren Erwiderung. „Haben sie für dich eine besondere Bedeutung?“

„Ich verstand sie zuerst auch nicht recht“, erklärte die Kranke ruhig. „Aber ich las dann die Randbemerkungen und schlug die Parallelstellen nach, das hat mir viel zum Verständnis geholfen.“

„So viel Mühe habe ich mir noch nie um einen Vers gemacht“, gab Rätthe leicht errötend zu, „obgleich ich eine große Bibel mit Randbemerkungen habe.“

„Ich finde, man gewinnt viel, wenn man eine Schriftstelle mit der andern vergleicht“, fuhr Anna fort. Rätthe war einige Sekunden still. Sie hatte sehr

darauf gehalten, täglich einige Abschnitte aus der Bibel zu lesen; aber Stellen miteinander zu vergleichen, auswendigzulernen und innerlich zu verarbeiten — daran hatte sie nicht gedacht. Beschämt fragte sie ihre Rufine leise: „Welche Erklärung hast du denn für diesen schwierigen Text gefunden?“

Ihre Hände faltend, wiederholte Anna die ganze Stelle, an welcher sich ihr Herz in stiller Freude erquickt hatte: „Denselben werde ich mir sehen, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder.“ Oh, Rätke,“ fuhr die Kranke fort, während ihr Tränen in die Augen traten, „wenn du wüßtest, welches Gefühl von Seligkeit mir dieser Text den ganzen Morgen über gebracht hat und welch balsamischen Trost, während ich so große Schmerzen litt! Ich befinde mich im Tal der Todesschatten. Bald wird es mit mir aus sein, ich weiß es; aber mein Erlöser lebt. Er kennt mich persönlich, nimmt sich meiner auch in diesen Stunden an, ich bin ihm kein Fremder. Während so viele meiner Bekannten und Freunde von früher jetzt meine Gesellschaft meiden, als wäre ich ihnen ein Fremder, hat auch mein jetziger elender Zustand mich meinem Heiland und Erlöser doch nicht entfremdet. Er bleibt mir treu in allen Lagen des Lebens, selbst wenn mich alle Menschen verlassen. Ich kann alles verlieren, selbst mein Leben; wenn ich nur bis zuletzt fest glaube und bestimmt weiß, daß mein Erlöser lebt, dann wird er sich meiner an jenem herrlichen Tag der Auferstehung annehmen, als sei ich ihm kein Fremder. Dann werden meine jetzt so müden und trüben Augen im Verklärungsglanz erstrahlen und seine Schönheit, Herrlichkeit und Vollkommenheit bewundern. Dann wird für mich alles Erdenleid vergessen sein; nicht mehr als Fremdling im

Leben werde ich mir vorkommen, sondern als Hausgenosse Gottes für alle Ewigkeit."

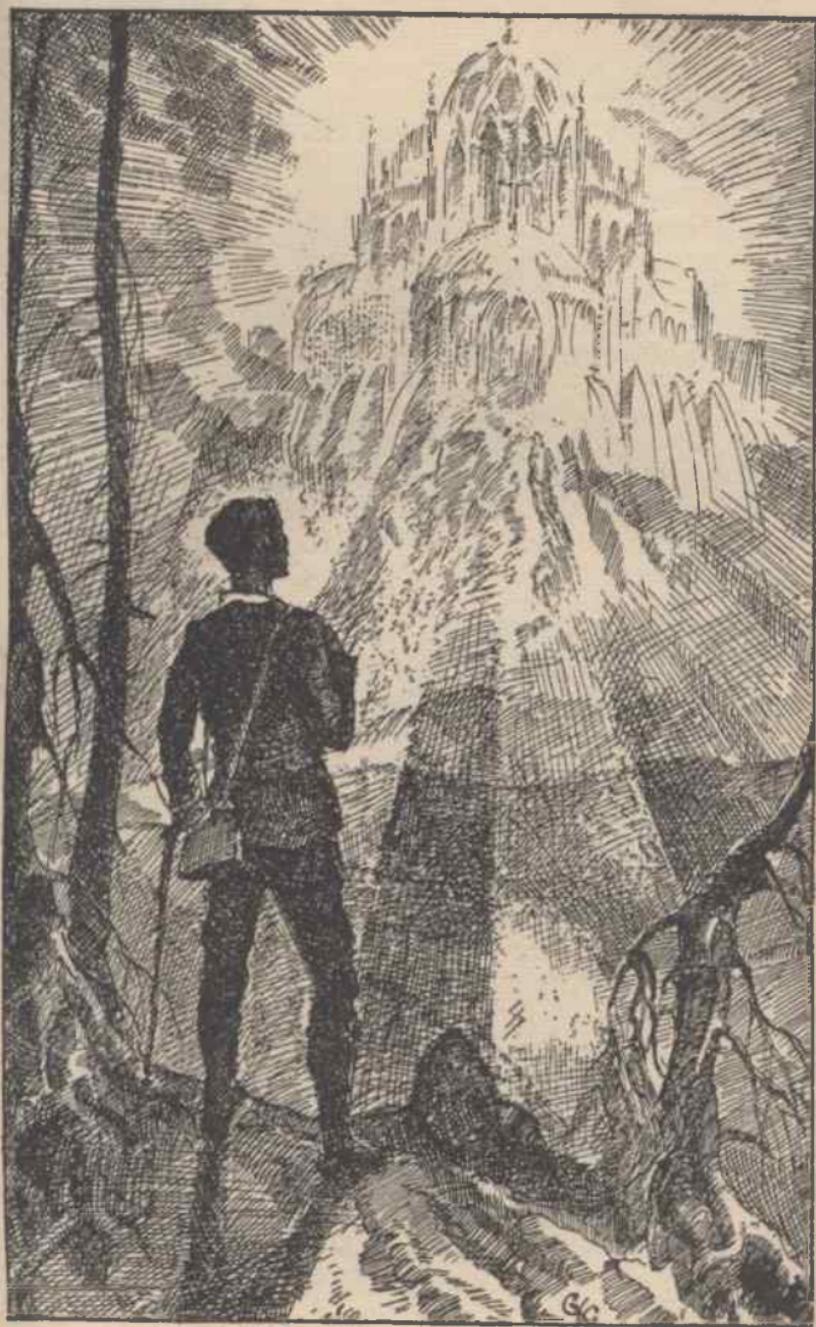
Anna schloß die Augen wieder, und große Tränen flossen über ihre bleichen Wangen. Sie hatte für ihre schwachen Kräfte zu lange gesprochen, aber ihre Worte waren nicht umsonst gewesen.

"Anna hat mehr Trost und Nutzen von einem Vers, nein, von drei Worten in der Bibel gehabt als ich von dem ganzen Buch", dachte Rätke. "Ich habe die Heilige Schrift nur gelesen, sie aber hat sie erforscht. Bin ich nicht jemand gleich, der achtlos an kostbaren Perlen vorübergeht, ohne sie zu betrachten oder zu sammeln?"

## Die Reise

Einſt machte durch ſein ganzes Land  
Ein König den Befehl bekannt,  
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,  
Gewiſſe Zeit auf Reiſen gehen ſollte,  
Um ſich in Künſten umzuſehn.  
Er ließ genaue Karten ſtechen  
Und gab dazu noch jedem das Verſprechen,  
Ihm, würd er nur, ſoweit er könnte, gehn,  
Mit dem Vermögen ſeiner Schätze  
Alsdann auf Reiſen beizuſtehn.  
Es war das deutlichſte Geſetz,  
Das jemals noch die Welt geſehn;  
Doch weil die meiſten ſich vor dieſer Reiſe ſcheuten,  
So ſah man viele Dunkelheit.  
Die Liebe zu ſich ſelbſt und zur Bequemlichkeit  
Half das Geſetz ſehr ſinnreich deuten;  
Und jeder gab ihm den Verſtand,  
Den er bequem für ſeine Neigung fand;  
Doch alle waren eins, daß man gehorchen mußte.

Man machte ſich die Karten bald bekannt,  
Damit man doch der Länder Gegend wußte.  
Sehr viele reiſten nur im Geiſt  
Und überred'ten ſich, als hätten ſie gereiſt.  
Noch andre ſchafften die Geräte  
Zu ihrer Reiſe fleißig an  
Und glaubten, wenn man nur ſtets reiſefertig täte,  
So hätte man die Reiſe ſchon getan.  
Sehr viele fingen an zu eilen,  
Als wollten ſie die ganze Welt durchgehn;



Dem Ziele entgegen!

Sie reisten aber wenig Meilen  
 Und meinten, dem Befehl sei nun genug geschehn.  
 Noch andre suchten auf den Reisen  
 Noch mehr Gehorsam zu beweisen  
 Als den, den das Geseß befaß!  
 Sie reisten nicht durch grüne Felder,  
 O nein, sie suchten finstre Wälder  
 Und reisten unter Furcht und Qual;  
 Behängten sich mit schweren Bürden  
 Und glaubten, wenn sie ausgezehrt  
 Und flech und krank zurückekommen würden,  
 So wären sie des besten Amtes wert.  
 Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;  
 Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt getan,  
 Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,  
 Damit sie weiterkommen könnten.

\*

Wie elend, hör ich manchen klagen,  
 Ist nicht dies Märchen ausgedacht!  
 Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,  
 Die man kaum Kindern glaublich macht?  
 Wo gibt es wohl so stumpfe Köpfe,  
 Als uns der Dichter vorgestellt?  
 Dies sind unsinnige Geschöpfe  
 Und nicht Bewohner unsrer Welt.  
 O Freund! was zankst du mit dem Dichter?  
 Sieh doch die meisten Christen an;  
 Betrachte sie, und dann sei Richter,  
 Ob dieses Bild unglaublich heißen kann! —

(Aus Gellerts Fabeln und Erzählungen.)

## Die letzten Tränen der Mutter

Es war Herbst. Trübe Nebel hatten am Morgen die Sonne verhüllt und erschwerten es den Kindern, sich auf dem Wege zur Schule zurechtzufinden. In einem schönen, hohen, luftigen Gemach eines Landhauses lag eine Kranke. Sie machte sich bei dem dichten, undurchsichtigen Nebel Sorgen um den einzigen, lieben Knaben, den sie besaß, den Sonnenschein ihres Herzens. Schwach und kraftlos lag sie in den weißen Kissen, die die Pflegerin von Zeit zu Zeit aufschüttelte. Trübe Gedanken marterten ihre Seele: Was konnte sie den Ihrigen noch sein? Krank und elend, im letzten Stadium jener schrecklichen Krankheit, der Auszehrung, fühlte sie es nur zu sehr, wie sie trotz ihres Herzens voll Liebe den andern nur eine Last war.

Ihr Gatte ging morgens nach kurzem Gruß und freundlicher Nachfrage nach ihrem Befinden fort an seine Arbeit und kam oft erst abends zurück. Die Geschäfte erlaubten ihm selten, tagsüber heimzukommen. Den Knaben aber sah die Mutter mittags gewöhnlich hüpfend und springend mit rotangehauchten Wangen auf das Haus zueilen und nach den Fenstern ihres Zimmers emporblicken. Es war dies der einzige glückselige Augenblick am Tage für die arme Frau, der Augenblick, wo sie das Glück liebevoller Anhänglich-

keit auch empfinden konnte. Denn morgens war sie zu leidend, besonders, wenn die Nacht schlecht gewesen war, und abends zu müde, um die Gegenwart von Mann und Kind wirklich genießen zu können. Der eine Augenblick, wenn Rudolf mittags in ihr Zimmer trat und in kindlich-herzlicher Art fragte: „Mama, geht's dir heute besser?“ ließ sie das Leiden eines ganzen Tages vergessen.

Nach diesem Augenblick sehnte sie sich auch heute ganz außerordentlich. Der Nebel hatte sie den ganzen Morgen beunruhigt. So elend sie war, stand sie doch auf, um ihren Knaben schon von ferne kommen zu sehen. Mit schwankenden Schritten erreichte sie den Lehnstuhl am Fenster. Müde und traurig schaute sie sehnsüchtig nach dem Liebling ihrer Seele aus. „Ach, daß ich dich so früh und wer weiß wie bald vielleicht verlassen muß!“ dachte sie in bitterem Weh.

Die Nebel hatten sich zerteilt, und die Sonne strahlte jetzt in voller Pracht am Himmel, zwar nicht mit der brennenden Glut des Sommers, sondern mit der milden Zurückhaltung des Herbstes. Der Wind streute die farbigen Blätter, die er von den Baumkronen herabwirbelte, auf die dunklen Rasenflächen und auf die kiesbedeckten Wege vor dem Hause. Die Kranke schaute diesem Spiel wehmütig zu und dachte dabei an das Lied:

„Näher rückt die trübe Zeit,  
Und ich fühl's mit Beben:  
Schwinden muß die Herrlichkeit,  
Sterben junges Leben.“

Sie fühlte, daß diese Worte auch auf sie paßten. —

Da sah sie von fern ihren Knaben daherkommen, zwar nicht hüpfend und springend wie sonst, sondern

mit ruhigen Schritten, das Ränzlein auf dem Rücken. Zwei Kameraden gingen ihm zur Seite. Endlich, für das sehnsuchtsvolle Mutterherz viel zu langsam, trennte er sich von ihnen und näherte sich dem Hause. Er war dazu angehalten worden, daß er zuerst die Schulsachen ordentlich in seinem Zimmer ablegte. Doch wie gern hätte ihm die Mutter heute, gerade heute, eine Ausnahme gestattet; denn die Sehnsucht nach dem Kinde wuchs mit jeder Sekunde. Schien es nun obendrein nicht, als habe er es heute weniger eilig? Geraume Zeit verging erst, ehe er das Zimmer betrat. Das besorgte Warten, die innere Unruhe hatten die Pulsschläge der Leidenden vermehrt, das Fieber gesteigert. Heiß ging ihr der Atem.

Als endlich Rudolf, der Langersehnte, erschien, war die Kranke einer Ohnmacht nahe. Gewaltsam raffte sie sich auf, trat ihrem Sohn einen Schritt entgegen, sank aber nach kurzem Gruß erschöpft in den Lehnstuhl zurück, und ihre Lippen flüsteren: „Rudolf, schnell, hole mir ein Glas Wasser!“ Der Knabe, der von dem Zustand seiner Mutter keine Ahnung hatte und heute gerade böser Laune war, weil ihn der Lehrer wegen eines Fehlers zurechtgewiesen hatte, entgegnete ärgerlich: „Wofür sind denn die Diensthoten da?“ Und anstatt das Verlangte zu holen, schellte er nach der Pflegerin.

Die Mutter erwiderte kein Wort. Müde und erschöpft lehnte sie sich zurück, und zwei große Tränen rollten langsam über ihre Wangen und tropften auf die abgemagerten Hände. Dieser Anblick schnitt dem Knaben ins Herz. Er stürzte der Mutter zu Füßen. Aber schon hatte sich die Schwäche ihrer völlig bemächtigt. Die Kranke verlor das Bewußtsein und

fiel in Ohnmacht. Inzwischen war die Pflegerin auf das Klingelzeichen herbeigeeilt. „Rasch ein Glas Wasser!“ befahl Rudolf. — „Das hättest du ihr gleich geben müssen“, entgegnete diese gereizt, in der Annahme, Rudolf habe die Mutter erzürnt und ihre Ohnmacht veranlaßt. „Jetzt geh hinüber zum Essen“, befahl sie weiter, „hier bist du nur im Wege.“

Rudolf aß in Hast, dann eilte er wieder nach dem Zimmer der Mutter. Er klopfte, die Pflegerin erschien. „Du darfst nicht zur Mama hineingehen“, flüsterte sie, „der Arzt ist da.“

„Wie geht es Mama?“ fragte er geängstigt.

„Schlecht“, entgegnete die Pflegerin kurz und schloß die Thür.

Da stand der Knabe mit dem unruhig pochenden Herzen und wußte nicht, was er tun oder lassen sollte. Er durfte die Schule ohne Erlaubnis nicht versäumen, und doch sehnte er sich unsagbar nach der Mutter. Wie konnte er nur so ungefällig, so herzlos sein! Nie wollte er die Gute mehr kränken! Es war doch ein zu schmerzlicher Anblick, als die großen Tränen aus den halbgeschlossenen Augen hervorquollen, über die hageren Wangen herabflossen und auf die feinen Hände fielen.

Endlich ging er langsam in sein Stübchen, nahm seinen Ranzen und verließ das Haus. Armer Knabe! Rein Mutterauge schaut dir mehr nach; denn der Schwerkranken in dem schönen Hause zählt das Leben nur noch nach Stunden. Ein Blutsturz brachte sie um den letzten Rest ihrer Kräfte. Und als der Knabe und später der Vater nach Hause kam, schlief sie und sollte nicht gestört werden.

Rudolf mußte zu Bett gehen, ohne das Zimmer der Mutter betreten zu haben. Rein Schlaf kam in

seine Augen. Er horchte und horchte. Trotz der späten Abendstunden wurden die Türen geöffnet und geschlossen. Bisweilen hörte er das hohle Husten seiner Mutter. Jedesmal zog sich sein Herz krampfhaft zusammen. Treppauf, treppab hallten die Schritte seines Vaters. Ein Wagen fuhr am Hause vor. Gewiß hatte man nochmals den Arzt geholt. Tatsächlich, der nächtliche Besuch wurde ins Zimmer der Mutter geführt. Darauf trat eine lange, lange Stille ein. Jetzt wurde die Tür wieder geöffnet. Zwei Männer gingen die Treppe hinab. An der Stimme war's zu hören, daß es der Vater war, der fragte: „Ist keine Hoffnung mehr?“ Mit ruhiger Stimme wurde darauf erwidert: „Nein, wie sollte das möglich sein!“

Die Nacht schien dem Knaben ewig zu dauern. Als endlich der erste Dämmerungsschimmer ins Zimmer fiel, kleidete er sich rasch an und schlich zum Krankenzimmer. Er ergriff den Drücker der Tür. Sie war nicht geschlossen. Ungehindert trat er ein.

Am Kopfende des Bettes stand der Vater. Die eine Hand hatte er über die Augen gelegt, die andre reichte er abgewendet dem Sohn, dessen leise Tritte er vernommen.

„Schläft Mama?“ fragte Rudolf voll banger Ahnung.

„Für immer“, erwiderte der Vater mit dumpfer, tränenerstickter Stimme.

Mit einem durchdringenden Jammergeschrei stürzte der Knabe aufs Bett. Der Vater suchte ihn zu trösten. Umsonst, sein Schluchzen wollte kein Ende nehmen, bis man ihn mit Gewalt zu Bett brachte und mit narкотischen Mitteln einschläferte. Die heftigen Gemüts-  
erregungen und Fieberanfälle brachten auch Rudolf

an den Rand des Grabes. Doch die Jugendkraft siegte. Er erholte sich, blieb aber ernst und düster. Häufig fand man ihn fortan am Grabe der Mutter, das er zärtlich pflegte. Doch bei aller Sorgfalt, die er auf sein teuerstes Plätzchen verwandte, wurde er das peinliche Gefühl nicht los, daß er ein Unrecht getan hatte, das er nicht wieder gutmachen konnte, so sehr er es auch bereute.

Wieder hatte sich der Todestag der Mutter ge-  
jährt, der so furchtbar schwer auf Rudolfs Gewissen lastete, und abermals trug man aus dem Landhause einen Sarg. Feierlich bewegte sich der Trauerzug zum Friedhofe. Keine Blüte schmückte mehr die letzten Ruhestätten der Menschen, die Bäume waren kahl, und nur die Trauerweiden ließen ihre noch belaubten Zweige zu den Gräbern niederhängen.

Man bestattete Rudolfs Vater. Als die Leidtragenden sich entfernt hatten, stand Rudolf allein unter all den Grabsteinen, Säulen, Statuen und Kreuzen und betete an der offenen Gruft des Dahingeschiedenen. „Lebe wohl, lieber Vater“, flüsterten seine Lippen, als er sich schweren Herzens von dessen Grabe wandte. Er trat zu dem seiner Mutter. All das Leid jener bitteren Stunde, wo er der schwachen Kranken das Glas Wasser verweigert hatte, trat ihm wieder vor die Seele. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld“, seufzte er gesenkten Hauptes. Ach, hätte doch auch die Mutter in ihrer letzten Stunde so zu ihm sprechen können wie der Vater: „Rudolf, habe Dank für deine kindliche Liebe. Du hast mir niemals eine trübe Stunde bereitet.“ Dann gäbe es in seinem Leben keine brennende Seelqual, die ihn nie zur Ruhe kommen ließ. Dann hätte



Zu spät!

er mit Freuden an die Tage seiner Kindheit zurückdenken können bei all ihrem Leid.

Aus dem Jüngling wurde ein stattlicher Mann, groß und kräftig. Alle, die ihn kannten, achteten und liebten ihn, und auch das Glück lachte ihm. Später stand ihm ein treues Weib helfend zur Seite. Sie führten ein glückliches Familienleben, von drei munteren Kinderchen umgeben. Wenn aber die ganze Familie in festlicher Fröhlichkeit zu einer häuslichen Feier versammelt war, mußte der junge Gatte sich hinaus-schleichen aus dem Kreise seiner Glücklichen. Seine Gemahlin fand ihn dann wohl im dunklen Zimmer, die Hand vor die Augen gepreßt; Tränen tropften durch seine Finger, und auf die Frage nach seinem Kummer antwortete er stets nur: „Meine arme, arme Mutter! Wenn um uns nichts als Freude ist, muß ich an ihre letzte Stunde denken, die sie bei Bewußtsein war, in der ihr einziges Kind ihr noch Kummer bereitete und Tränen verursachte.“ Nie konnte der Sohn die letzten Tränen seiner Mutter vergessen.

## Mein kleiner Lehrer

Vor langer, langer Zeit war ich bei meiner Freundin Agnes Sommer auf vier Wochen zu Besuch. Obgleich es schon sehr lange her ist, erinnere ich mich dessen noch so deutlich, als ob es gestern gewesen wäre. Erstens, weil ich nie vorher so lange von Hause fortgewesen war, und zweitens, weil sich während der Zeit etwas Großes ereignete. Mein Name ist Ilse Hort, ich war damals sieben Jahre alt. Ich weiß nichts von meinem Leben vordem, denn bis zu meinem siebenten Jahre ereignete sich nichts Besonderes. Da ich keine Geschwister hatte, brauchte ich mich um niemand anders zu kümmern und konnte für mich selbst leben. Mit meinem sechsten Jahre kam ich zur Schule. Agnes Sommer war eine Schulkameradin von mir und meine beste Freundin. Ihre Mama hatte mich schon oft gebeten, einige Tage mit Agnes in ihrem Hause zu verleben, aber meine Eltern mochten mich nicht gern fortlassen. Sie sagten, ich wäre noch zu klein und würde zu viel Mühe machen. Indessen kam aber doch ein Tag, an dem meine Mutter mir sagte, daß ich einen ganzen Monat bei Agnes bleiben dürfe und gleich von der Schule aus mitgehen sollte. Meine Freude war zu groß, so daß ich auf die weiteren Worte meiner Mutter gar nicht achtete. Ich weiß nur noch, daß sie sagte:

„Ich muß leider befürchten, ein so kleines, verwöhntes Ding wie du wird den lieben Leuten viel Mühe machen!“ Sie ermahnte mich noch recht eindringlich, immer ein gutes, braves und gehorsames Kind zu sein, alles zu tun, was mir gesagt würde und meinen Eigenwillen gänzlich aufzugeben.

Wie ich meiner Mutter versprochen, bemühte ich mich, der freundlichen Familie Sommer nicht viel Mühe zu machen. Sie taten für mich, was sie nur konnten. Und da mir nichts Unangenehmes in den Weg kam, war ich die ganze Zeit über fröhlich und glücklich. Agnes war ein gutes, uneigennütziges Kind und ordnete ihren Willen stets dem meinen unter. Große Freude hatte ich an ihrem kleinen zweijährigen Bruder. Oh, wie wünschte ich, einen ebensolch kleinen, lieben Spielgefährten zu haben! Ich wunderte mich, daß ich jemals Puppen leiden mochte, die doch nicht sprechen konnten, und glaubte, ich könnte niemals wieder mit ihnen spielen, nachdem ich diese lebendige Puppe gesehen hatte. Agnes durfte oft mit ihm im Garten spazieren gehen und ihn sogar an- und ausziehen. Ich fühlte mich dort sehr glücklich und meinte schließlich, daß unser Heim doch sehr langweilig wäre, weil ich immer so allein war. Nur zu bald war der Monat vergangen.

Als wir eines Mittags aus der Schule kamen, war mein Vater da, um mich wieder heimzuholen. Das erfreute mich aber durchaus nicht; denn ich wollte Agnes und ihren kleinen Bruder Karl nicht wieder verlassen. Der Kleine lief ins Zimmer, und als ich ihm nachlief und ihn aufhob, fiel es mir ordentlich schwer, die Tränen zu verbergen.

„Sieh, Vater“, sagte ich, „was für ein kleiner Liebling! O Agnes, könnte ich ihn nur mitnehmen.“

Mein Vater lächelte und sagte: „Nicht wahr, Ilse, Agnes ist viel reicher als du?“ Doch als ich das Zimmer verließ, um mich fertig zu machen, sagte Frau Sommer gleichfalls lächelnd: „Ach, Ilse wird Karl bald vergessen.“ Der Abschied wurde mir sehr schwer. Tränen traten mir in die Augen, als ich Lebewohl sagte. Als wir fortgingen, kündigte mir mein Vater, um mich aufzumuntern, eine Überraschung an, die meiner zu Hause wartete. „Du würdest nicht so traurig sein“, sagte er, „wenn du wüßtest, was für ein Geschenk du daheim vorfindest.“ Ich fragte begierig, was es wäre. „Eine Puppe“, antwortete er vergnügt.

Ich wollte gerade erwidern, daß ich gar keine Puppe mehr leiden könnte, als ich daran dachte, wie undankbar das sei. Und ich sagte kühl: „Danke, Papa!“

Trotzdem fuhr er fort, sie näher zu beschreiben. „Sie ist nicht so groß wie Karl“, meinte er.

Bei der Erinnerung an Karl wurde ich lebhafter, blickte zu meinem Vater auf, indem ich in seinen Augen Verständnis für meine Bitte suchte und erwiderte: „O wie gern möchte ich solch einen kleinen Karl haben. Frau Sommer meinte, daß ich ihn bald vergessen würde; aber das tue ich doch nicht.“

Mein Vater lächelte wieder stillvergnügt.

Den Rest des Weges war ich sehr einsilbig. Als wir zu Hause ankamen, sagte mein Vater: „Komm, mein Kind, wir wollen mal sehen, ob du deine neue Puppe leiden magst.“

Er führte mich nach der Kinderstube. Dort stand ein Körbchen mit hübschen blauen Vorhängen. Ich blickte erstaunt hinein. Welch ein reizender Anblick! Ein niedliches kleines Kindchen — ein wirkliches, lebendes Kindchen schlief dort ganz sanft.

„Das ist deine neue Puppe, Ilse“, sagte mein Vater mit schmunzelnder Miene. „Es ist dein kleiner Bruder. Er ist jetzt zwei Wochen alt.“

Ich warf mich meinem Vater in die Arme und weinte vor Freude. „O Papa, Papa“, flüsterte ich zärtlich, indem ich mich fest an ihn schmiegte.

„Ich bedaure nur, daß du ihn nicht leiden magst“, neckte er mich, indem er gleichfalls ganz leise sprach, um mein Brüderchen nicht aufzuwecken.

„O Papa, das habe ich mir ja immer gewünscht“, widersprach ich, indem ich ihn versöhnend wieder von neuem umarmte und küßte. Dann fuhr ich fort: „Ich träumte so oft, ich hätte solch einen kleinen Bruder wie Agnes. O Papa, ist es wirklich unser Kindchen? Wird er hier bleiben? O ich muß ihn noch mal sehen.“ Und mein Vater erlaubte es mir, indem er mir dabei scherzend mit dem Finger drohte, ich solle ihn nur nicht aufessen.

Ungefähr eine Stunde mochte ich bei dem Kleinen geblieben sein, in der ich ihn immer wieder ansah und mein Herz vor Freude fast zu springen schien. Welche Wonne, als er dann erwachte! Das Rinderfräulein nahm ihn auf. Und nun konnte ich seine zarten Händchen und Füßchen betrachten, in seine blauen Auglein gucken und sogar die kleinen, weichen Bäckchen streicheln. Meine Mutter ließ mich darauf rufen. Und obwohl ich nicht gern von dem Kleinen ging, freute ich mich doch, nun auch meiner lieben Mutter von meiner großen Überraschung erzählen zu können.

„Denkst du, daß du ihn liebhaben kannst, meine Ilse, lieber als dich selbst?“ fragte mich meine Mutter, als ich geendet hatte, indem sie mir leicht über das Haar strich und prüfend in die Augen schaute. „O

Mama, ich werde ihn hundertmal lieber haben als mich selbst“, versicherte ich, vor Freude jubelnd.

Meine Mutter wiegte bedächtig den Kopf, als sie erwiderte: „Mein Kind, wie gerne hätte ich gesehen, daß du die andern Menschen wie dich selbst liebst und ihnen Freude zu machen suchst. Es wurde dir schwer, nicht eigennützig zu sein, als du allein warst. Aber nun wird dein kleiner Bruder dich lehren, was es heißt, den Nächsten so lieb wie dich selbst zu haben — vielleicht noch mehr.“

An jenem Tage brachte mir dann mein Vater noch einen Zettel, worauf er folgende Verse geschrieben hatte:

„Die Liebe suchet nicht das Ihre.“ 1. Kor. 13, 5.

„Ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist.“ Phil. 2, 4.

„Denn auch Christus hatte nicht an sich selber Gefallen.“ Röm. 15, 3.

„Meine Kindlein, laffet uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit.“ 1. Joh. 3, 18.

Ich las ihm die Verse laut vor, und er fügte hinzu: „Dein kleiner Bruder wird dich lehren, was das heißt.“

„Wie denn, Papa?“ fragte ich erstaunt.

„Du wirst oft nicht deine Bequemlichkeit oder Freude suchen müssen, sondern die deines Brüderchens. Wenn Gott ihn uns erhält, wirst du oft etwas für ihn aufgeben müssen.“

„O ja, Papa“, war ich schnell dabei zu antworten. „Ich werde nichts lieber tun, als mit ihm zu spielen. Ich werde ihm alle meine Sachen geben und niemals wieder an mich selbst denken.“

„Nun, wir wollen abwarten, mein liebes Kind“, wendete mein Vater ein, als ob er meine bestimmten

Versicherungen für übereilt hielte. „Ich hoffe, daß der Kleine dir ein guter Lehrer in der Uneigennützigkeit sein wird.“

Ich kann euch nicht sagen, wie glücklich ich einige Tage war. Mein Brüderchen war mein erster Gedanke am Morgen und mein letzter am Abend.

Bald kam auch der Tag, wo er mich zum erstenmal anlächelte. Dann fing er an zu lallen und laut zu schreien. Ich lief, sobald ich aus der Schule kam, immer nach der Kinderstube. Dort war ja mein größter Schatz.

Nach einiger Zeit fragte ich selbstgefällig meine Mutter: „Habe ich jetzt schon gelernt, ganz selbstlos zu sein?“

Sie erwiderte nur: „Ich hoffe, du lernst es.“ Im stillen dachte ich, sie hätte etwas mehr zugeben können.

Eines Tages hörte ich meinen Vater sagen: „Sie ist doch schon besser geworden durch ihn.“ Mutter aber schien dies noch nicht ganz zu glauben und meinte: „Ja, bis jetzt ist er ihr immer noch ein neues Spielzeug.“ Ich wußte, sie sprachen von mir und meinem Brüderchen.

Der Kleine wuchs natürlich; es wurde mir allmählich zur Gewohnheit, einen kleinen Bruder zu haben, und ich fand, daß es neben dem Vergnügen auch Schwierigkeiten machte.

Das Kinderfräulein schien mich nicht mehr so zu lieben, seitdem sie das Kindchen auch noch zu versorgen hatte. Sie schalt oft, daß ich zu viel Lärm machte, wenn der Kleine schlief. Auch mußte ich jetzt viel mehr selbst besorgen, was sie früher für mich getan hatte. Ihre Zeit war nun sehr durch die Pflege des Brüderchens in Anspruch genommen.

Eines Tages, als mein Brüderchen ein halbes Jahr alt war, legte ich, eben von der Schule nach Hause

gekommen, mein Zeug wie gewöhnlich auf einen Stuhl, und das Fräulein sollte es aufhängen. Aber sie sagte: „Leg doch deine Sachen selber fort. Du siehst doch, ich gebe Bubi zu trinken, und du bist auch alt genug, um das endlich einmal gelernt zu haben.“

Ich warf alles auf einen Haufen und verließ ärgerlich die Kinderstube. Meine Mutter ging bald darauf hinein. Als sie die Unordnung bemerkte, rief sie: „Ilse, komm und ordne deine Sachen, und lege sie hübsch auf ihren Platz.“

Ihr werdet wohl alle wissen und schon erfahren haben, daß Verdrießlichkeiten den ganzen weiteren Tag verderben können. Nach dem Mittagessen wollte ich ein wenig malen und wünschte dazu meinen Malkasten. Er lag in der Kinderstube oben auf einem hohen Schrank. Ich ging hinein, wo das Kinderfräulein schon wieder mit dem Kleinen beschäftigt war, und rief: „Frieda, reichen Sie mir doch mal bitte —“

„Still“, erwiderte sie flüsternd, „ich versuche das Kind zum Schlafen zu bringen. Es ist heute schon seit fünf Uhr morgens wach und hat so böß mit den Zähnen zu tun. . . Nun sieh, jetzt hast du ihn wieder aufgeweckt. Du bist doch ein rechter Quälgeist.“

Mit leiser Stimme wiederholte ich trotzdem mein Verlangen: „Reichen Sie mir doch bitte meinen Malkasten. Er liegt oben auf dem Schrank.“

Das machte sie noch unwilliger. „Ich kann jetzt nicht, ich habe dir doch gesagt, daß ich erst das Kind zur Ruhe bringen muß.“

„Ich will ihn so lange halten“, lenkte ich eingeschüchtert ein.

„Du ihn halten?“ rief sie höhnisch lachend, „mach, daß du fortkommst und störe den armen kleinen Lieb-

ling nicht noch einmal. Er war gerade eingeschlafen, als du laut hereingepoltert kamst.“

Das war zu viel für mich. Ärgerlich schrie ich: „Wie stellen Sie sich bloß mit dem Kind an! Nicht die geringste Kleinigkeit wollen Sie jetzt mehr für mich tun.“

In gleicher Heftigkeit kam es zurück: „Wer hat sich denn früher so viel aus dem Baby gemacht?“

Zur Wut gereizt, schleuderte ich ihr die furchtbaren Worte hin: „Ich wünschte, es wäre nie geboren.“ Dann warf ich die Tür mit einem lauten Knall hinter mir zu und wußte nicht, was ich jetzt anfangen sollte, so unbehaglich fühlte ich mich. Ich haßte das Kinderfräulein und mich selbst noch mehr. Ich hörte, wie mein Brüderchen weinte, und wußte, daß es meine Schuld war. Da dachte ich an die Zeit, wo ich glaubte, daß ich nie wieder, so lange es lebte, ärgerlich werden könnte. Und nun hatte ich gesagt: „Ich wünschte, es wäre nie geboren.“

Ungefähr eine Stunde mochte ich geweint haben, als meine Mutter heraufkam, um zu sehen, ob das Kind schlief. Sie nahm mich an der Hand, führte mich ins Wohnzimmer und fragte, was vorgefallen wäre. Nur unter Tränen konnte ich hervorbringen: „Ich weckte das Brüderchen wieder auf . . . das Fräulein ist dann ärgerlich geworden . . . sie wollte mir meinen Maltasten nicht herunterreichen . . . ich wurde darauf böse und sagte, sie mache immer so viel Aufhebens mit dem Kind . . . und — ich wünschte — er —“

Hier unterbrach mich die Mutter, indem sie sagte, ich solle mich erst ein wenig beruhigen, dann würde sie zurückkommen und mit mir sprechen. Bald kam

sie wieder und sprach freundlich mit mir: „Meine Ilse, du dachtest vor etlichen Tagen, du wärest schon ganz selbstlos geworden, und nun, wo du durch das Kind zum erstenmal geärgert worden bist und findest, daß der Kleine unsre meiste Sorgfalt und Zeit in Anspruch nimmt, nun zeigst du, daß du noch ebenso selbstsüchtig bist wie früher. Er ist für dich bis jetzt nur ein Spielzeug und Vergnügen gewesen; aber er wird nun älter, und es wird noch manchmal nötig sein, daß du eigene Wünsche darangibst. Brüderchen lehrt dich, nicht das Deine zu suchen, und nun hast du bei der ersten Prüfung nachgegeben. Du dachtest zuerst, du könntest niemals unfreundlich gegen deinen kleinen Bruder sein. Er weint noch immer und ist krank aus Mangel an Schlaf.“

Mein ungezogenes Verhalten tat mir wirklich leid. Über mich selbst verzagt, schluchzte ich: „Mit mir will's aber auch bei allen guten Vorsätzen nie besser werden!“

Meine Mutter rührte meine Reue und Verzagttheit tief. Sie sprach mir freundlich Mut zu: „Mein Kind, du brauchst nicht entmutigt zu sein. Ich hoffe, daß du besser wirst; denn du hast nun gesehen, wie schwach und sündig dein kleines Herz ist. Diese Erkenntnis wird dich zu Gott leiten, und an seiner Stärke kannst du dich wieder aufrichten. Gehe zum Fräulein, bitte für deine häßlichen Worte um Verzeihung, und dann laß uns Gott bitten, daß er dir vergibt und dich in Zukunft wachsamer über dich selbst macht. Du siehst, wie leicht es ist, in Worten zu lieben, und wie schwer, es mit der That zu beweisen.“

Ungeachtet aller Hoffnungen meiner Eltern, daß ich durch meinen kleinen Bruder selbstloser werden

würde, machte ich doch wenig Fortschritte in der Liebe, die nicht das Ihre sucht. Ich hatte mich zwar nun selbst kennengelernt, aber man kann oft in seiner Selbstbesserung einen Schritt vorwärtsgehen und dann stillstehen. Wir mögen wissen, daß wir viele Fehler haben, aber dennoch niemals den ernstlichen Wunsch hegen, davon frei zu werden.

Früher hatte ich Leute sagen hören, daß ich als das einzige Kind meiner Eltern sehr selbstüchtig sei; aber ich wußte doch nicht recht, was sie damit meinten, noch wie weit es bei mir zutraf. Als Albert älter wurde, wurde meine Liebe zu ihm jedoch auf schwere Proben gestellt, woran es sich zeigte, wie sehr mir meine Vergnügungen und meine Bequemlichkeit noch immer über alles gingen. Bei alledem widmete ich mich gern meinem kleinen Bruder.

Ganz besonders hatte ich meine Freude an ihm, als er zu laufen und zu sprechen anfing. Ich war stolz, mit ihm in seinem weißen Kleidchen mit der roten Schärpe spazieren zu gehen. Wenn ich müde vom Spielen war, bekam er meine Spielsachen, wenn ich nicht mehr allein sein mochte, war ich bei ihm. Ich war stets nett zu ihm, wenn er mir keine Mühe machte; aber wenn er einmal verdrießlich war, hatte ich keine Geduld mit ihm. Und wenn ich feinetwegen mit dem Lesen eines Buches aufhören mußte, tat ich es nur murrend und mit Widerwillen.

Als ich zehn und Albert drei Jahre alt war, machten mir meine Eltern die Freude, eine kleine Rindergesellschaft zu geben. Ich durfte meine Freundinnen einladen. Natürlich mußten Agnes und Karl mit dabei sein. Der langersehnte Tag kam heran. Da kam ein Brief von Agnes' Mutter. Nachdem meine

Mutter ihn gelesen, reichte sie ihn mir. Frau Sommer schrieb: „Es tut mir leid, daß Karl nicht kommen kann, weil er ein entzündetes Auge hat. Er bedauert es auch sehr und ist sehr traurig darüber. Da hat Agnes versprochen, zu Hause zu bleiben und ihm schöne Geschichten vorzulesen. So kann sie leider auch nicht kommen. Sie will ihn nicht allein lassen, da er mit seinem kranken Auge sich einsam fühlen würde. Unser Mädchen hat gerade heute ihren Ausgang. Da habe ich genug mit dem Kleinsten zu tun und kann mich daher nicht viel um Karl kümmern. Mein Gatte ist in L. So habe ich denn eingewilligt, daß Agnes heute nachmittag zu Hause bleibt.“

Alle Freude war verdorben! Mir schoß das Blut zu Kopf. Die kleine Gesellschaft würde ohne Agnes nichts sein. Ich war ganz ärgerlich auf sie. „Agnes ist sehr häßlich“, rief ich, „mich auf solche Weise im Stich zu lassen.“

„Es tut mir sehr leid“, sagte meine Mutter, „aber Agnes handelt wie eine gute, selbstlose Schwester. Sie gibt ihre eigne Freude für ihren kleinen Bruder daran. Möchtest du, daß Karl sich heute nachmittag einsam fühlen sollte? Denke doch daran, wie enttäuscht auch er wäre und wie lang ihm die Stunden würden, wenn er mit seinem schmerzenden Auge allein sein müßte. Ich dachte, du liebtest Karlchen sehr. Kannst du denn nichts für ihn aufgeben?“

„Ich kann ihn nicht lieben, wenn er Agnes zu Hause behält“, war meine bittere Antwort.

Meine Mutter blieb freundlich. „Würdest du jemand lieben, Ise, der für dich nicht ein kleines Vergnügen aufgeben könnte? Alle sollen sich stets nach dir richten.“

Die kleine Gesellschaft war sehr vergnügt, obgleich ich die ganze Zeit über Agnes vermißte. Nach einigen Tagen schon wurde ich für die Enttäuschung belohnt. Agnes' Vater war von L. zurückgekehrt und hatte aus diesem Anlaß seinen Kindern eine kleine Feier versprochen. Agnes lud mich dazu ein. Ich lief zur Mutter: „O Mutter, darf ich Sommers morgen nachmittag besuchen? Sie haben auch ein kleines Fest. Agnes wußte bis heute morgen noch nichts davon.“

Meine Mutter überlegte etwas und sagte: „Nun, Ilse, ich mag nicht nein sagen; aber du weißt, daß das Fräulein morgen zu ihrer Schwester muß und der Vater ziemlich krank liegt. Ich hatte damit gerechnet, daß du morgen auf Albert achten würdest.“

„Ach, Albert soll doch mitgehen“, fuhr ich fort. „Ich sagte Agnes sogleich, daß das Fräulein fortgehe. Und sie erwiderte, ich solle Albert mitbringen. Darf ich, Mutter?“

Mutter willigte ein. Aber ach, am selben Abend fing Albert bedenklich an zu husten. Ich tat so, als hörte ich's nicht; aber am nächsten Morgen war seine Erkältung so stark, daß ich wußte, er könnte unmöglich ausgehen. Ich hörte, wie das Kinderfräulein Mutter versprach, bei ihm zu bleiben; aber Mutter nahm ihr Anerbieten nicht an, da es die einzige Gelegenheit war, daß sie ihren Neffen sehen konnte, der nur auf eine Nacht zu Hause war. Mein Gewissen sagte mir nur zu deutlich, daß ich da nicht gehen dürfte, doch ich dachte an Agnes.

Am Nachmittag ging ich zu meiner Mutter und fragte ziemlich furchtsam, welches Kleid ich anziehen sollte. Meine Mutter erwiderte: „Ilse, ich möchte nicht, daß du diese Freude aufgeben sollst, da ich sie

dir versprochen habe, aber was sollen wir mit Albert machen? Du weißt, er kann nicht mit.“ Ich war darauf gefaßt und hatte mir schon als Antwort zurechtgelegt: „Laß Anna doch bei ihm bleiben. Sie kennt so schöne Spiele.“

Mutter war mit diesem Vorschlag nicht einverstanden. Sie meinte: „Ich möchte Anna nicht gern mit Albert allein lassen. Nein, das geht nicht! Aber wenn er sehr still ist, kann er hier in Vaters Zimmer bleiben. Jedoch wird es dem armen Kleinen sehr langweilig werden.“

„Oh“, erwiderte ich, „gib ihm doch sein Bilderbuch, dann ist er schon ganz zufrieden.“ Eine innere Stimme sprach zu mir: „Warum kannst du nicht zu Hause fröhlich sein?“ Sie konnte sich aber gegen meine selbstfüchtigen Empfindungen nicht behaupten. Ich ärgerte mich über Albert und schob ihm die Schuld zu, wenn ich nicht mit reinem Gewissen gehen könnte.

Meine Mutter entließ mich dann, indem sie mir noch einschärfte: „Über eine Bedingung mache ich: Du mußt rechtzeitig zurück sein, um Albert zu Bett zu bringen. Ich kann Vater nicht allein lassen.“

Ich war hochofret. Und als die Uhr drei schlug, küßte ich Albert zärtlich und sagte: „Sei ein guter Junge, und wenn Ilse nach Hause kommt, bringt sie dir eine schöne Apfelsine mit.“

Es würde zu weit führen, Einzelheiten aus der kleinen Gesellschaft wiederzugeben. Die Zeit eilte im Fluge dahin. Um halb sieben Uhr kam Anna, um mich abzuholen. Wir spielten eben „Blinde Kuh“, und mir sollten gerade die Augen verbunden werden, als Anna kam. Einstimmig riefen alle: „Ach, es ist noch viel zu früh, du kannst noch nicht fort.“ Ich erwiderte: „Ich

muß jetzt gehen, denn ich habe es Mutter versprochen; aber vielleicht wartet Anna noch einen Augenblick, bis dies Spiel beendet ist."

Dies Spiel zog sich aber in die Länge. Es verging eine geraume Zeit, bis ich jemand gefangen hatte. Mittlerweile hatte ich ganz vergessen, daß Anna auf mich wartete. Ein Spiel nach dem andern kam an die Reihe, bis Frau Sommer dazwischenrief: „Aber jetzt wird es Zeit, Ilse, nach Hause zu gehen. Das Mädchen sagt, es könne nicht mehr länger warten!"

Wie schrecklich! Anna hatte wenigstens eine Stunde gewartet. Was machte wohl der kleine Albert? Wie unzufrieden würde die Mutter sein! Ich verabschiedete mich schnell und zog mich an. Anna war natürlich sehr ärgerlich und empfing mich mit den Worten: „Deine Mutter wird aber schelten, Ilse! Albert weinte schon vor Müdigkeit, als ich wegging. Und Mutter beruhigte ihn mit den Worten, daß du bald kommen würdest. Ich hätte besser getan, nicht auf dich zu warten. Er wird noch auf sein; denn deine Mutter konnte ja von Vater nicht weggehen, und von der Köchin wollte er nicht zu Bett gebracht werden."

Ich entschuldigte mich, daß ich sie ganz vergessen hätte. „Ich hätte aber niemals meinen kleinen Bruder vergessen", erwiderte Anna.

Als wir zu Hause ankamen, war Albert schon von der Köchin zu Bett gebracht worden. Ich hoffte, mich unbemerkt zurückziehen zu können, aber die Köchin stand oben auf der Treppe und rief mir zu: „Bringe Albert schnell seine Apfelsine; er wartet schon darauf."

O weh! Die hatte ich ganz vergessen. Und ich hatte ihm doch eine versprochen. Beschämt dachte ich daran, daß ich bei Sommers zwei wunderschöne

Apfelsinen allein verzehrt hatte. „Oh“, sagte ich, „ich habe die Apfelsine ganz vergessen. Es tut mir aber wirklich leid.“ —

„Was sollen wir nun mit Albert anfangen? Er spricht die ganze Zeit davon, daß du ihm eine Apfelsine bringen wolltest und ist schon ganz ungeduldig“, herrschte mich die Köchin vorwurfsvoll an.

Meine Mutter kam hinzu. „Ise, du hast heute abend sehr unrecht getan. Der kleine Albert hat sich den ganzen Nachmittag auf den Abend gefreut, wenn du nach Hause kommen, ihm eine Apfelsine mitbringen und ihm Geschichten erzählen würdest. Und nun ist er ganz heiß und fiebert, daß ich schon ganz ängstlich und besorgt bin. Es ist wirklich unrecht von dir.“

Ich sah das ja selbst ein, und es bekümmerte mich tief. „Ich hatte Albert ganz vergessen, liebe Mutter, wirklich, ich dachte nicht an ihn, sonst wäre ich rechtzeitig heimgekommen.“

Die Mutter erwiderte betrübt: „Daß du darüber traurig bist, nützt jetzt nichts mehr. Du hast wieder nur an dich selbst gedacht.“

Mutter wandte sich dann weg, und ich war nun mit meinen unangenehmen Gedanken allein. Ich fühlte mich wirklich beschämt; nicht nur, weil ich Albert so lange allein gelassen und meine Versprechungen gebrochen hatte, zur rechten Zeit zu Hause zu sein, um ihn zu Bett zu bringen, sondern auch, weil ich das kleine Geschenk vergessen hatte, welches ich ihm hatte mitbringen wollen. Da empfand ich es bitter, wie selbstsüchtig ich war und welche üble Folgen es für mich und andre haben konnte.

Unsre Köchin machte für Albert ein wenig Limonade zurecht. Er war über seine Zeit aufgeblieben

und konnte nicht einschlafen, weil er stets an die Apfelsine dachte, die ich ihm mitbringen wollte. Und jetzt weinte er, als er hörte, er würde keine bekommen. Das Mädchen mußte fast die ganze Nacht bei ihm bleiben.

Am nächsten Tage ging es Albert etwas besser. Er mußte aber das Bett hüten. Wir waren noch nicht vom Frühstück aufgestanden, als Agnes mit ihrem Vater eintrat. Sie trug ein Körbchen mit Apfelsinen und Feigen für Albert. Ich mußte mich wieder schämen, als ich sah, daß sie an ihn dachte, während ich, seine Schwester, ihn vergessen hatte. Nachdem sie bei ihm gewesen, fragte sie ihren Vater: „Vater, darf ich hierbleiben und Albert einige Geschichten erzählen? Er ist nicht wohl und hat mich, nicht fortzugehen.“ Herr Sommer erlaubte es ihr, erinnerte sie aber daran, daß sie doch mit ihm zum Teich gehen wollte, um Schlittschuh zu laufen. „Oh“, sagte sie, „ich bleibe lieber hier, wenn Albert so gerne Geschichten hört.“ Sie lief wieder zu meinem Bruder. Meine Mutter aber sagte zu Herrn Sommer, daß sie es nicht gern sähe, wenn Agnes ihr eigenes Vergnügen darangäbe und dableibe.

„Sie findet immer ihre Freude daran, wenn sie etwas für andere tun kann“, erwiderte ihr Vater.

Als Herr Sommer uns wieder verlassen hatte, sagte meine Mutter: „Ilse, ich hatte damals gehofft, als dein Bruder geboren wurde, daß deine Liebe zu ihm deine Selbstsucht vertreiben würde. Aber es wird immer schlimmer mit dir. Wie es scheint, kannst du niemand so lieben, daß du dich selbst dabei vergißt. Es besteht nur eine Hoffnung für dich, Ilse. Ich kann wohl über deine Fehler sprechen, aber ich

kann dein Wesen nicht von diesen Fehlern befreien. So gebe ich dir denn den einen Rat und lege ihn dir dringlich ans Herz: Jesus ist der einzige Arzt, der deine Seele von dieser Krankheit heilen kann. Bete zu ihm, bitte ihn, dein Herz umzuändern und dich ihm ähnlich zu machen; denn auch Christus lebte nicht sich selber zu Gefallen. Wenn du deine Besserung auf diesem Wege nicht ernstlich suchst, wird dein Fehler immer mehr überhandnehmen, und du wirst zu einer selbstflüchtigen Frau heranwachsen, lieblos und unbeliebt."

Meine Mutter verließ mich darauf. Ich weinte bitterlich, aber ich fühlte kein Verlangen nach der Hilfe von oben. Daß mein Herz sich ändern müsse, wenn es besser mit mir werden sollte, konnte ich nicht einsehen. Und wie bisher stellte ich mir auch jetzt, als ich an Jesum dachte, darunter jemand vor, der mich retten würde, wenn ich im Sterben läge. Aber den gegenwärtigen, lebendigen Heiland und Sünderfreund, der allein mir in meiner Lage helfen konnte, erblickte ich nicht in ihm. Dann wieder schien es mir sogar, als würde mir unrecht getan, wenn man mich immer wieder auf meine Fehler aufmerksam machte. Und doch wünschte ich, man könnte auch von mir sagen, was Herr Sommer von Agnes gesagt hatte: „Sie findet immer ihre Freude daran, wenn sie etwas für andere tun kann.“ Schließlich beschloß ich, den ganzen Tag bei Albert zu bleiben, was ich denn auch tat, und glaubte, damit ein großes Opfer gebracht zu haben. Als mich jedoch niemand dafür lobte, war ich sehr verstimmt und in der Aufopferung für meinen Bruder entmutigt. Der Gedanke an Agnes bestärkte mich aber doch in dem Entschluß, mich ihm künftig mehr

zu widmen. Nur blieb es dabei, daß ich ferner das Meine suchte.

Es war ein schöner Wintertag. Ich war nun dreizehn und Albert sechs Jahre alt. Vater und Mutter waren ausgegangen, um einige Freunde, die etwas entfernt wohnten, zu besuchen.

„Ise“, rief Albert, indem er ins Zimmer gelaufen kam, wo ich am Ofen bei einer schönen Geschichte saß, „Ise, komm, laß uns nach dem Teich gehen. Ich habe schon viele Leute mit Schlittschuhen dort hingehen sehen!“

Diese Zumutung meines kleinen Bruders kam mir so ungelegen wie nur möglich. „O Albert“, wies ich ihn ab, „es ist so kalt draußen, ich mag heute nicht hinaus.“ Selbst der Gedanke an die scharfe, kalte Winterluft ist nicht angenehm, wenn man in der Stube dicht am warmen Ofen sitzt. Und mir war, als fühlte ich schon die Kälte, wenn ich mich nur bewegte. Zudem war ich bei dem interessantesten Teil meiner Geschichte und wollte gern wissen, wie diese ausging.

„Komm, laß uns gehen, Ise“, drängte aber mein Bruder weiter. „Es ist wirklich nicht kalt draußen. Ich war eben im Garten und kann dir versichern, es ist heute ganz angenehm.“ Ich war schon wieder eifrig beim Lesen. Ohne aufzublicken, antwortete ich: „Ich kann jetzt nicht gehen, Albert. Lauf nur in den Garten. Vielleicht spielen wir nach dem Mittagessen. Ich möchte dies gern fertig lesen. Quäl mich doch nicht mehr!“

Mein kleiner Bruder bettelte nicht länger, wenn er mit aller Bestimmtheit abgewiesen wurde. Und so ging er denn auch darauf traurig ans Fenster und sagte nichts weiter. Nach einigen Minuten kam eine

Schulkameradin von mir, Nelli Braun, mit ihrem großen Bruder Heinrich, einem hübschen, schlanken jungen Mann von siebzehn Jahren. Sie hatten Schlittschuhe in der Hand und baten uns, mit zum Teich zu gehen.

„O Ilse, laß uns mitgehen“, bat Albert, indem er sich neue Hoffnungen machte.

„Gut“, sagte ich, „dann lauf zum Fräulein und laß dich warm anziehen. Du kannst mit Nelli gehen, ich werde bald nachkommen.“

Albert war voller Freude. „Bleib nicht zu lange“, riefen mir alle zu, als sie fortgingen. Ich freute mich, daß Albert nun endlich befriedigt war und ich meine Geschichte ungestört am warmen Ofen beenden konnte. Nicht eher stand ich auf, als bis ich damit fertig war. Dann trat ich ans Fenster. Ich zitterte ordentlich vor Kälte, als ich auf die Straße schaute. „O“, dachte ich, „jetzt muß ich aber fort.“ Im selben Augenblick kam das Fräulein herein, um den Mittagstisch zu decken.

„Es kann doch noch nicht so spät sein“, rief ich erstaunt. „Ich muß sofort zum Teich, sonst kommen sie zurück, und ich bin noch nicht dagewesen.“ Das Fräulein schaute mich verwundert an: „Bist du noch nicht dagewesen, Ilse? Ich sehe es nicht gern, wenn Albert allein fort ist. Er sagte mir, du würdest sofort nachkommen.“

„Ich hatte keine Ahnung, daß er schon so lange fort ist. Über dem Lesen ist mir der Morgen furchtbar schnell vergangen. Nun kann es ja nicht mehr lange dauern, dann kommt er zurück.“

Das Fräulein nahm das Geschirr wieder zusammen und sagte: „Ja, es ist Zeit, daß er zurück.“

kommt.“ Dann gebot sie mir: „Geh und hole ihn! Sie mögen sonst alle die Zeit verpassen wie du.“

Ich gehorchte sofort, denn ich fürchtete, auch Mutter würde es unrecht finden, wenn sie hörte, daß ich Albert allein gelassen hätte, nur um eine Geschichte zu Ende zu lesen. Nachdem ich mich eilig angezogen hatte, lief ich zum Teich.

Von ferne sah ich schon, daß niemand mehr auf dem Eise war; nur etwas rechts vom Teich vor einem kleinen Häuschen stand eine Anzahl Menschen. Eine schreckliche Angst ergriff mich. Albert mußte etwas zugestoßen sein. Und als ich einen der Vorübergehenden sagen hörte: „Es ist Horts kleiner Junge“, war ich völlig darauf vorbereitet. „Er ist eingebrochen und ertrunken“, das war mein erster Gedanke. Ich schrie laut auf und wollte wieder nach Hause laufen, aber es trieb mich mit unbeschreiblicher Angst doch zum Häuschen. Dort ganz außer Atem und mit hochklopfendem Herzen angekommen, rührte mich jemand an und sagte: „Nur keine Sorge, Fräulein Hort, es wird schon wieder besser werden.“ — „Ist er nicht ertrunken?“ fragte ich hastig. — „O nein, er ist nur schlimm hingefallen. Er hockte auf Herrn Brauns Rücken, und als dieser ausglitt, fielen beide.“ — „Was fange ich nun an“, rief ich, „ich weiß, er ist tot.“

Heinrich Braun war unterdes nach Hause gelaufen, und unser Fräulein kam atemlos herbeigeeilt. Ich stand noch immer regungslos auf der gleichen Stelle, bis ihre Stimme mich erschreckte: „Wo ist er? Komm mit, Ilse!“ Und sie zog mich in das Häuschen hinein. Ich werde nie jenen Augenblick vergessen. Der kleine Junge, den ich mit roten Backen und voller Freude hatte weggehen sehen, lag jetzt mit geschlosse-

nen Augen da. Er sah so blaß aus, als ob kein Leben mehr in ihm wäre. Ein Arzt saß an seiner Seite und fühlte seinen Puls. Zwei Frauen standen bei ihm, um ihm zu helfen. Der Arzt winkte uns, still zu sein, und Frau Braun nahm mich bei der Hand, indem sie flüsterte: „Du kannst hier nicht bleiben, mein Kind; denn du wirst den Anblick nicht lange ertragen können. Aber Nelli ist nebenan in der Stube, sie wird dir alles erzählen.“ Sie öffnete die Thür und schob mich langsam in das Zimmer. Nelli saß dort und weinte. Nach und nach erzählte sie mir alles.

Albert hatte sehr vergnügt dem Schlittschuhlaufen zugesehen. Heinrich wollte ihn anfassen, damit er sich auch ein wenig auf dem Eise bewegen konnte. Aber Albert war zu furchtsam, es zu wagen. Darauf schlug Heinrich ihm vor, er könnte ja ein wenig auf seinem Rücken reiten; er wäre stark genug und könnte auch dabei noch Schlittschuh laufen. Albert machte sogleich mit, und Heinrich lief auf dem Eis, welches mit Schnee bedeckt war. Heinrich war sehr vorsichtig, aber der Schnee ballte sich immer mehr um seine Schlittschuhe und bremste. Dabei stolperte und fiel er plötzlich, wobei Albert unter ihn geriet. Heinrich hatte sich nicht im geringsten verletzt, aber der arme Albert wurde bewusstlos aufgehoben. Es war erst vor einer Viertelstunde geschehen. Zum Glück lief auch ein Arzt auf dem Teich Schlittschuh, der ihm dann die erste Hilfe leistete.

Nelli hatte den Unfall bis dahin erzählt, als der Arzt eintrat. Er wandte sich zu Ilse und sagte freundlich zu ihr: „Dein kleiner Bruder ist wieder zu sich gekommen. Er war ganz betäubt von dem schweren Fall, hat sich aber glücklicherweise keine Glieder

gebrochen. Ich denke, es wird bald besser mit ihm werden.“ Dann ging er zum Fräulein und sagte, sie brauche die Eltern nicht zu rufen, da sie ja ohnedies in einigen Stunden zurückkommen würden. „Ich hoffe, Albert wird sich bis dahin besser fühlen. Ich will ihn so bald wie möglich nach Hause bringen lassen.“

Nach ungefähr einer Stunde wurde Albert heimgetragen, und obgleich die Anordnung des Arztes, dabei recht behutsam zu verfahren, peinlich genau befolgt wurde, schien es ihm doch Schmerzen zu bereiten. Als er in seinem Bett lag, wurde er wieder ohnmächtig. Der Arzt hielt es dann für das beste, daß die Eltern benachrichtigt würden, da er jetzt etwas Schlimmes befürchtete. Er schrieb selbst einen Brief, und unser Fräulein ließ ihn durch einen Boten zu den Leuten bringen, wo meine Eltern waren.

Keine Stunde war vergangen, als ein Wagen vor unsrer Thür hielt. Aber jede Minute bis dahin war mir wie eine volle Stunde vorgekommen. Ich lag auf meinem Bett und weinte; denn ich konnte den Anblick Alberts nicht länger ertragen und fürchtete mich auch vor meinen Eltern. Mein Herz klopfte fieberhaft, meine Gedanken klagten mich vorwurfsvoll an. In höchster Spannung hörte ich, wie meine Eltern nach oben liefen, mit dem Fräulein einige Worte wechselten und dann in Alberts Zimmer traten. Bald kamen sie wieder und sprachen auf der Treppe noch mit dem Arzte.

Wie lange ich in meiner bitteren Seelenqual dargelegen habe, weiß ich nicht; aber es wurde schon dunkel, als meine Mutter mein Zimmer betrat. „Ise, mein Kind“, sagte sie — und ich hörte an ihrer Stimme, daß sie weinte —, „warum bleibst du hier allein? Dies

ist eine schwere Stunde für uns alle, und wir müssen uns gegenseitig ermuntern. Du kannst nicht länger in der kalten Stube hier bleiben . . . Sprich doch nur ein Wort, Ilse!"

Ich schluchzte: „Oh, es ist nur meine Schuld, es ist alles meine Schuld! Ich trage Schuld daran, wenn er jetzt stirbt, und ihr werdet mich fortan hassen — ja, ich hasse mich selbst! Was hat der Vater gesagt, Mutter? Mutter!“ Meine Mutter blieb sanft, wenn auch tief bekümmert, als sie erwiderte: „Erzähle, mein Kind, wie es kam, daß du nicht bei Albert warst. Ich habe noch nicht viel gehört.“

Wie dankte ich der Mutter im stillen für jedes ietbe Wort, das sie selbst in dieser Stunde für mich lhate. Und dennoch, wie schämte ich mich im Bewußtsein meiner Schuld vor ihrer unveränderlichen Liebe. „O Mutter“, sagte ich weinend, „du würdest nicht so freundlich zu mir sprechen, wenn du alles wüßtest. Es war so kalt, und ich wollte so gern am Ofen sitzen bleiben und meine Geschichte fertiglesen, deshalb ließ ich ihn auf sein Bitten mit Heinrich und Nelli allein gehen. Aber es war meine Absicht, bald nachzukommen. Ach, es ist ja alles meine Schuld!“

„Es ist wieder der alte Fehler“, fuhr meine Mutter, auch durch mein neues Geständnis nicht verbittert, mit gleich sanfter Stimme fort. „Du hast zuerst an dich gedacht, aber ich will jetzt darüber schweigen. Was auch kommen mag, du hast dadurch eine gute Lehre erhalten, die du niemals vergessen wirst. — Du mußt nicht denken und sagen, daß es alles deine Schuld sei. Du weißt doch, daß kein Sperling vom Dache fällt ohne den Willen des himmlischen Vaters. Und obgleich du dich tadeln mußt, daß du nicht besser

auf Albert geachtet hast, kannst du doch versichert sein, daß der tieftraurige Fall nicht gekommen wäre, wenn Gott ihn nicht zugelassen hätte. Es ist unser einziger Trost, zu wissen, daß es nach Gottes Willen geschehen ist und daß auch dies uns zum Besten dienen muß.“

Ich weinte noch immer. Meine Mutter beugte sich nieder und küßte mich, indem sie sagte: „Beruhige dich, Else, es hätte auch geschehen können, wenn du bei ihm gewesen wärest. Glaubst du das nicht?“

Das konnte ich noch nicht einsehen. Dazu mußte ich mir zu viele Vorwürfe machen. So entgegnete ich schluchzend: „Nein, denn ich hätte es niemals zugelassen, daß Heinrich ihn auf seinen Rücken genommen hätte und aufs Eis gegangen wäre. Ich würde ihn bei mir behalten haben. Glaubst du, Mutter, glaubt der Doktor, daß er sterben wird?“

„Wir hoffen, daß es wieder besser wird“, sagte die Mutter. „Der Doktor kann auch noch nicht sagen, was kommt; aber Albert ist in Gottes Hand. Er ist jedoch ernstlich krank, so daß wir um ihn fürchten müssen.“ Mit einem zärtlichen „Gott helfe dir“ verließ sie das Zimmer.

„Gott helfe dir!“ Ja, Gott allein kann helfen. Ich sprang von meinem Bette auf und kniete nieder. „Lieber Gott!“ rief ich, „um Christi willen erhalte unsern Albert, laß ihn nicht sterben, sondern mache ihn wieder gesund! Lieber, guter Gott, ich bin mein ganzes Leben hindurch selbstfüchtig gewesen. Vergib mir und gib mir ein neues Herz. Vergib, was ich heute getan, und erhalte Albert am Leben. O Herr, hilf mir — hilf mir!“ — Ich konnte nichts mehr sagen. Dies war mein erstes ernstes Gebet. Ich hatte wohl

stets morgens und abends ein Gebet gesprochen, aber niemals mit solcher Inbrunst. Jetzt in meiner Noth schrie meine Seele zu Gott, von dem ich allein Hilfe erwarten konnte. Ich fühlte, daß er der einzige Retter war, an den ich mich wenden konnte — mein Gebet kam aus aufrichtigem Herzen. Später habe ich im Rückblick auf die Stunden innerer Bedrängnis den Text in Jes. 26, 16 gut verstehen können: „Herr, wenn Trübsal da ist, so suchst du dich; wenn du sie züchtigst, so rufen sie ängstlich.“

In der folgenden Nacht konnte ich nur wenig schlafen. Ich hörte jeden Schritt im Hause und achtete auf das geringste Geräusch. Da dachte ich an die Zeit, kurz nachdem Albert geboren war, und was Vater und Mutter mir damals sagten. Mir war's, als ob ich meinen kleinen Bruder nie recht geliebt hätte. Ich hatte immer zuerst an mich gedacht und war vor allem um mein eigenes Vergnügen besorgt gewesen. Nun aber erschrak ich darüber, welch hartes und böses Herz ich hatte. Alle Unfreundlichkeiten gegen Albert traten mir wieder in den Sinn. — Laßt mich euch an dieser Stelle sagen, liebe Kinder, ihr würdet nicht so oft unfreundlich zu euren Geschwistern reden oder sie so lieblos behandeln, wenn ihr öfters daran dächtet, wie schrecklich solche Erinnerungen sind, wenn der liebe Bruder oder die treue Schwester auf dem Krankenbett liegt. Wir möchten am liebsten alles in der Welt darangeben für eine Gelegenheit, ihnen zu zeigen, wie sehr wir sie lieben. — Ich nahm mir dann vor, meinen kleinen Bruder niemals wieder zu vernachlässigen noch zu erzürnen, wenn Gott ihn mir erhalten sollte; aber dann wollte mir der Gedanke an meine eigene Schlechtigkeit und Selbstsucht wieder allen Mut nehmen. In

diesem inneren Kampfe bat ich Gott, er möchte mein Herz reinigen, so wie ich auch um Alberts Leben gebetet hatte.

Da fiel's mir wie Schuppen von den Augen. Ich hatte schon oft von Gott und einem Heiland gehört, welcher mein unreines Herz reinigen könnte, aber dies waren nur leere Worte für mich gewesen. Jetzt trug ich das Bewußtsein in mir, Gott würde mich erhören. Ich wußte zwar, daß mein Zustand an und für sich viel zu hoffnungslos war; aber ich blickte vertrauensvoll auf zu Christo, daß er auch für meine Sünden gestorben sei. So rechnete ich auf Gottes Gnade bei der Erhörung meines Gebets, das das erste rechte Gebet war.

Mein Gebet wurde erhört. Albert starb nicht. Am Morgen wurde mir gesagt, daß jetzt die Gefahr vorüber sei. Er erkannte uns, aber der Arzt sagte, daß er noch sehr ruhig gehalten werden mußte. Am dritten Tage durfte er schon etwas in seinem Bett aufsitzen; aber sobald er aufgerichtet wurde, klagte er über heftige Schmerzen und mußte wieder hingelegt werden. Der Arzt äußerte, daß er wirklich nicht wüßte, wo der kleine Mann sich verletzt hätte. Es wäre wohl das beste, einen weiteren Arzt zu Rate zu ziehen. Dieser kam dann auch gegen Abend. Beide Ärzte untersuchten dann Albert. Sie behorchten und befühlten ihn, brachten ihn in verschiedene Lagen, um herauszufinden, was ihm Schmerz verursachte. Dann riefen sie unsern Vater herbei. Mutter und ich saßen im Wohnzimmer und warteten, bis der Vater und die Ärzte zurückkamen.

„Ich freue mich, sagen zu können“, begann Doktor Weils, „daß keine Gefahr für das Leben des kleinen

Sohnes und Bruders besteht. Aber er muß sich beim Fallen das Rückgrat ein wenig verletzt haben. Ich zweifle jedoch nicht daran, daß es wieder besser wird. Doch wird er einige Monate still auf dem Rücken liegen müssen.“

Der arme kleine Albert! Er konnte weder spielen noch laufen, und dies nun für solch lange Zeit. Ich war ein kräftiges Mädchen und konnte alle meine Glieder gebrauchen. So sollte Albert wenigstens durch mich so viel Unterhaltung wie nur irgend möglich haben, und ich bat Gott, mir dabei zu helfen.

Der Winter verging. Nach einem Vierteljahr durfte Albert ein wenig aufstehen. Wie freuten wir uns, als Doktor Weils ihm an einem schönen Apriltage erlaubte, sich in das nächste Zimmer fahren zu lassen! Eine gute Bekannte fragte mich an jenem Morgen, ob ich einen Ausflug mitmachen wolle, und als ich absagte, weil ich Albert nicht den ganzen Tag alleinlassen mochte, da erwiderte sie: „Du bist ein gutes Kind, du opferst ja alles für deinen kleinen Bruder.“ Für mich war's jedoch kein Opfer. Es machte mir größere Freude, zu sehen, wie Albert am Fenster sitzend sich über den Garten freute und seine kindlichen Bemerkungen über die Vögel und Bäume machte.

Nach vierzehn Tagen kam der Arzt wieder. Nachdem er Albert untersucht hatte, sagte er, daß Albert nach dem Garten gefahren werden könne und im Liegestuhl sitzen dürfe. Der nächste Tag war der 1. Mai — es war ein herrlicher, warmer Maientag, und Albert konnte in den Garten getragen werden. Ich wand einen Blumenkranz und schmückte damit den Eingang zur Laube. Dann pflückte ich noch einige schöne Blumensträuße. Als Albert hineingetragen

wurde, blickte er sich um, und mit leuchtenden Augen rief er: „O wie wunderschön! Hast du diese Blumen hierhergestellt, Ilse? Ich bin so glücklich!“ — „Ich auch, Albert“, erwiderte ich.

Darauf hörte ich, wie Vater zu Mutter sagte: „Wie bin ich Gott dankbar, daß unser lieber Sohn wieder den schönen Sonnenschein genießen kann. Ich glaube, wir haben alle Ursache, zu hoffen, daß er bald wieder völlig hergestellt sein wird. Es übertrifft dies meine Erwartungen. Gott sei Lob und Dank!“

„Und noch etwas anderes stimmt mich dankbar“, erwiderte die Mutter. „Ich freue mich nicht nur, daß unser Liebling wieder besser ist, sondern daß auch Ilse sich gebessert hat und jetzt ihr größtes Vergnügen darin findet, ihn glücklich zu machen. Jetzt weiß sie, daß geben seliger ist als nehmen.“

„Laßt uns Gott für alle seine Gnade danken“, forderte der Vater auf. Darauf knieten wir alle um Alberts Stuhl, und der Vater sprach ein inbrünstiges Dankgebet.

## Der Einfluß des Elternhauses auf das Kind

Der unordentliche Lebenswandel eines Menschen beginnt in der Familie.

„In der Familie?“ hören wir da manche zweifelnd ausrufen und unsere Behauptung in Frage stellen. Sicherlich mag es für manchen ein schweres Zugeständnis bedeuten; aber wenn die Tatsachen es doch beweisen, was dann?

„Es ist nicht wahr,“ werden da verschiedene aufs bestimmteste widersprechen. „Es fällt doch gar nicht schwer, eine ganze Reihe von Beispielen anzuführen, daß junge Leute trotz sorgfältiger Erziehung selbst in christlichem Hause später doch auf Abwege gerieten.“

Derartige Entgegnungen wird man wohl jederzeit hören. Sie mögen scheinbar auf Wahrheit beruhen. Und doch halten wir an unsrer Behauptung fest, daß schon im elterlichen Hause der Keim zu Untugenden und Leidenschaften gelegt wird. Diejenigen, die das nicht zugeben wollen, sind ungenau und oberflächlich in ihren Beobachtungen. Sie erlauben sich ein Urtheil, ohne daß sie die Verhältnisse eingehend geprüft haben, verkehrten vielleicht gar nicht persönlich in solchem Hause; ihre Behauptungen beruhen womöglich nur auf Hörensagen.

Ein kleines Versehen zu Anfang einer Berechnung kann zu großer Verwirrung führen. Ein kleines Schraubchen im Mechanismus einer Maschine, das sich lockert, kann ein großes Werk zum Stillstand bringen. Die geringste Abweichung des Gewehrlaufes von der eigentlichen Schußrichtung kann ein Geschöß viele Meter von seinem Ziel abführen. Durch die Kleinigkeiten im Familienleben, die kaum beachteten Abweichungen von Takt und Ordnung, das Sichgehenlassen der Eltern in Gesprächen, falsche Nachsicht bei Unarten der Kleinen und törichte Hättscheleien können die jungen Füße auf Wege geleitet werden, die mit den Jahren immer weiter von Glück und Wohlergehen abführen. Die Bibel, die Erfahrung und der Verstand bezeugen es, daß die Zukunft eines Kindes von seiner frühesten Erziehung abhängt. Wenn diese verkehrt ist, hält es sehr schwer, den Schaden später wieder gutzumachen.

„Aber,“ hält man dem entgegen, „es sind schon oft aus Kindern, welche unter den schlimmsten Einflüssen aufgewachsen sind, gute und brauchbare Menschen geworden.“

Das mag stimmen; aber wir tun gut, diese Fälle als Ausnahmen zu betrachten, und die Regel bleibt doch, daß der unordentliche Lebenswandel eines Menschen in der Familie beginnt. Eine Unmenge Beispiele ließen sich zur Bekräftigung anführen. Wir wollen zwei zur Lehre und zur Warnung herausgreifen.

Vor einiger Zeit wurde in einer größeren Stadt eine Mutter bewußtlos aus dem Gerichtssaal getragen, in dem ihr Sohn abgeurteilt worden war. Ihr war bei seiner Vernehmung das Herz gebrochen;

er hatte einen Diebstahl begangen. Die Leute schlugen vor Mitleid und Verwunderung die Hände zusammen; denn die Eltern des jungen Mannes waren höchst achtbare Leute, und wie man sagte, auch gute Kirchenglieder. Der Vater stand als Geschäftsmann in ausgezeichnetem Ruf. Man sagte von ihm, sein Wort sei so gut wie eine Unterschrift. Und doch mußte sein Sohn als Dieb verurteilt werden. Er hatte seinen Prinzipal bestohlen.

Fing auch in diesem Falle das Verderben in der Familie an? Jawohl! Zu Hause lernte es der Sohn, unehrlich zu sein. Und er lernte es — von seiner Mutter. Wir wollen einige Unterweisungen wiedergeben, die ihm in der Anehrlichkeit gegeben wurden.

Als Fünfjähriger stand er bei seiner Mutter, Frau Ohlsdorf, und hörte, wie sie zu seiner Tante sagte: „Barker hat sich zu seinem eigenen Schaden vermessen. Ich habe drei Meter Band verlangt und bezahlt, und er hat mir volle vier Meter gegeben.“

Der Knabe horchte und wartete, was jetzt kommen würde. Er dachte von seiner Mutter sehr hoch und glaubte, daß sie nie unrichtig handeln könne.

„Nun, was machst du damit?“ fragte die Tante.

„Ich behalte natürlich alles,“ antwortete Frau Ohlsdorf, als ob das ganz selbstverständlich wäre. „Barker weiß ja nichts davon. Er verdient Geld genug an uns.“ Damit schlang sie das Band um die Finger.

Der kleine Karl hatte diese Antwort von seiner Mutter nicht erwartet. Sie verwunderte ihn nicht wenig. Die Mutter hatte ihm doch immer gesagt, man müsse das zurückgeben, was einem nicht gehört, und nun tat sie es selbst nicht. Andererseits sagte er sich aber

wieder, was seine Mutter tue, könne nicht unrecht sein. Seine Tante Martha, welche er sehr liebte und die ebenfalls großen Einfluß auf sie hatte, war bei aller Rechtschaffenheit ihres Charakters in vieler Hinsicht zu nachsichtig. Sie ließ so manches, womit sie nicht ganz übereinstimmte, ruhig durchgehen, ohne zu widersprechen — aus Furcht, es mit dem Betreffenden verderben zu können, oder daß sonstige Unannehmlichkeiten dadurch entstehen könnten. Hätte sie doch eben nicht geschwiegen, hätte sie es doch zum Ausdruck gebracht, wie zu handeln das allein Richtige in diesem Falle wäre —, dem Knaben wäre vielleicht zeit lebens geholfen gewesen.

Einige Tage später hörte Karl, wie seine Mutter sagte: „Ich habe heute morgen in der Straßenbahn das Fahrgeld gespart.“

„Wieso denn?“ fragte die Schwester.

„Der Schaffner fragte mich nicht darum, bis ich an meiner Zielstation angelangt war,“ war die Erwiderung.

Karl fand dies Verhalten seiner Mutter wieder sehr sonderbar. Und diesmal wagte er an sie die Frage zu richten: „Warum hast du es ihm nicht gegeben, Mama?“

„Es ist seine Sache, sich um die Fahrgäste zu kümmern,“ erwiderte diese, von der Frage des Kleinen etwas unangenehm berührt. Ihr Verhalten gleichsam rechtfertigend, fügte sie hinzu: „Es wird ihm eine Lehre sein.“

Karl sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Aber er weiß ja gar nichts davon.“

„O du bist zu schlau, kleiner Schlingel,“ rief seine Mutter lachend. „Ich habe gar nicht zu dir gesprochen.“

„Kleine Leute haben auch Ohren,“ sagte Tante Martha, in das Lachen ihrer Schwester einstimmend. Damit war die Sache abgetan. Die Mutter dachte nicht daran, wie schwer sie ihre Anehrlichkeit einmal würde bezahlen müssen, und auch die Tante hatte im Augenblick keine Ahnung davon, welch weittragende Folgen solche Unvorsichtigkeit haben konnte. Der kleine Karl hatte eine weitere Unterweisung in der Anehrlichkeit erhalten, die er nicht so bald vergessen sollte.

Einige Zeit später hatte Frau Ohlsdorf beim Wareneinkauf zuviel Geld zurückerhalten. Karl war dabei, als sie davon sprach, und hörte es mit an. Sie zählte ihr Geld nochmals über und berechnete ihren Einkauf.

„Zweifellos habe ich 75 Pfennig zuviel erhalten,“ sagte sie anscheinend erfreut zu ihrer Schwester. „Die Waren kosten soundso viel. Ich legte einen Zehnmarkschein hin und erhielt das und das zurück, ergibt ein Mehr von 75 Pfennig zu meinen Gunsten. Wieder mal um eine Kleinigkeit reicher.“ Lächelnd machte sie sich den Rechenfehler des Kaufmanns zunutze.

Ihre Schwester stimmte ihr im Herzen wohl nicht bei. Ihre Meinung über die Verkehrtheit eines solchen Verhaltens blieb aber auch diesmal unausgesprochen. Bald rief Frau Ohlsdorf das Mädchen herein und trug ihr lachend auf: „Wir wollen uns auf Herrn Heidmanns Kosten etwas Speiseeis leisten. Holen Sie bitte gleich für 75 Pfennig.“

Tante Martha drohte mit dem Finger und sagte leise: „Nein, das ist zu schlimm!“ Aber Karl konnte daran nicht merken, ob sie dafür oder dagegen war. Und als dann das Mädchen zurückkam und sich alle drei an der süßen Schleckerei erfrischen konnten, gab

es auch für den Knaben keine Bedenken über die Richtigkeit und das Vorteilhafte solcher Handlungsweise mehr. Die Mutter machte sich über Herrn Heidmann noch lustig mit den Worten: „Ich fühle mich Herrn Heidmann sehr verbunden für seinen köstlichen Schmaus. Es hat vorzüglich geschmeckt.“

Ist es zu verwundern, daß der Kleine zwei Tage später mit einer Apfelsine in der Hand ins Zimmer trat und auf Befragen über deren Herkunft folgende Auskunft gab: „Eine Frau ließ sie aus ihrem Korb fallen; ich hab' sie aufgehoben, denn sie konnte es nicht sehen, Mama“?

„Aber warum hast du's ihr nicht gesagt, Karl?“ fragte Tante Martha in ernstem Tone.

„Weil ich das nicht wollte,“ antwortete der Junge. „Sie ließ sie fallen; ich selbst habe nichts dazu getan.“ Frau Ohlsdorf war mit dem Verhalten ihres Kindes nicht zufrieden, und doch amüsierte sie sich über seine Schlaueit, wie sie es nannte, und lachte darüber, statt ihn für seine kleine Dieberei zu tadeln. So wurde das Kind zur Unredlichkeit und Untreue geradezu erzogen — sein späterer unordentlicher Wandel in der Familie vorbereitet. Das geringe Gerechtigkeitsgefühl der Mutter zeigte sich fortwährend an ihrer Freude über die Fehler anderer, die sie sich gern zunutze machte. Nie bemühte sie sich, solch ein Versehen richtigzustellen, und behielt dazu ihre Denkweise nicht für sich, sondern bekannte sie rückhaltlos anderen. Das war der schlimme Einfluß, der von ihr ausging und den sie zu ihrer später nicht geringen Enttäuschung herabziehend auf ihren Sohn ausübte. „Er betrog sich selbst,“ war einer ihrer Lieblingsausdrücke, den Karl sehr oft zu hören bekam. Und als er älter

wurde, verstand er dessen Bedeutung auch immer besser.

Herr Ohlsdorf war ein Mensch von strengerer Rechtschaffenheit als seine Frau und in seiner Handlungsweise bis ins kleinste korrekt. „Zu genau in kleinen Dingen — zu anständig und zu wenig klug,“ sagte seine Frau oft, wenn er sein Mißfallen an ihrem selbstfüchtigen Verhalten äußerte, was mehrfach vorkam. Frau Ohlsdorf hatte deshalb gelernt, auf ihre Worte zu achten, wenn er zu Hause war, und so erfuhr er nichts von dem furchtbaren Verderben, welches sie durch ihre Gesinnung über den werdenden Charakter seines Sohnes brachte.

Als der Junge älter wurde, kam er mehr unter die Aufsicht seines Vaters. Dieser achtete auf seinen Umgang und erlaubte ihm niemals, von Hause wegzubleiben, ohne daß er wußte, wo und mit wem er war. Er kannte nur zu gut die Gefahr schlechter Gesellschaft und hütete seinen Knaben davor mit ängstlicher Sorgfalt.

Ach! Er träumte ja nicht im geringsten von den schlimmen Einflüssen in seiner eigenen Familie. Er dachte niemals daran, daß die Mutter in ihrem Sohn jenes feine Gefühl für Ehrlichkeit zerstörte, ohne welches niemand ruhig ist. Er ahnte nicht, daß sie ihn gelehrt hatte, die Rechte anderer zu mißachten, kleine Vorteile wahrzunehmen und sich etwas anzueignen, was ihm nicht gehörte, wenn er nur vollständig sicher war, daß es verborgen blieb. Wir wollen damit nicht sagen, daß seine Mutter ihm absichtlich und vorsätzlich diese Lehren gab. Sie würde beim bloßen Gedanken an so etwas erschrocken gewesen sein, aber sie hatte ihn durch ihr Beispiel gelehrt.

Ist es bei solchen häuslichen Einflüssen ein Wunder, daß der Knabe, als er zum jungen Mann herangewachsen war, kein bestimmtes Gefühl für Ehrlichkeit besaß, daß er selbstflüchtig und unaufrichtig in seinem Leben war? „Wie man einen Knaben gewöhnt, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird.“ Schlechter Same bringt auch schlechte Frucht hervor.

Von der Gerichtsbarkeit wurde der junge Mann verurteilt, von den Leuten verwünscht und seine arme Mutter bemitleidet. Niemand hatte eine Ahnung davon, daß sie selbst ihn ins Gefängnis gebracht hatte.

Ein anderes Beispiel des verderblichen Einflusses, der in der Familie herrschen kann, lieferte ein junger Mann, der vor Jahren in einer der niedrigsten und schlechtesten Kneipen der Stadt starb. Er war gut erzogen, in einem besseren Hause aufgewachsen und besaß vortreffliche Anlagen. Seine Mutter war eine Frau von seltener Geistes- und Herzensbildung und bei jedermann beliebt. Ein junger Mann, der ins Leben trat, konnte gar nicht besser vorgebildet sein als er.

Es dauerte aber nur einige Jahre, bis ein Schatten auf sein Leben fiel. Er hatte einen schädlichen Genuß zu Hause kennengelernt, der später sein Verderben herbeiführte. Er hatte gelernt, den Wein zu lieben. Sein Vater gehörte zu jenen Leuten, die das Weintrinken als ein Zeichen guter Lebensart betrachteten. Er kannte alle Weine und setzte allen Stolz darein, für einen vortrefflichen Kenner gehalten zu werden. Wenn er einen Freund zu Gaste hatte, mußte es zur Tafel auch zwei Sorten Wein geben, und darüber sprach er dann während der halben Mahlzeit. Er nannte die Männer, welche gegen das schreckliche Unheil der Unmäßigkeit auftraten und diesem Verderben

zu steuern suchen, „klägliche, jämmerliche Fanatiker“. Er bezeichnete reinen Wein und Likör als unschädlich und reichte sie bei besonderen Gelegenheiten auch seinem Sohn, indem er ihm erlaubte, sie mäßig zu genießen. Nur vor Ausschweifungen warnte er ihn.

Aber die Warnungen wurden nicht beachtet, als das Verlangen nach prickelndem Getränk zunahm. Mit zwölf Jahren war der Knabe mit einem Glas leichten Weins zu seiner Mahlzeit zufrieden, mit achtzehn wünschte er zwei Gläser und mit einundzwanzig drei. Zu dieser Zeit hatte er reichlich Umgang mit gleichgesinnten jungen Leuten, die ebenfalls am unmäßigen Zechen ihre Freude fanden. Seine Mutter war die erste, welche vor solchen Gesellschaften warnte; aber sein Vater wollte nicht glauben, daß sein Sohn in Gefahr wäre. Furchtbar war die Enttäuschung, als er vor beschämende Tatsachen gestellt wurde: der junge Mann betrank sich bei einer großen Gesellschaft in seinem eigenen Hause so sehr, daß die Teilnehmer, um sich vor Belästigungen zu schützen, ihn aus ihrem Kreise entfernen mußten. Von jener Zeit an kam kein Wein mehr auf des Vaters Tisch; aber es war zu spät. Das Unheil war schon zu weit vorgeschritten. Mit siebenundzwanzig Jahren starb der unglückliche junge Mann, wie wir bereits angegeben haben, in einer der niedrigsten und verrufensten Speunken der Stadt.

Wir könnten die Reihe der Beispiele für unsre eingangs aufgestellte Behauptung, daß in der Familie der Grund fürs spätere Leben — für Ehrbarkeit oder Schlechtigkeit — gelegt wird, noch bedeutend verlängern. Wie viele junge Leute werden durch Unmäßigkeit aus tüchtigen und befähigten Arbeitern zu

gemeinen, nichtsnutzigen, ja gefährlichen Burschen. Ihre Schaffenskraft geht der Allgemeinheit verloren. Durch ihre Verkommenheit werden sie zu einem Schandfleck der menschlichen Gesellschaft und reißen womöglich auch noch andere in den schaurigen Strudel der Sünde und des Lasters hinein. Nur restlose Zusammenfassung aller vorhandenen Kräfte zu rastloser Arbeit unter Vermeidung aller herabwürdigenden Hindernisse kann ein gesunkenes Volk wieder auf die Höhe bringen. Die Unmäßigkeit hat, da sie dem Menschen seine Widerstandskraft raubt, stets auch andere Sünden im Gefolge. Welch schwere Verantwortung nehmen daher Eltern und Erzieher auf sich, wenn sie es dulden, daß Kinder geistige Getränke genießen, und sei es auch nur in geringen Mengen! Jeder Trinker hat zuerst mit einem Glase angefangen. Fragt sie, wo sie es getrunken haben. In weitaus den meisten Fällen wird es in der Familie, im Elternhaus gewesen sein. Wo fmg demnach ihr Unheil an? Geht einmal den Spuren nach! Fragt einmal die gescheiterten Existenzen, die auch voll kühner Hoffnung ins Leben traten, wo der Anfang ihres Zusammenbruchs liegt! Es wird sich fast durchgängig bestätigen: Der Einfluß des Elternhauses war ausschlaggebend für ihr ganzes weiteres Leben.

## Nur eine kleine Unterhaltung

Es ist schon eine ganze Reihe von Jahren her, daß diese Geschichte sich ereignete; aber ich entsinne mich ihrer noch so deutlich, als sei sie gestern geschehen. Vielleicht kann sie manchem zur heilsamen Warnung dienen. Leider ist das Kartenlegen, Wahrsagen aus der Hand usw. mehr verbreitet, als man gewöhnlich denkt, und hoch und niedrig scheut sich nicht, sich „vorausagen“ zu lassen.

Die das tun, denken nicht daran, daß sie sich auf diese Weise leichtsinnig gegen Gottes Gebot versündigen und daß solche Übertretung nicht ungestraft bleibt. „Es ist ja nur eine kleine Unterhaltung, ein Spaß,“ sagen viele zu ihrer Entschuldigung. O nein, es ist keine Unterhaltung und noch weniger ein Spaß, und wie bitter sich gerade die Mißachtung des dritten Gebotes manchmal rächt, möge die folgende Begebenheit zeigen.

An einem herrlichen Spätsommertage gingen vier fröhliche junge Mädchen über Land, um in einem nahegelegenen Dorfe eine dort wohnende Freundin zu besuchen. In heiterer Unterhaltung mit harmlosen Scherzen verbrachten sie dort gemeinsam den schönen Nachmittag. Als die Gäste sich gerade wieder auf den Heimweg machen wollten, erscholl plötzlich der Ruf: „Zigeuner, Zigeuner!“ Und gleich darauf wurde ein

kleiner Trupp jenes heimatlosen braunen Volkes sichtbar. Bettelnd und wahrsagend durchzog groß und klein das Dorf. Es dauerte nicht lange, da trat ein junges Zigeunerweib mit feurigen schwarzen Augen, ein Kind auf dem Arme haltend, auch in das Zimmer, wo die Freundinnen versammelt waren. In ihrem gebrochenen, aber ganz gut verständlichen Deutsch bat sie um milde Gaben und sagte dann: „O schöne, blanke Fräulein, die schwarz Zita kann auch wahrsagen aus Hand, ganz wahr! Gib mir die Hand rechtes! Wer will hören von Glück und Reichtum? Zita zufrieden ist mit kleinem Lohn.“

Zudringlich ergriff sie die Hand des ihr am nächsten stehenden jungen Mädchens. Doch Martha R. zog ihre Finger unwillig aus der Rechten des braunen Weibes und sagte abweisend: „Ich danke, ich mag mein Schicksal nicht im voraus wissen; denn das ist unrecht und von Gott verboten.“

„Aber liebste Martha,“ sagte Anna T., ein bildhübsches, blühendes Mädchen lachend, „wie kannst du nur alles gleich so tragisch nehmen. Das ist doch nichts als ein reizender kleiner Spaß, eine angenehme Unterhaltung!“

„Nein, es ist kein Spaß,“ beharrte Martha weiter, „ich bin überzeugt, du würdest im Innern fest daran glauben, was die Frau prophezeit. Und darum ist die ganze Sache unrecht, ja Sünde. Ich bitte dich, schicke die Fremde fort. Bedenke doch, was uns der Prediger über das dritte Gebot sagt!“

„Ach was, Martha, sei doch nicht so ängstlich und verdirb uns mit deiner Predigt nicht den Spaß,“ riefen nun auch die beiden Schwestern Elisabeth und Hanna R. „Wir möchten uns Leben gern wissen,

was die Zigeunerin aus unsrer Hand lesen wird. Das kann kein Unrecht sein; denn viele andre Leute tun das auch.“

„Ja, ja, so ist's,“ stimmte Anna T. bei, „und darum wollen wir nicht besser sein als die anderen. Da, gute Frau, da habt ihr meine Hand. Ich will den Anfang machen. Nun prophezeit mir nur etwas recht Schönes!“ Die Zigeunerin lachte verschmizt, setzte ihr Kind auf den Boden, wo es ruhig spielte und die geschenkte Semmel verzehrte. Erwartungsvoll scharten sich die Freundinnen um das braune Weib, und es wurde ihnen doch etwas sonderbar zumute, als es die Rechte des hübschen Mädchens ergriff und nach verschiedenen unverständlichen Worten feierlich begann: „Glück und Unglück kommen aus einer Hand. Die blanke Tochter verheiraten sich zweimal sehr glücklich und verlieren zweimal das Liebste! — Zufrieden, Fräulein?“

„Nun, mehr kann man nicht verlangen,“ entgegnete Anna T., indem sie etwas gezwungen lachte. „Zwei Männer und mit beiden glücklich. Ich muß gestehen, ich wäre mit einem zufrieden. Aber nun bist du an der Reihe, Elisabeth. Ich bin neugierig, was die Sibylle dir prophezeien wird.“

„So laßt doch endlich den Unsinn,“ rief Martha R. unwillig. „Ich dünkte, ihr hättet nun genug davon. Macht euch lieber fertig, damit wir nicht so spät nach Hause kommen!“

Doch davon wollten die andern immer noch nichts wissen. — „Nun laßt uns das Spiel auch zu Ende führen,“ riefen sie in jugendlichem Übermut, „jest wird's erst interessant. Nach Hause kommen wir noch rechtzeitig genug. Hanna, laß dir nichts einreden,

fahre du jetzt fort.“ Betrübt und über solchen gefährlichen Leichtsinns bekümmert, setzte sich Martha wieder auf ihren Platz, während die jugendliche Hanna der Zigeunerin ihre Rechte bot. Sei es nun, daß die Wahrsagerin durch die Gegenreden erboht war oder daß der klingende Lohn Hannas ihr nicht genug zusagte, sie machte diesmal wenig Umstände. „Ihr werdet am . . . ten Juli 18 . . . sterben,“ sagte sie mit höhnischem Lachen, raffte hastig das Kind vom Boden auf und verschwand, ehe die verblüfften Mädchen noch wußten, wie ihnen geschah. Hanna R. war totenbleich geworden, und erschrocken sahen die andern bald auf sie, bald auf die davoneilende Zigeunerin.

Bis auf Martha R. standen alle unter dem Bann einer unheimlichen Macht und bereuten bitter, der Freundin nicht gefolgt zu sein. Sie allein hatte ihre Fassung nicht verloren. In energischem Tone und bester Absicht ergriff sie jetzt das Wort, um die erschreckten Mädchen wegen ihrer törichten Angstlichkeit und Besorgnis gehörig zurechtzusetzen: „Seht ihr wohl, das kommt davon! Wer nicht hören will, muß fühlen. Ich wußte ja, daß dabei nichts Gutes herauskommen könnte. — Hanna, ich bitte dich, mach' nicht solch verzweifeltes Gesicht! Du wirst doch nicht etwa glauben, was das dumme Weib gesagt hat? Unser Leben steht allezeit in Gottes Hand, und wie sollte er einem Zigeunerweibe dessen Ziel und Ende offenbaren! Komm, sei vernünftig und vergiß die ganze Dummheit.“

Doch das war leichter gesagt als getan. Obwohl Martha sich auf dem Heimweg die erdenklichste Mühe gab, die Freundinnen auf andere Gedanken zu bringen, wollte ihr dies nicht gelingen. Es lag ein unheimlicher

Bann auf der noch vor kurzem so frohen jungen Gesellschaft. Trübsinnig und mißgestimmt kamen sie zu Hause an; besonders Hanna R. war sehr erregt. Sie konnte die Prophezeiung des Zigeunerweibes nicht einen Augenblick vergessen. Und gerade dieses Nichtvergessen-Können betrachtete sie als sicheren Beweis, daß die Frau wahr geredet hatte. Infolgedessen beunruhigte und quälte sie unausgesetzt der Gedanke an ihren nahen Tod und raubte ihr jede Lust und Freude am Leben. Mit dem Näherrücken des bezeichneten Tages nahm ihre Seelenangst zu, und das noch vor kurzer Zeit frische und fröhliche Mädchen verzehrte sich förmlich vor Furcht und Erwarten der Dinge, die da kommen sollten.

Auch die andern litten mehr oder weniger an der Erinnerung an jenen törichten Jugendstreich. Die einzige Unbefangene und Unveränderte war Martha R. Und mit allen Kräften bemühte sie sich, der lieben Freundin den Glauben an die Prophezeiung auszureden. Leider waren jedoch ihre freundlichen Vorstellungen ganz umsonst. Hanna verfiel immer mehr, und ihre einstige jugendliche Heiterkeit verwandelte sich in Trübsinn und dumpfes Hinbrüten. „Laß mich, seinem Schicksal kann nun einmal niemand entgehen,“ sagte sie ergeben, wenn Martha sie unter Tränen bat, sich aufzuraffen und durch Gottvertrauen und Fröhlichkeit die Reden des braunen Weibes Lügen zu strafen.

Als der verhängnisvolle Tag herankam, lag die Bedauernswerte todkrank und fiebernd im Bette, und der Arzt erklärte, daß sie ihrem Ende entgegenginge. — „Reißend schneller Verfall der Kräfte,“ hatte er achselzuckend festgestellt und dann hinzugefügt:

„Mir geradezu unerklärlich, da die Patientin weder Anlage zu Schwindsucht noch Auszehrung hat, sondern ihrer Naturanlage nach ein hohes Alter erreichen könnte! Es ist geradezu, als ob ein inneres Feuer alle Lebenskräfte verzehre.“

So war's tatsächlich. Die Angst vor dem Eintreffen der Prophezeiung raffte die Ärmste in der Blüte der Jahre dahin. Zwar war es ihr noch vergönnt, in Frieden mit Gott und den Menschen zu sterben, aber das änderte an der Tatsache selbst nichts. Hätte Hanna R. sich nicht wahr sagen lassen, sie wäre gewiß nicht so jung gestorben. Der unheilvolle Glaube an die Prophezeiung und die namenlose Furcht vor deren Erfüllung hatten sie krank gemacht und verursachten auch ihren Tod.

Wenige Wochen bevor Hanna starb, hatte sich Anna S. mit einem achtbaren jungen Mann in guter Lebensstellung verlobt. In ihrem übergroßen Glück vergaß sie zuerst die verhängnisvolle Prophezeiung. Als nun Hanna R. erkrankte und von Tag zu Tag schwächer wurde, dachte Anna mit Entsetzen an die Zigeunerin. Wie, wenn die Unheimliche doch „wahr“ gesagt hätte? Wenn nun auch das zweimalige Heiraten eintreffen müßte? Ach, es wäre schrecklich. Hinfort konnte die arme junge Braut sich nur noch zitternd ihres Glückes erfreuen, und tausendmal bereute sie, daß sie damals nicht auf die Warnungen der treuen Martha gehört hatte. Auch die verständigen Ermahnungen ihres Bräutigams, dem sie endlich die ganze unselige Geschichte beichtete, beruhigten sie wenig. Angstvoll verfolgte sie den Verlauf von Hannas Krankheit. Und jede Nachricht von eingetretener Verschlechterung gab ihr einen Stich ins Herz. „Wenn

Hanna stirbt, weiß ich, was ich weiß," sagte sie weinend. „Geradeso wie sie bin dann auch ich meinem Schicksal verfallen!" — Es war ganz umsonst, daß man ihr vorstellte, ein Christ könne nie seinem Schicksal verfallen, sondern befinde sich stets in Gottes gnädiger und weiser Vaterhut, und daß ohne des Allmächtigen Willen und Wissen kein Haar von unserm Haupte falle.

„Aber es kann ja gerade Gottes Wille sein, daß ich mein Liebstes bald wieder verlieren soll," stöhnte sie. „Meine Schuld und mein Unglück ist eben, daß ich aus verwerflichem Vorwitz es schon jetzt erfahren habe."

Bei der Nachricht von Hannas Tode war die Ärmste ganz außer sich. Es bedurfte schließlich der ernstesten und strengsten Ermahnungen, um sie zur Einsicht zu bringen, daß die Freundin lediglich aus Angst und Furcht vor der Prophezeiung gestorben sei und sie selber nichts zu befürchten habe, wenn sie im Vertrauen auf den Herrn in die Ehe treten würde. Es blieb trotzdem ein Stachel in ihrer Seele. Und selbst an ihrem Hochzeitstage konnte sie sich eines heimlichen Angstgefühls nicht erwehren. Voll Reue und Scham mußte sie daran denken, wie ungetrübt sie ihr Glück hätte genießen können, wenn sie sich damals nicht hätte wahr sagen lassen. —

Viele Jahre sind vergangen; Annas Mann lebt immer noch, ist frisch, gesund und kräftig, und nichts läßt darauf schließen, daß die schlimme Prophezeiung der Zigeunerin in Erfüllung ginge. Die beiden Eheleute sind sehr glücklich miteinander, und man sollte meinen, es sei nun alles vergessen; denn äußerlich verrät Anna keine Angst mehr. Sie scheint erkannt

zu haben, daß alle unsre Wege, Ziel und Ende allein in Gottes Hand stehen. Manchmal jedoch, besonders wenn ihr Mann verreist ist, kommt die alte Angst wieder über sie und läßt sie sorgen und bangen um des Beliebten Leben. Ja, schon sein Ausbleiben abends über die übliche Zeit verursacht ihr oftmals Unruhe und Schrecken. Der Gedanke: „Wenn's dennoch wahr wäre, was einst die Zigeunerin gesagt hat?“ beängstigt sie dann.

Trotz aller Kämpfe und redlichen Bemühungen kann sie nie ganz davon loskommen und gelangt auf diese Weise niemals zum vollen, ruhigen, ungestörten Genuß ihres Glückes. „Hätte ich doch nur jenes Weib nie gesehen!“ hat sie schon häufig geklagt und stöhnt sie auch jetzt noch manchmal. Und dann fährt sie meist fort: „Wer konnte aber auch ahnen, daß sich diese Übertretung des dritten Gebotes so schwer rächen würde! Ohne die Prophezeiung der Zigeunerin lebte die arme Hanna vielleicht heute noch, und ich brauchte nicht unausgesetzt um meinen Mann zu bangen!“

Die Heilige Schrift gibt uns die bestimmte Weisung: „Ihr sollt euch nicht wenden zu den Wahrsagern, und forscht nicht von den Zeichendeutern, daß ihr nicht an ihnen verunreinigt werdet.“ 3. Mose 19, 31.

## Der gute Rat einer Mutter

Rudolf kam wie gewöhnlich müde von der Tagesarbeit nach Hause. Wieder hatte er einen Tag hinter sich, an dem er allerlei Nebenarbeiten in dem Geschäft von Klein & Günther zu verrichten gehabt hatte.

„Mutter,“ sagte er mißmutig, „an solchen Tagen wie heute, an denen ich so mühsame Kleinarbeit zu verrichten hatte, werden meine Gedanken das Bibelwort nicht los: ‚Werdet nicht der Menschen Knechte.‘ Dann spricht diese Aufforderung ganz persönlich zu mir, und ich möchte am liebsten diese mir nicht zusagende Arbeit hinwerfen.“

Frau Haußen war nicht wenig erstaunt, daß die Unzufriedenheit ihres Sohnes mit seiner Arbeit sich bereits zu solcher Verdrossenheit gesteigert hatte. Rudolf fuhr indessen in noch erregterem Tonfall fort: „Ich werde vom Morgen bis zum Abend herumkommandiert, bekomme die allereinfachsten Arbeiten aufgetragen, und nie wird meine Gewissenhaftigkeit anerkannt. Es hat alles einmal seine Grenze! Sollte es denn für mich durchaus keine andere Beschäftigung geben als die, Lohnsklave der Firma Klein & Günther zu sein? Ich glaube, es gibt doch auch andere Arbeit für mich, wo ich mein eigener Herr sein kann.“

Die Mutter erwiderte nicht viel auf Rudolfs Klagen. Dieser erregte Ausbruch von Unzufriedenheit kam ihr überraschend. Sie war nicht darauf gefaßt. So versuchte sie Rudolf mit einigen Ermahnungen zu beruhigen, im stillen von seiner Niedergeschlagenheit tief bekümmert. Vielleicht war ihr sanftes, mütterliches Zureden im gegebenen Augenblick die beste Art, die hochgehenden Wogen innerer Empörung zu glätten.

Als Rudolf am andern Morgen wieder an die Arbeit ging, war der Mißmut schon etwas geschwunden. Hatte er nicht Ursache, zufrieden zu sein, daß er gesund war und arbeiten konnte? Lagen nicht in den Krankenhäusern Hunderte von armen Menschen, deren größte Freude die wäre, erst wieder gesund zu sein und dann irgendwie arbeiten zu können? Doch bei all diesen Erwägungen wurde Rudolf den bedrückenden Gedanken nicht los, daß er nicht am rechten Platze sei. Er hatte das Gefühl, daß er mit seiner Bildung und seinen Fähigkeiten zu ganz etwas anderem berufen sei.

An dem Tage ging einer der Angestellten durch den Keller, wo Rudolf eifrig mit Aufräumarbeiten beschäftigt war. „Warum arbeiten Sie denn so angestrengt, wenn der Geschäftsführer nicht da ist, Hausen? Sie bekommen doch dafür auch nicht mehr Lohn. Wer wird sich so zum Sklaven machen lassen? Ruhen Sie sich doch aus, wenn Gelegenheit dazu da ist.“

Rudolf erwiderte, daß er niemals danach gesehen hätte, ob die Herren da wären oder nicht.

„Wer wird sich denn hier ein Bein um die Arbeit ausreißen! Wenn die Kasse nicht zu Hause ist,

tanzen die Mäuse auf Tischen und Bänken herum! Denken Sie ebenso!“ Mit diesen Worten ging der Kontorist zu seinen Kollegen, die ebenso feierten wie er.

Rudolf hörte, wie sie sich nun über ihn lustig machten. Doch er sagte sich, es wäre ein großes Unrecht, das Vertrauen, das Herr Klein auf ihn setzte, so zu mißbrauchen. Zwar trat auch an ihn die Versuchung heran, sich's gleichfalls bequemer zu machen, sähe ihn doch niemand, und seine Arbeit wäre auch sauer genug. Doch er ließ nicht zu, daß diese Gedanken sich seiner bemächtigten. Er dachte an die Mutter, die auch immer unermüdlich ihrer Pflicht nachging. War ihre Arbeit nicht auch mühsam und unscheinbar? Wieviel Geduld und Unverdroffenheit mußte sie aufbringen, um all der Kleinigkeiten des Alltags in ihrem ewigen Einerlei nicht müde zu werden! Arbeitete sie auch nur, wenn die Augen anderer, und zwar mit befriedigender Anerkennung, auf ihr ruhten? Bei diesem Gedanken packte Rudolf wieder fester zu und kehrte sich nicht mehr daran, wenn andre müßig umherstanden.

Als er am Abend nach Hause kam, sagte seine Mutter nach Tisch zu ihm: „Ich habe die Schriftstelle aufgesucht, welche sagt: ‚Werdet nicht der Menschen Knechte,‘ und ich habe gefunden, daß sie mehr bedeutet, als du denkst. Nimm deine Bibel zur Hand und laß sie uns gemeinsam lesen.“ Dies gefiel dem jungen Mann; denn einmal liebte er seine Bibel sehr, zum andern befand er sich auch eben in der Stimmung zu einer kleinen anregenden Betrachtung.

Nachdem er sich zurechtgesetzt hatte, sagte die Mutter: „Lies 1. Kor. 7, 21—24.“

Rudolf las: „Bist du als Knecht berufen, Sorge dich nicht; doch kannst du frei werden, so brauche es

viel lieber. Denn wer als Knecht berufen ist in dem Herrn, der ist ein Freigelassener des Herrn; desgleichen wer als Freier berufen ist, der ist ein Knecht Christi. Ihr seid teuer erkaufte; werdet nicht der Menschen Knechte. Ein jeglicher, liebe Brüder, worin er berufen ist, darin bleibe er bei Gott.“

Nachdem er dies gelesen hatte, sagte die Mutter: „Sieh, Rudolf, nun hast du auch den rechten Zusammenhang. Paulus schrieb den Brief an die Korinther, von denen etliche Gemeindeglieder in einem niedrigen Dienstverhältnis standen. Selbst diesen sagte er, daß sie da bleiben sollten, wohin Gott sie berufen hat, seien sie doch in den Augen Gottes den Freien völlig gleich. Vor Gott gibt es kein Ansehen der Person. Gott sieht das Herz an. Dann kommt Paulus darauf zu sprechen, daß wir Menschen von Natur alle Knechte sind, Knechte der Sünde. Doch Christus hat uns durch sein heiliges, teures Blut aus dieser Knechtschaft erkaufte. Aber selbst die Freigewordenen können ihre Freiheit wieder verscherzen, indem sie zu viel auf andre hören, sich von ihnen lenken und leiten lassen und Menschenwort für Gotteswort halten. Davor warnt der Apostel, wenn er sagt: ‚Werdet nicht der Menschen Knechte.‘ Wenn wir bedenken, daß wir immer vor dem Angesichte Gottes arbeiten, daß er unser Schicksal leitet und dereinst Rechenschaft von unserm Tun fordern wird, dann werden wir uns nicht durch solche Gedanken unglücklich machen lassen, daß wir durch unsre berufliche Arbeit der Menschen Knechte seien. Wahre Christen fühlen sich in Gottes Dienst, wo es auch immer sei. Schlag doch einmal Eph. 6, 5—8 auf.“

Rudolf las: „Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herrn mit Furcht und Zittern, in Einfalt



„Ich werde vom Morgen bis zum Abend herumkommandiert“

eures Herzens, als Christo; nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes tut von Herzen, mit gutem Willen. Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet und nicht den Menschen, und wisset, was ein jeglicher Gutes tun wird, das wird er von dem Herrn empfangen, er sei ein Knecht oder Freier.“

„Nun weiß ich, was damit gemeint ist,“ fügte der junge Mann hinzu. „Jetzt verstehe ich es, daß man zu gleicher Zeit auch Gott dient, wenn man bei Menschen seine Pflicht treu tut. Dann hat es also doppelten Wert, wenn man jederzeit gewissenhaft in seiner Arbeit ist. Ein Kontorist wollte mich heute nachmittag zum Müßiggang verleiten. Der Prinzipal war gerade ausgegangen, und so meinte er, dürfe man sich's un-gefährdet ein wenig bequemer machen. Nun freue ich mich doch, daß ich diesen bösen Lockungen nicht nachgegeben habe, sondern ununterbrochen weiterarbeitete; denn ich würde mich an den Müßiggang gewöhnen, und der liebe Gott würde solch treulose Trägheit sicher nicht gutheißen, ganz abgesehen davon, daß ich mir selbst schade.“

Das Gesicht der Mutter erhellte sich bei diesen Worten ihres Sohnes. Ging doch daraus hervor, daß sich seine Empörung und Abneigung gegen seine Arbeit gelegt hatte und er auch an diesem Tage treu seinen Pflichten nachgekommen war. „Rudolf,“ sagte sie freundlich, „höre nie auf solche Lockungen, weiche nicht von deinen Grundsätzen. Wahre Freiheit besteht nicht darin, daß man sich gegen jede rechtmäßige Autorität auflehnt und nach eigenem Gutdünken und Ermessen handelt, sondern daß man sich

jederzeit selbst in der Gewalt hat, und aus eigenem Entschluß das Gute will und das Schlechte meidet. In solcher Freiheit kannst, ja sollst du dich immer befinden; kein Mensch wird sie dir nehmen können, nur du kannst darüber gebieten. Wie kannst du da je der Menschen Knecht werden? Ein wahrer Christ ist und bleibt ein Freier in dem Herrn, ob er sich in niedriger oder hoher Stellung befindet! Er verscherzt aber seine eigene Freiheit, wenn er sich selbst zum Sklaven einer Untugend macht."

Aus Rudolfs Gesicht sprach eine freudige Zustimmung zu den Worten der Mutter. Er umarmte sie tränenden Auges. Es tat ihm leid, daß er sie am Abend vorher durch seine harten Worte betrübt hatte. Er nahm sich vor, fortan nicht wieder so leicht entmutigt zu sein.

Es zeigte sich bald, daß auch im Geschäftsleben Treue um Treue gilt. Der junge Mann, der Rudolf in der Abwesenheit des Prinzipals zum Trödeln verleiten wollte, wurde nach einiger Zeit fortgeschickt, da man im Geschäft keine Arbeit für solche Leute mehr hatte; aber Rudolfs Treue und Gewissenhaftigkeit wurde immer mehr belohnt. Er stieg von Stufe zu Stufe, und eines Tages gab es eine große Überraschung für ihn. Der Prinzipal theilte ihm mit, daß er zum Leiter eines Zweiggeschäftes in einer entfernten Stadt ausersehen sei, und fragte ihn, ob er zusagen wolle. Rudolf war natürlich freudigen Herzens einverstanden.

Vertrauensvoll klangen Herrn Kleins Worte, die er dem sich verabschiedenden Rudolf sagte: „Sie sind im Kleinen treu gewesen, wir fürchten nicht im geringsten, daß Sie es im Großen nicht sein werden.“

Bei euch, liebe Leser, mag die Treue im Kleinen nicht immer in solcher Weise belohnt werden wie in diesem Falle; es lohnt sich aber, schon um der Sache selbst willen die Treue im Kleinen dem zu halten, dem man Treue versprochen hat. Der Lohn, der jedem winkt, ist ein reines, ruhiges Gewissen und damit Gottvertrauen und Gesundheit.

## Ein guter Grundsatz

Max und Trudchen Ehrhorn hatten ihre Mutter verloren, und da ihr Vater vor einigen Jahren in Indien dem Fieber erlegen war, so waren die beiden Kleinen jetzt verlassene Waisen. Man konnte mit Recht „verlassen“ sagen, denn niemand aus der großen Verwandtschaft kümmerte sich anscheinend um sie. Nach Frau Ehrhorns Tode hatte deren treue Pflegerin nun schon vierzehn Tage für Max und Trudchen gesorgt; aber jetzt konnte sie es nicht länger, da ihre Mittel nicht ausreichten, und Frau Ehrhorns erspartes Geld war während der langen Krankheit verbraucht. So waren die Kleinen arm und verlassen zurückgeblieben. Vor ihrem Tode hatte die besorgte Mutter an liebe Verwandte geschrieben und sie gebeten, wenn es ihnen möglich wäre, ihren Kindern ein Heim zu bieten. Sei es nun, daß diese so lange überlegten oder die Notlage der Kinder für nicht so schlimm hielten: bei den kleinen Waisen war noch keine Nachricht über ihre weitere Zukunft eingegangen, und die liebevolle Pflegerin sah sich genötigt, noch einmal an all die Verwandten zu schreiben.

Endlich kam denn auch von dem ältesten Bruder der Mutter die langersehnte Antwort. Der Onkel schrieb an die Pflegerin selbst und auch an beide Kinder.

Seine Antwort war so lange ausgeblieben, weil er auf Reisen gewesen war; aber die Kleinen taten ihm herzlich leid, und da auch seine Frau damit einverstanden war, Max und Trudchen ein Heim zu bieten, lud er sie freundlich ein, als seine Kinder in sein Haus zu kommen. Er schrieb, daß auch seine eignen Kinder sie als ihre Geschwister aufnehmen würden. So möchten sie sich also nicht scheuen zu kommen. Ferner sicherte er ihnen völlige Glaubensfreiheit zu; denn er achtete die religiöse Überzeugung von jedermann. Wir müssen hier bemerken, daß Frau Ehrhorn ihre Kinder in der Bibel gut unterrichtet hatte, und da sie völlig nach den Lehren der Heiligen Schrift wandelten, hielten sie auch den siebenten Tag der Woche, den Sonnabend, als den Ruhetag und glaubten an das baldige Kommen des Heilandes. Ihre Mutter hatte sie auf ihrem Sterbebette mit den Worten getröstet, daß es nicht mehr lange währen würde, dann würde der Heiland in Begleitung vieler tausend Engel mit hellen Posaunen vom Himmel herniederkommen, ihr Grab würde sich öffnen, und sie würden sich dann wiedersehen. Sie ermahnte die Kinder, auch ihrem Glauben treu zu bleiben. So war die liebe Mutter von ihnen geschieden, und nie vergaßen Max und Trudchen die Worte, die sie ihnen auf ihrem Sterbebette gesagt hatte.

Da der Onkel ihnen also völlige Glaubensfreiheit zugesagt hatte und ihnen eine freundliche Aufnahme versprach, schrieben die Kinder, von Dank erfüllt, daß sie, wie der Onkel vorgeschlagen, ihr neues Heim am Montag beziehen wollten.

Am Sonntagnachmittag saß ihre kleine Rusine Lotte in der Kinderstube der schönen Villa ihres

Vaters, des Herrn Trautenfels, und war eifrig beschäftigt, eine Girlande aus Tannengrün zu winden, um die Haustür für die Ankunft der neuen Familienglieder zu schmücken. Da trat Hannchen, die ältere Schwester, ein und rief: „Lotte, was machst du hier? Hör' doch nur einmal! Mutter erzählt mir eben, daß du, Trudchen Ehrhorn und ich ein Schlafzimmer haben sollen; denn sie muß für Eduard, Paul und Franz das große Schlafzimmer einrichten, damit Max bei ihnen schlafen kann. Das Kinderfräulein soll mit Willi und Friedchen unser kleines Zimmer haben. Ach, nun hör doch, Lotte, findest du es nicht schrecklich, daß wir mit Gertrud zusammen schlafen sollen?“ Endlich hielt sie inne und blickte fragend auf Lotte.

Doch diese erwiderte: „Nein, das wird ja gerade schön. Ich freue mich schon riesig darauf. Zudem soll Trudchen nur einen Monat älter sein als ich. Papa sagt, sie wird im September zehn Jahre. So werden wir schön zusammen lernen und miteinander spielen können.“

„Ja, aber weißt du,“ erwiderte Hannchen, die eben dreizehn Jahre alt geworden war, über die Antwort der Schwester etwas enttäuscht, „ich mag nicht, daß sie alles genau so wie wir haben sollen. Wir sind doch nun einmal nur Rusinen. Und wenn Papa auch für sie sorgen will, so bleibt er doch immer nur ihr Onkel. Was wird Fräulein Richter dazu sagen, wenn Vater ihr erzählt, daß sie nicht nur uns, sondern auch Max und Trudchen noch unterrichten soll.“

„Papa hat es ihr schon gesagt,“ erwiderte Lotte gelassen. „Sie meinte, wenn wir nicht artiger und fleißiger würden, dann würde es ihr zuviel und Vater

müßte sich nach einer kräftigeren Lehrerin umschauen; aber ich sage dir, Hannchen, laß uns nur recht artig und fleißig sein, dann wundert sich Trudchen, wie gut wir sind.“

Höhnisch lachend verließ Hannchen das Zimmer und trat in die Schulstube ein. Dort saßen der achtjährige Franz und der zwölfjährige Paul, die sich über ihren Vetter Max unterhielten, den sie ja noch nie gesehen hatten. „Wie er wohl aussieht?“ fragte Paul interessiert. „Das ist mir ganz einerlei,“ erwiderte Franz, „wenn er nur nett ist.“ „Nett!“ wiederholte Paul ironisch. „Er soll ja solch frommes Wesen haben. Das kann ich nicht leiden. Fromme Leute sind immer etwas überspannt“, sagt Eduard. Vater meint zwar, es tut uns gut; aber ich sage dir, der kriegt es mit mir zu tun, wenn er mich bekehren will.“

Bei diesen Worten lachte Hannchen hell dazwischen und rief: „Das ist recht, Paul.“

Sie mögen wohl noch lange so gesprochen haben. Lotte war unterdessen in der Kinderstube fleißig an der Arbeit, frischen Wandschmuck herzustellen. Da trat der Vater ein. Sie erzählte ihm, daß der Gärtner ihr die Lannenzweige geschnitten hätte und daß er ihr die Girlande, wenn sie sie fertig hätte, auch an die Tür nageln wollte. Die Mutter hätte ihr schon ein „Herzlich willkommen“ dazu gegeben. „Das ist lieb von dir, Lottchen!“ erwiderte der Vater erfreut. „Mutter hat auch schon Kuchen gebacken für meine neuen Kinder. Sei nur immer recht freundlich zu ihnen. Denk' dich stets in ihre Lage.“

Nachdem noch verschiedene Vorbereitungen für den nächsten Tag getroffen und die Kinder alle zu Bett

waren, saßen Herr und Frau Trautensfels noch lange beisammen und besprachen sich über etliche neue Einrichtungen, die getroffen werden mußten. Dann gingen auch sie zur Ruhe.

Der nächste Tag war regnerisch und ungemütlich. Und als die Familie zu Mittag versammelt war, bedauerte der Vater, daß die kleinen Ehrhorns so unangenehmes Reisewetter hätten, und beauftragte Eduard, am Nachmittag mit dem geschlossenen Wagen an den Bahnhof zu fahren, um Max und Trudchen abzuholen. Das war eine besondere Freude für den ältesten der Familie. Und er beeilte sich, noch vor der Fahrt seine französische Arbeit, die er am nächsten Tage in der Schule abliefern sollte, fertigzustellen. Eduard war vierzehn Jahre alt, und da es sein einziges Verlangen war, später zu studieren, so schickte ihn der Vater aufs Gymnasium, wo er auch gute Fortschritte machte. Als er noch dasaß und fleißig übersezte, kamen Hannchen und Paul ins Schulzimmer hereingelaufen, und Paul rief: „Welch ein Glück, daß es regnet. Nun kannst du sie zuerst sehen, Eduard. Du kommst aber sofort ins Schulzimmer, wenn du heimkommst, nicht wahr? Vater hat angeordnet, daß wir sie hier erwarten sollen. Er würde sie, nachdem er in der Wohnstube ein wenig mit ihnen gesprochen hat, uns hier vorstellen.“ Daß Eduard sie ihnen aber vorher beschreiben sollte, darauf bestand Hannchen.

Alle Kinder saßen in der Schulstube, als nach etwa einer Stunde der Wagen angerollt kam und Eduard und die neuen Geschwister ausstiegen. Der Vater begrüßte sie herzlich und führte sie dann in die Wohnstube, wo auch die Mutter sie freundlich

empfang. Inzwischen war Eduard ins Schulzimmer gelaufen und rief mit vollem Lachen: „Nein, o nein, Max hat ganz rote Haare und ein käsebleiches Gesicht.“ Alle plakten laut lachend heraus. „Aber hört nur weiter,“ fuhr Eduard, über ihr schallendes Gelächter befriedigt, fort, „Erudchen hat pechschwarzes Haar und große, dunkelbraune Hundeaugen. Sie sieht in ihrem schwarzen Kleid wie eine Nonne aus. Na, was das noch einmal werden soll, das weiß ich nicht!“ Doch diesmal klang seine Beschreibung gar zu übertrieben.

„Wie begrüßten sie dich denn?“ forschte Paul weiter. Eduard hielt es für besser, nunmehr in seiner Erwiderung sachlich zu bleiben. Rühl antwortete er: „Nun, wie ich auch erwartete. Max sagte: ‚Gott sei Dank, daß wir hier sind!‘“

„So fromm sind sie! Paßt mal auf, das treibe ich ihnen bald aus!“ rief Hannchen hastig dazwischen und drohte mit dem Finger.

Sie hatte eben diese Worte ausgesprochen, als der Vater mit seiner kleinen Nichte und seinem Neffen eintrat. Nun begrüßten sich die Kinder in der üblichen Förmlichkeit. Dabei bemerkten alle, daß Eduard wesentlich übertrieben hatte, Max trotz seines rötlichen Haares ein sehr netter Junge sein müsse und Erudchen sehr freundlich war. Nachdem Max und Erudchen sich an dem wohlschmeckenden Mahle neu gestärkt hatten, führten Eduard und Lotte sie im Hause umher, um sie mit ihrem neuen Heim bekannt zu machen. Während der ganzen Zeit saßen Hannchen, Paul und Franz beisammen und lachten und scherzten über die Kleidung, die Angewohnheiten und Eigentümlichkeiten der Ankömmlinge.

Wochen vergingen, und nichts Besonderes ereignete sich. Lotte und Trudchen waren gute Freundinnen geworden, und obgleich Max nicht sehr beliebt war bei den neuen Brüdern, so hatte sich doch niemals Haß geäußert. Der Onkel hatte mit Rücksicht auf seine Pfleglinge die Schulstunden am Sonnabend ausfallen lassen und beschäftigte seine Kinder, soweit er konnte, mit anderer Arbeit. Max und Trudchen konnten tun, was sie wollten, und so gingen sie gewöhnlich mit Lotte, die sich ihnen ganz angeschlossen hatte, nach dem naheliegenden Wald, lasen dort in der Bibel, in anderen guten Büchern oder Kinderblättern und erfreuten sich an der herrlichen Natur.

Eines Sonnabends hatte der Onkel Eduard befohlen, sein Rad zu reinigen. Dies war nun eine Arbeit, die er nicht gern tat, und so knurrte und murrte er über den Auftrag des Vaters. Da ging Max vorbei. Als Eduard ihn erblickte, rief er: „Max, komm mal her, du kannst auch mal etwas tun, du fauler Junge. Du tust immer so fromm und bist der Faulste auf der Welt. Wie reimt sich das?“ Max erwiderte: „Wenn der Onkel das Rad heute noch nicht braucht, so will ich es morgen früh gern putzen, laß es nur stehen.“ Eduard brummte noch leise etwas vor sich hin und ging dann fort.

Am Sonntagmorgen stand Max schon früh auf, um seinem Versprechen nachzukommen. Als er aber das Rad putzen wollte, war es nirgends zu finden. War es vielleicht schon geputzt? Sobald Max das Schlafzimmer verlassen hatte, erzählte Eduard seinen Brüdern, daß er das Rad am Abend versteckt habe, damit Max es nicht zur rechten Zeit für Onkel

bereithätte und dann auch einmal wegen einer Nachlässigkeit bestraft würde.

„Über wenn Max fragt, ob du es schon gepuzt hast, was sagst du dann?“ fragte Paul.

„Ach, ich sage,“ erwiderte Eduard gleichgültig, „der Knecht hat es vielleicht gefunden und puzt es, er solle sich nicht weiter darum kümmern.“

So kam es denn auch. Und Max, der seinem Better keine so schlechte Handlung zutraute, glaubte dessen Worten. Er ging deshalb ruhig in die Schulstube und lernte vor dem Frühstück noch einige englische Vokabeln. Da trat der Onkel ein. „Max,“ sprach er in ernstem, strafendem Ton, „wenn du etwas versprichst, mußt du es auch halten! Eduard sagte mir, du wolltest mein Rad puzen, und nun will ich fort, und es steht schmutzig auf der Diele.“ „Onkel,“ konnte Max nur zaghaft erwidern, „ich habe es gesucht, und da ich es nicht fand, fragte ich Eduard, der mir sagte, es wäre vielleicht schon gepuzt.“ „Bist du denn blind?“ herrschte ihn der Onkel darauf an. „Es hat doch gestern den ganzen Tag auf der Diele gestanden. Und man sucht, bis man es findet, wenn man etwas verspricht.“ Max wollte noch etwas erwidern. Doch der Onkel gab ihm eine Ohrfeige und sagte ihm, daß er zur Strafe jetzt einen Monat lang das Rad sauber halten müsse. Wer war mehr erfreut als Eduard, der seinen Plan so gut gelungen sah! Max schwieg still und dachte an die Worte der lieben Mutter, die sie ihm so oft gesagt hatte: „Es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht tun.“

Erudchen war für ihr Alter ein kleines zartes Mädchen; aber sie war brav und fleißig, und oft stellte Fräulein Richter sie als Beispiel hin, wenn Hannchen

ungehorsam und trotzig war. Dies erregte Haß in Hannchen. Und da Lotte immer alles versuchte, um Trudchen das Leben angenehm zu machen, war Hannchen gegen beide feindselig gesonnen. Lotte merkte es, wie Hannchen immer gegen Trudchen stichelte und ihr, so oft sie konnte, etwas in den Weg legte, was aber Trudchen stillschweigend übersah.

Eines Abends bot sich Hannchens Ränkesucht eine treffliche Gelegenheit zu einem üblen Streich. Die Mädchen hatten im Haus Verstecken gespielt. Da war Hannchen im Dunkeln in die beste Stube geraten, wo eine schöne chinesische Vase stand, die ein guter Bekannter der Mutter aus China mitgebracht hatte. Zu ihrem Unglück stieß sie beim Vorüberlaufen mit ihrem Arm dagegen, und bauz! die wunderschöne Vase lag in Scherben auf dem Teppich. Was war nun zu machen? Wie ärgerlich würde Mutter doch sein! Schnell lief sie wieder aus dem Zimmer hinaus und tat, als ob nichts geschehen wäre. Die Reihe zum Suchen war jetzt an Lotte, und da Trudchen nicht gleich ein Versteck finden konnte, schob Hannchen sie in die gute Stube mit dem bösen Gedanken: Nun kann Mutter annehmen, daß sie es getan hat. Trudchen blieb scheu ganz dicht an der Thür stehen, da sie wußte, daß es eigentlich nicht erlaubt war, diese Stube zu betreten.

Zwei Tage vergingen, und niemand bemerkte etwas von der zerbrochenen Vase. Da trat die Mutter in die Stube und erblickte die Scherben auf dem Fußboden. Ihr Bedauern über den Verlust des Stückes war so groß, daß sie es nicht über sich brachte, auch nur einen Augenblick mit der Feststellung des Missetäters zu warten. Ohne Rücksicht darauf, daß sie den

Unterricht störte, trat sie ins Schulzimmer und fragte: „Wer von euch war in der guten Stube?“ Es folgte keine Antwort. Sie fragte nochmals. Da erwiderte Hannchen, daß Trudchen sich neulich dort versteckt hätte, als sie Verstecken spielten. „Dann bist du es auch gewesen, die die kostbare Vase dort zerbrochen hat,“ fuhr die Mutter sie barsch an. In Trudchen fuhr ein nicht geringer Schreck. Schüchtern erwiderte sie, daß sie sich nicht von der Thür entfernt hätte. Die Mutter forschte darauf weiter nach, ob sonst noch jemand in der Stube gewesen wäre. Da aber niemand dies eingestand, hielt Frau Trautensfels ihren Verdacht gegen Trudchen für begründet und bestätigt und glaubte, ihr eine gerechte Strafe zu geben, wenn sie sie in ihr Zimmer schickte, wo sie den ganzen Nachmittag bleiben mußte. Trudchen widersprach nicht weiter, sondern nahm die unverdiente Strafe ruhig auf sich. Sobald Lotte frei war, ging sie Trudchen nach und versuchte sie zu trösten, denn sie glaubte an ihre Unschuld.

„Aber,“ erwiderte sie, „warum läßt du es denn zu, daß Mutter über dich eine Strafe verhängt, wenn du es nicht gewesen bist?“

„Weil meine Mutter immer sagte,“ antwortete Trudchen ergeben, „daß diejenigen, die in dieser Welt gottselig leben wollen, Verfolgung erdulden werden. Doch, sagte sie mir zum Trost, einmal wird alles ans Licht kommen, wenn nicht zu dieser Zeit, so doch, wenn der Heiland wiederkommt.“ Der Gedanke an diese Worte der Mutter beruhigte Trudchen selbst, so daß sie zuletzt ganz feierlich sprach und es sogar als ein Vorrecht empfand, einmal unverschuldet leiden zu müssen. Beide Freundinnen standen darauf lange

schweigend nebeneinander. Wie sehr wünschte Lotte, auch Trudchens Glauben zu haben; denn diese hatte so oft von dem Himmel und der goldenen Stadt erzählt, und Lotte fing an, sich danach zu sehnen.

Nichts wurde wieder von der zerbrochenen Vase erwähnt. Frau Trautenfels liebte es nicht, lange nachzutragen und sagte sich, daß nun doch nichts mehr an dem Unglück zu ändern wäre und daher mit der Strafe alles erledigt sein müßte. Ferner dachte sie, Trudchen würde sich fortan wohl hüten, ihr noch einmal etwas vorzulügen. Max und Trudchen hielten viel voneinander, und jedes kleine Leid klagten sie sich gegenseitig und ermunterten sich, alles Böse zu vergeben und Onkel und Tante durch ihren Fleiß ihren Dank für all ihre Liebe zu beweisen. Herr und Frau Trautenfels taten viel Gutes an ihren Pflegekindern und liebten sie sehr; aber sie waren sehr streng bei kleinen Versehen und Vergehen, ließen keine böse Handlung, von wem sie auch begangen sein mochte, unbestraft. Das mußte ja auch sein, wenn in der großen Familie immer Ordnung und Eintracht herrschen sollten.

Eines Morgens sprach ein nahewohnender Onkel bei Familie Trautenfels vor und fragte, ob Eduard und Paul ihn auf einige Wochen besuchen könnten. Man willigte gern ein, und der Onkel versprach, am Abend, nachdem er in der Stadt alles erledigt hätte, wieder vorzukommen und die beiden mitzunehmen. Eduard war außer sich vor Freude und überlegte in seiner Ausgelassenheit mit Paul, ob sie nicht einen gediegenen Streich aushecken könnten, ehe sie weggingen. Was ließ sich da aber machen? „Oh“, rief Eduard nach einigem Nachdenken, „ich weiß etwas. Trudchen ist doch immer so furchtsam. Wir wollen

sie einmal tüchtig erschrecken.“ Sein Vorschlag fand begeisterte Zustimmung.

Eduard nahm eine Perücke, die er einmal zu irgendeiner Vorstellung gebraucht hatte, setzte sie auf, band sich eine scheußliche Maske mit einem langen grauen Bart vors Gesicht und sah nun aus wie ein alter Mann. Damit er nicht an seiner Kleidung erkannt würde, zog er einen langen, schäbigen Kittel, der dem Hausknecht gehörte, über, nahm einen Stock in die Hand und schlich gebückt wie ein alter Bettler einher. Als es zu dämmern anfang, sprang Trudchen die Treppe hinauf. Da öffnete sich vor ihr mit einemmal eine Thür, und langsam, mit dem Stocke drohend, kam der alte Mann heraus. Trudchen schrie vor Entsetzen auf und lief, so schnell sie konnte, die Diele entlang, die andere Treppe hinauf, in ihr Zimmer hinein. Doch die schreckliche Gestalt folgte ihr auf den Fersen, und geschwind konnte sie nur noch den Schlüssel in der Thür umdrehen, um ihr zu entkommen. Da pochte es an die Thür. Sie wußte, es war der alte Mann, und laut klopfte ihr kleines Herz. Sie war ganz allein, alle waren unten. Was sollte sie machen? Sie kniete vor ihrem Bette nieder und betete in größter Herzensangst; aber fortwährend klopfte es lauter und immer lauter. Im Gebet wurde sie ruhiger; aber der Schreck war ihr so in die Glieder gefahren, daß sie totenblaß und am ganzen Körper zitternd dalag, als sie endlich Lottes Stimme hörte. Sie öffnete die Thür, und weinend warf sie sich in deren Arme.

„Beruhige dich nur,“ besänftigte Lotte sie, „es war ja nur Eduard, der dich so erschreckt hat. Er hatte sich verkleidet. Lachend kam er zu mir, um mir den Spaß zu erzählen. Ich dachte sofort an dich und bin

gleich heraufgesprungen; aber du mußt es ihm nicht verraten, daß ich dir gesagt habe, wer es war.“ Trudchen schluchzte immer wieder laut auf und konnte sich nicht beruhigen. Eduard und Paul waren unterdessen fortgegangen. Als das Mädchen heraufkam, die Kinder zum Abendessen zu rufen, fand sie Trudchen schwer krank. Sie fieberte stark und weinte immerzu. Lotte wurde sogleich zur Mutter geschickt. Und als diese kam, ordnete sie an, daß Trudchen sofort ins Bett gepackt, ihr etwas Heißes zu trinken gebracht würde und man sie dann schlafen ließe. „Es ist nur eine starke Erkältung,“ meinte sie dann unbesorgt.

Trudchen schlief ein. Doch sobald sie ihre Augen geschlossen hatte, fing sie an zu phantasieren, sich hoch im Bett aufzurichten und zu weinen. Sie verlangte nach ihrem Bruder, und da das Mädchen dachte, es würde dann besser, rief sie ihn. Er erkannte sofort, daß Trudchen sich sehr aufgereggt haben müsse, und da er eine schlimme Krankheit befürchtete, holte er den Onkel. Lange standen sie kopfschüttelnd am Bett des Kindes, dann wurde nach dem Doktor geschickt. Dieser stellte fest, daß es eine Nervenerschütterung sei und ordnete an, daß sie ruhig gehalten werden müsse. Er fragte, was sie am Tage besonderes erlebt hätte. Da aber Lotte nicht im Zimmer war, wußte niemand etwas zu berichten. Von den im Hause Anwesenden wußte ja außer Lotte keiner etwas von dem Streich. Aufregende Tage und Nächte folgten, und bedenklich schüttelte der Doktor den Kopf. Beinahe zwei Wochen vergingen, und noch immer war keine Besserung eingetreten. Der Doktor blieb an jenem Abend, als mit der Krisis zu rechnen war, da, und auch Herr und Frau Trautenfels setzten sich ans Bett. Plötzlich öffnete

Trudchen die Augen und schrie wild, aber klar und verständlich: „Eduard, Eduard, wie hast du mich erschreckt!“ Leise flüsterte der Doktor Herrn Trautenfels zu: „Sie muß etwas Aufregendes erlebt haben. Sprechen Sie einmal mit Ihrem Sohn Eduard.“ Der Vater nickte. Dann richtete Trudchen sich im Bett auf und erzählte lebhaft, daß sie die Base nicht zerbrochen hätte. Ferner redete sie, dabei ängstlich zusammenfahrend, von einem alten Mann, der sie verfolgt hätte. Darauf fiel sie wieder entkräftet zurück. Sie faltete die Hände und betete: „Herr, vergib ihnen allen und bringe sie alle in die goldene Stadt, denn ich liebe sie alle so sehr.“ Der Doktor sprach ihr beruhigende Worte zu, und allmählich schief sie wieder ein. „Jetzt ist das Schlimmste vorbei,“ meinte einige Stunden später der Arzt, als er sich zum Weggehen anschickte. „Sie müssen sich nur erkundigen, Herr Trautenfels, ob ihr etwas Aufregendes widerfahren ist.“

Der Vater telephonierte am andern Morgen an seine Söhne, die sich auch bald darauf im Hause einstellten. Er nahm Eduard allein vor, erzählte ihm, wie das Kind litt und forschte von ihm, weshalb Trudchen seinen Namen so oft erwähnte. Alles mußte Eduard nun eingestehen. Und als der Vater es ihm tieftraurig vorstellte, daß er sich durch diesen bösen Streich leicht ein junges, wertvolles Menschenleben aufs Gewissen geladen hätte, wurde ihm doch recht weh ums Herz, und er bat weinend den Vater, ihm alles zu vergeben. Er gestand auch, wie unrecht er gegen Max damals beim Fahrradpußen gehandelt hatte, und noch manche andre böse Tat kam ans Licht. Der Vater erwiderte darauf nichts, er wandte sich ab

und ging hinaus. Eduard folgte ihm. Er ging in sein Zimmer. Dort fand er Max vor seinem Bett kniend. Er flehte zu Gott um die Erhaltung seiner kleinen Schwester. Eduard kniete sich zu ihm nieder und stammelte auch ein kurzes Gebet, als Max geendet hatte. Dann erhoben sich beide, und Eduard schlang die Arme um seinen nicht wenig verwunderten Vetter und weinte heftig. So umschlungen standen die beiden noch lange da, bis Eduard endlich die Stille unterbrach, indem er sagte: „Max, du sollst von jetzt ab mein rechter Bruder sein.“

Alle Kinder der Familie Trautensfels gelobten sich, Trudchen nicht mehr zu necken, wenn sie wieder gesund würde, und Hannchen war noch nie so liebevoll zu Lotte gewesen wie in den folgenden Tagen. Lange dauerte es jedoch, bis bei Trudchen Besserung eintrat. Nur allmählich erholte sie sich. Nach mehreren Wochen kam endlich der Tag, wo sie wieder aufstehen durfte. Das wurde ein wahres Fest. Lotte brauchte nun nicht allein Girlanden zu winden, um die Stube zu schmücken, nein, alle halfen mit. Und als die treue Mutter das kleine blasse Kind am Nachmittag in das geschmückte Zimmer führte, wo alle Kinder Trudchen freudig erwarteten, brach einstimmiges Jubeln und Singen los. Sogar Willi und Friedchen waren dabei, und alle hatten eine kleine Überraschung für sie. Mit Freuden blickten Vater und Mutter auf die fröhlichen Kinder, die nun auf einmal ein Herz und eine Seele waren.

Noch viele schöne Jahre verlebten Max und Trudchen im Hause ihres Onkels, und durch sie lernte die Familie Trautensfels die Nothwendigkeit und den Wert echten christlichen Lebens kennen.

## Die Macht des Gesanges

Auf der Höhe eines Berges in Pennsylvanien, im Nordosten der Vereinigten Staaten, liegt eine kleine Siedlung, Honeyville genannt. Sie besteht aus zwei Holzhäusern, einigen Hütten, einer alten Scheune und einem kleinen Schuppen, welche von Ackerland umgeben sind. In einem dieser Häuser wohnte eine Familie von sieben Köpfen: Vater, Mutter, drei Knaben und zwei Mädchen. Sie waren erst kürzlich von Michigan dorthin gezogen. Die Mutter war sehr schwach, und deshalb war es ihr Wunsch, dort in den herrlichen Bergen, wo sie den größten Teil ihrer Jugend verlebt hatte, sich wiederum zu erholen und zu kräftigen. Ihre Möbel wurden gerade zur Zeit der großen Johnstown-Überschwemmung im Jahre 1889 befördert, und so hatte die Familie das Unglück, all ihr Hab und Gut zu verlieren.

Die Mutter und ihre beiden kleinen Töchter waren gläubig, und oft konnte man Dankeslieder aus ihrem Munde emporsteigen hören. Eines Morgens schickte die Mutter Nina und Dot zu ihrer verheirateten Schwester, die etwa eine Stunde entfernt wohnte. Der Weg dahin führte zuerst durch einen dichten Wald, darauf an kleinen Häusern und Wiesen vorbei. Die Mutter hatte die Kinder ermahnt, sich

wieder frühzeitig auf den Heimweg zu begeben, da wilde Tiere: Bären, Wildkazen und seit einiger Zeit auch ein „Panther“ (so nennt man in Amerika den Puma oder Silberlöwen) sich im Walde aufhielten, die, da der Winter gerade bevorstand und die Nahrung knapp wurde, besonders gefräßig waren.

Die Kinder verbrachten bei ihrer Tante einige fröhliche Stunden, spielten mit dem Kleinen und vergnügten sich im Freien nach Herzenslust. Nach dem Mittagessen war die Tante sehr beschäftigt, und die Kinder achteten über dem Spiel gar nicht darauf, daß es allmählich Zeit zum Ausbruch wurde. Als die Uhr vier schlug, waren sie nicht wenig erschrocken, daß es schon so spät sei. Die Ermahnung, rechtzeitig zurückzukehren, fiel ihnen wieder ein, und sie machten sich eiligst auf den Heimweg, um womöglich noch vor Dunkelwerden nach Hause zu kommen. Die Tante bangte sich jetzt auch und hätte es lieber gesehen, daß jemand die Kinder begleitet hätte. Lange noch blickte sie ihnen daher unruhig nach.

Die Kinder kamen flink vorwärts, bis sie den Wald erreichten. Da fiel auf einmal Nina ein, es wäre doch recht schön, wenn sie der lieben Mutter etwas mitbringen könnten. „Oh, ich weiß,“ sagte sie, „wo schöne rote Beeren wachsen. Sieh, Dot, dort am Wege. Laß uns einige für Mutter pflücken.“ Sie kletterten über Steine und Baumwurzeln und fanden dann auch Beeren im Überfluß. Ach, das Pflücken und Naschen bereitete doch zuviel Freude! Wie würde sie wohl die Mutter herzen, wenn sie nun auch noch etwas mit heimbrächten! Als sie genug gepflückt zu haben glaubten, traten sie aus dem Wald wieder auf den Weg und marschierten frohgemut weiter. In-

zwischen hatte sich die Sonne immer mehr nach Westen geneigt, und die Bäume warfen lange Schatten auf den Weg, die sich zusehends vergrößerten. Sie hatten den Wald ungefähr halb durchquert, da wurde Dot müde und furchtsam. Nina sprach ihr Ausdauer zu mit den Worten: „Dot, wenn wir erst über den Hügel sind, dann sind wir gleich zu Hause.“ Die Sonne schien jetzt nur noch auf die Baumspitzen des Hügels. Im Walde selbst war es ganz finster.

Bald wurde es auch Nina ganz unheimlich zumute. Doch sie gestand es ihrer Schwester nicht, um sie nicht noch furchtsamer zu machen. Durch Scherz und fröhliches Geplauder suchte sie sie auf andre Gedanken zu bringen. Plötzlich trat zu beider Schrecken ein Panther aus dem Gebüsch heraus. Er blickte sich nach allen Seiten grimmig um. Als er die Kinder bemerkt hatte, duckte er sich und schlich wie eine Katze, die eine Maus fangen will, näher heran. Die Kinder blickten sich eine Weile bestürzt an, dann schmiegte sich Dot ganz eng an ihre größere Schwester an und flüsterte weinend: „O Nina, laß uns laufen.“ Nina wußte aber, daß Laufen hier völlig nutzlos war; denn mit diesem flinken und gewandten Raubtier hätten sie es darin nicht aufnehmen können. Ihr Vater hatte mit ihr einmal darüber gesprochen, wie man sich in Stunden der Furcht und Angst am besten verhalten könne. Daran dachte sie eben, und so ergriff sie fest die Hand der jüngeren Schwester und sagte: „Nein, laß uns ruhig und unbekümmert zugehen, Gott wird uns helfen.“ So gingen sie beherzt den Weg weiter, dem wilden Tier entgegen.

Als die Kinder sich bewegten, blieb der Panther eine Weile stolz aufgerichtet stehen, und indem er sich

dann wieder niederduckte, kam er ihnen langsam immer näher. Sie hatten ihn beinahe erreicht, da bemerkte Nina, welche ihm am nächsten war und ihn andauernd scharf beobachtet hatte, wie er schon zum Sprunge ansetzte. Ihre Spannung stieg aufs äußerste. Da kam ihr plötzlich ein rettender Gedanke. Sie hatte einmal gehört, daß Raubtiere niemals einen Menschen anfallen, der singt. Doch so fieberhaft sie auch nachsann, es wollte ihr im Augenblick kein Lied einfallen. In Verzweiflung blickte sie empor und stieß einen heißen Gebetsseufzer um Hilfe zu Gott aus. Indem sie dabei die letzten Strahlen der Sonne über dem Hügel erblickte, stimmte sie das schöne Lied an:

Goldnes Sonnenlicht ergießet  
Sich auf Meer, Berg, Feld und Flur.

Die Schwester stimmte mit ein, und obgleich ihr Gesang erst schwach und zitternd war, klang das Lied, als sie sich gerade dem Panther gegenüber befanden, klar und hell durch die schöne Abendluft. Der Panther hielt inne und richtete sich zu voller Größe auf. Wie festgebannt stand er regungslos da. Die Kinder gingen Hand in Hand vorüber, ohne sich umzublicken. Wie ergreifend klangen die Worte:

Schönste Sonne, himmlische Wonne,  
Heil'ges Licht im Herzen mein!

Die Kinder kamen immer näher an den Hügel heran. Da hörten sie einen Wagen daherfahren und wußten nun, daß ihnen Hilfe nahe war; aber noch sangen sie. Das Gerassel des Wagens wurde allmählich deutlicher — die erregten Kinder beruhigte es immer mehr. Als sie den Hügel erklimmen hatten,

wagten sie es, sich umzublicken, und sie bemerkten, wie sich der Panther gerade in den Wald zurückzog.

Die Mutter hatte inzwischen oft nach ihren Kindern ausgeschaut und war jedesmal arg enttäuscht gewesen, daß sie noch nicht zu erblicken waren. Schließlich brachte sie es aber nicht mehr über sich, noch länger in Unruhe zu warten, und sie machte sich in der Dämmerung auf die Suche. Nachdem sie eine kleine Strecke gegangen war, hörte sie Gesang und vernahm deutlich die Worte:

Schönste Sonne, himmlische Wonne,  
 Heil'ges Licht im Herzen mein!  
 Wo du thronst, kann Leid nicht weilen,  
 Simmelslicht, so hold und rein!

Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, verschwand aber schnell, während sie lauschte. Es war ein solch überirdischer Klang in den Stimmen — so rein und klar, daß sich der Gesang wie aus Engelsmunde anhörte und nicht wie von ihren eigenen Kindern. Das Lied war zu Ende, als die Kinder auf dem Hügel erschienen. Sie erkannte ihre blassen Gesichter und eilte ihnen entgegen. Als die Kinder ihre Mutter erblickten, stürmten sie so geschwind, wie ihre kleinen Füße sie nur tragen konnten, auf sie zu; aber es dauerte eine ganze Weile, ehe sie imstande waren, zu erzählen.

Nach einigen Tagen gelang es mehreren Jägern, den Panther zu erlegen, vor dessen Beutegier die Kinder nach Gottes wunderbarer Fügung durch den Gesang eines Liedes bewahrt wurden. Doch die Erinnerung an jenes aufregende Erlebnis wird niemals aus dem Gedächtnis der Schreiberin dieser Zeilen schwinden, die selbst eins der Mädchen war.

## Verseß dich in des andern Lage!

„Ich kann nicht länger warten, ich muß mein Geld haben, und wenn Sie nicht bezahlen können, so muß ich die Hypothek dadurch einziehen, daß ich Ihr Grundstück verkaufe,“ war kurz Herrn Mertens' Antwort.

„In diesem Fall,“ erwiderte Herr Baumann niedergeschlagen, „wird es mit großem Verlust verkauft werden, und trotz all der Anstrengungen, die ich gemacht habe, wird meine Familie dann obdachlos sein. Das ist sehr hart, und ich wünschte nur, Sie müßten Ihr Geld so verdienen wie ich! Dann würden Sie sich vielleicht eher in das harte Los eines armen Mannes hineindenken können. Wären Sie nur einmal in einer solchen unglücklichen Lage wie ich gegenwärtig, Sie würden mehr Geduld mit mir haben.“

„Alles weitere Reden ist überflüssig! Ich habe schon dies Jahr gewartet und kann das nicht länger!“ Damit brach der reiche Herr das Gespräch schroff ab, wandte sich wieder seinem Pult zu und schrieb weiter.

Der arme Mann erhob sich und verließ traurig Herrn Mertens' Kontor. Seine letzte Hoffnung war geschwunden. Das stimmte zwar, Herr Mertens hatte ein Jahr gewartet, als er wegen Krankheit in seiner Familie nicht bezahlen konnte. Und er war ihm sehr dankbar dafür gewesen. Dies Jahr hatte er selbst

sieben Monate krank danieder gelegen. In der ganzen langen Zeit konnte er nichts verdienen, und alle seine Ersparnisse waren zum Unterhalt seiner Familie draufgegangen. Ohne diesen Schicksalsschlag hätte er wieder schuldenfrei dastehen können. Nun konnte er seinen Verpflichtungen nicht nachkommen, würde demnächst wieder keine Wohnung haben, und wieder müßte von neuem angefangen werden! Hatte Gott ihn denn vergessen und ihn ganz und gar der Ungnade der Gottlosen überlassen?

Nachdem er das Kontor des Herrn Mertens verlassen hatte, konnte dieser die Bemerkung nicht loswerden, welche der arme Mann gemacht hatte: „Ich wünschte, Sie müßten Ihr Geld so verdienen wie ich.“ Und mitten in seine Zahlen hinein tönte es: „Wären Sie nur einmal in einer so unglücklichen Lage wie ich.“ Diese Worte des armen Mannes ließen ihm keine Ruhe, drängten alle andern Gedanken in ihm zurück, und schließlich mußte er seine Feder weglegen, wobei er zu sich selbst sagte: „Ich glaube, auch ich würde solch ein Schicksal sehr schwer finden. Es schadet vielleicht gar nichts, wenn ich ihn heute nachmittag einmal besuche. Der Mann macht Eindruck auf mich.“

Gegen fünf Uhr setzte er eine graue Perücke auf, legte alte, abgetragene Kleider an und pilgerte nach Herrn Baumanns Häuschen. Frau Baumann, eine bleiche, müde blickende Frau, öffnete auf sein Klopfen. Der Alte bat um die Erlaubnis, eintreten und sich ein wenig ausruhen zu dürfen, da er von einer langen Reise sehr müde und entkräftet sei. Frau Baumann lud ihn freundlich ein und bot ihm den besten Platz an, den das Zimmer aufwies. Dann traf sie Vorbereitungen für das Abendbrot.

Der arme alte Reisende beobachtete sie sehr aufmerksam. Er bemerkte, wie müde ihre Schritte und ihre Bewegungen ausfielen und wie hoffnungslos ihr Ausdruck war. Als etwas später ihr Mann eintrat, flog ein Lächeln über ihr Gesicht. Man sah's ihr an, sie bemühte sich, heiter zu erscheinen. Der Alte merkte dies alles, und er mußte diese Frau bewundern, die um ihres Mannes willen eine Freudigkeit zeigte, nach der ihr gar nicht zumute war. Nachdem der Tisch bereit war, luden sie den Fremden zu ihrer einfachen, kärglichen Mahlzeit ein, indem sie sagten: „Wir können Ihnen leider nicht viel anbieten; aber eine kleine Stärkung nach Ihrer langen Reise wird Ihnen gut tun.“

Er nahm das Anerbieten mit freundlichem Dank an, und während sie das bescheidene Mahl verzehrten, leitete er sie unmerklich dazu, über ihre Verhältnisse zu sprechen.

„Ich habe dies Stück Land zu einem niedrigen Preis gekauft,“ sagte Herr Baumann, „aber anstatt zu warten, bis ich das nötige Geld zum Bauen erspart hätte, wie es vielleicht besser gewesen wäre, borgte ich mir einige tausend Mark. Ich sagte mir, die Zinsen für diese Summe würden nicht so hoch sein wie die Miete, welche ich bezahlen mußte, und ich könne so etwas verdienen. Ich fürchtete nicht, daß mir die Rückzahlung des Geldes Schwierigkeiten machen würde. Nun waren aber im letzten Jahre meine Frau und eins meiner Kinder krank, und die dadurch entstandenen Ausgaben ließen mir nichts übrig, um die Schuld zu bezahlen. Herr Mertens, mein Gläubiger, war damit einverstanden, ein weiteres Jahr zu warten, wenn ich die Zinsen bezahlen wollte, was ich auch tat. Dies Jahr war ich sieben Monate nicht imstande, meiner

Arbeit nachzugehen und etwas zu verdienen, und wenn nun bald der Termin abläuft, werde ich wieder nicht bezahlen können.“

„Aber“, sagte der Fremde beruhigend, „wird Herr Mertens nicht noch ein Jahr warten, wenn Sie ihm die Umstände erzählen?“

„Nein“, antwortete kopfschüttelnd Herr Baumann traurig. „Ich war heute morgen bei ihm, aber er bestand darauf, er müsse sein Geld haben und erklärte, er würde genötigt sein, die Hypothek auf dem Wege der Zwangsvollstreckung einzuziehen.“

„Wie hartherzig muß der Mann sein!“ bemerkte der Fremde teilnahmsvoll.

„Das vielleicht nicht gerade,“ nahm Herr Baumann seinen Bedrucker in Schutz. „Es liegt daran, daß diese reichen Leute nichts von der Not der armen wissen. Sie sind deswegen nicht hartherziger als andre Menschen. Ich bin mir sicher, wenn sie nur den leisesten Begriff davon hätten, was arme Leute durchzumachen haben, so würden sie ihre Herzen dem Elend nicht verschließen. Sie wissen, ein Sprichwort sagt: ‚Wenn ein Armer Hilfe braucht, soll er sich nur an die Armen wenden.‘ Das ist leider so. Nur die Armen kennen das harte Los der Armut. Sie wissen, wie schwer es hält, die Herzen der Menschen zu erreichen und zu rühren, und sie können sich sofort in die Lage des Unglücklichen versetzen und seine Schwierigkeiten verstehen. Deshalb sind sie eher bereit, nach Möglichkeit Hilfe zu leisten. Wenn Herr Mertens sich vorstellen könnte, was ich und meine Familie in der letzten Zeit durchzumachen hatten, ich glaube, er würde bereit sein, lieber mehrere Jahre auf sein Geld zu warten, als uns zu drängen.“

Man kann sich denken, mit welcher Bewegung der Fremde lauschte. Eine neue Welt tat sich vor ihm auf. Bald nach dem Schluß der Mahlzeit erhob er sich, um Abschied zu nehmen, und bedankte sich herzlich für die erwiesene Gastfreundschaft. Die armen Leute luden ihn ein, über Nacht dazubleiben, indem sie sagten, daß sie ihm gern bieten würden, was sie hätten. Er lehnte jedoch dankend ab mit den Worten: „Ich möchte Ihre Freundlichkeit nicht länger in Anspruch nehmen. Ich hoffe, vor Nacht noch das nächste Dorf erreichen zu können und bin dann soviel weiter auf meiner Reise.“

Herr Mertens schlief in der darauffolgenden Nacht nicht viel, lag lange wach und mußte nachdenken. Er hatte an diesem Tage viel gelernt. Bisher hatte er die Armen für stumpfsinnige und unwissende Menschen gehalten, und nun hatte er die erste arme Familie, die er kennenlernte, viel fortgeschrittener in verständiger Teilnahme und wahrer Höflichkeit gefunden als die vornehme, moderne Gesellschaft.

Am nächsten Tage kam ein Junge zu dem Häuschen der armen Leute und gab einen Brief in langem gelbem Umschlag für Herrn Baumann ab. Frau Baumann zitterte, als sie ihn annahm; denn in ihren Augen standen lange gelbe Umschläge mit den Behörden und Gerichten in Verbindung, und sie vermutete, daß er nichts Gutes enthielt. Sie legte ihn beiseite, bis ihr Mann von seiner Arbeit heimkam, und übergab ihm diesen dann. Er öffnete ihn schweigend, las ihn eifrig durch und jubelte dann plötzlich freudig auf: „Dem Herrn sei Dank!“

„Was ist los, Johann?“ fragte seine Frau erstaunt. Er sah von seinem Lesen auf.

„Gute Nachricht, wie ich sie niemals erhofft, ja selbst nicht erträumt hatte.“

„Was ist, erzähle es mir doch schnell,“ drang sie begierig in ihn. „Ich möchte es auch wissen, wenn es etwas Gutes ist!“

„Herr Mertens hat die Hypothek aufgehoben,“ erwiderte der Mann beglückt, „und mir die Rückzahlung des Kapitals wie der Zinsen erlassen. Er schreibt sogar, wenn ich jemals wieder Hilfe brauchte, sollte ich es ihn nur wissen lassen.“

„Wie mich das freut, das gibt mir neuen Mut!“ sagte die glückliche Frau. „Aber was ist nur mit Herrn Mertens vorgegangen?“

Diese plötzliche Gesinnungsänderung war auch Herrn Baumann unbegreiflich. „Gestern morgen noch ließ der Mann sich nicht erbitten,“ sagte er, „und heute schickt er diesen Brief. Ich werde gleich hingehen und ihm erzählen, wie glücklich er uns gemacht hat.“

Er fand Herrn Mertens zu Hause und sprach ihm in lebhaften Worten seinen Dank aus. Diesem schien es aufrichtige Freude zu bereiten, dem Mann aus seiner größten Verlegenheit geholfen zu haben. Und dieser verwunderte sich nicht wenig darüber.

„Was hat Sie nur veranlaßt,“ fragte er schließlich, „uns soviel Freundlichkeit zu erweisen?“

„Ich habe Ihren Rat befolgt,“ erwiderte Herr Mertens, der diese Frage erwartet zu haben schien, „und mich in Ihre Lage versetzt. Sie werden wohl sehr erstaunt sein, zu hören, daß ich der arme Reisende war, dem Sie gestern soviel Freundlichkeit erwiesen.“

„Sollte das wahr sein?“ rief Herr Baumann ungläubig aus. „Wie haben Sie sich so gut verkleiden können?“

„Ich war gar nicht so sehr verkleidet,“ erwiderte dieser lächelnd. „Sie vermuteten nur Herrn Mertens, den reichen Geldmann, nicht in einem armen Reisenden.“

„Nun, das war kein übler Spaß,“ sagte Herr Baumann vergnügt. „Es war in mehr als einer Hinsicht recht gut, und für mich hat es sehr günstig geendet.“

Da machte auch Herr Mertens Geständnisse über die guten Folgen, die dieser Besuch für ihn gehabt hatte. „Ich war erstaunt,“ begann er, „über die weiten und freien Ansichten, welche Sie über die Menschen und ihre Handlungen im allgemeinen aussprachen. Ich dachte, daß ich Ihnen wie an Vermögen so auch an Bildung weit überlegen sei; aber wie beschränkt und engherzig waren meine Ansichten gegen die Ihren. Die edle Gesinnung Ihrer Frau machte tiefen Eindruck auf mich, und auf Ihren Knaben könnte jeder Vater stolz sein. Ich sage Ihnen, Herr Baumann,“ fuhr er dann ganz lebhaft werdend fort, „Sie sind reich — reicher, als Geld jemanden machen kann. Sie verfügen über Schätze, die sich nicht mit Geld erkaufen lassen. Was ich in Ihrem Hause lernte, ist mehr wert, als was Sie mir schuldeten. Ich werde es mir künftig zum Wahlspruch machen: ‚Verseß dich in seine Lage!‘ und werde meine Handlungen danach einrichten.“

## Der rechte Mann am rechten Platz

„Am Paul tut's mir leid, Mutter.“

„Warum denn, Otto?“

„Weil er am nächsten Montag wieder nach jener religionslosen Schule zurück muß, und er möchte gar nicht.“

„Warum möchte er denn nicht?“

„Er sagt, die jungen Leute dort liebten Ausschweifungen, wollten von Religion nichts wissen und verspotteten ihn immer nur wegen seines Glaubens.“

„Es freut mich zu hören, daß Paul darüber betrübt ist; ich hoffe, es ist ein Zeichen dafür, daß er es ernst mit seiner Bekehrung nimmt.“

„O gewiß, Paul ist jetzt ganz anders als in den letzten Ferien, und deshalb kommt er auch so gern hierher.“

„Ich hoffte auch, daß eine Veränderung zum Guten mit ihm vorgegangen sei, sonst hätte ich es nicht gern gesehen, daß du in letzter Zeit so viel mit ihm zusammen warst. Aber was hat ihn denn zum Nachdenken gebracht?“

„Seit sein kleiner Bruder gestorben ist, ist er ganz anders geworden. Es beunruhigte ihn dauernd der Gedanke, daß er dem kleinen lieben Karl so viele Behässigkeiten wegen seines Eifers für seinen Glauben zugefügt

hatte. Er prüfte sich selbst und fand, wieviel besser doch dieser durch seine kindliche Überzeugung geworden war. Das veranlaßte ihn, seinem Glauben näherzutreten. Du weißt, daß er jetzt regelmäßig den Gottesdienst und die Bibelklasse besucht.“

„Ich fürchte nur, daß er zu Hause nicht viel Ermutigung zum Guten findet!“

„Das ist's gerade, Mutter. Seine Eltern geben gar nichts um Religion und sind durch den Todesfall nur noch verbitterter geworden. Sie sehen es durchaus nicht gern, daß Paul uns nähertritt. Er hat sie herzlich gebeten, nicht nach jener Schule zurückkehren zu müssen; aber sie behaupten, es sei eine sehr gute Schule, und er würde dort eine ausgezeichnete Ausbildung erhalten. So muß er gehen. Er gestand es mir aufrichtig, wie ungern er gehorche. Er fürchte, all das Gute, was er hier gelernt habe, werde ihm wieder in Zweifel gestellt und womöglich genommen werden, wenn er wieder unter jene gottlosen jungen Leute kommt. Wäre das nicht sehr zu bedauern?“

„Gewiß sehr, mein lieber Otto; aber er braucht sich seinen Glauben nicht nehmen zu lassen. Es ist nicht gesagt, daß ihn solche Anfeindungen zu Fall bringen müssen. Wenn Paul nach eigener Wahl nach einem solchen Ort der Versuchung ginge, so würde ich sehr um ihn fürchten. Da es aber gegen seinen Willen auf den Wunsch seiner Eltern geschieht, so tut er nur seine Pflicht, wenn er geht. Glaube mir, das wird ihm nicht schaden, kann ihm sogar zum Segen sein.“

„Zum Segen?“

„Ja, zum Segen für ihn und für andre, wenn er dort in aller Demut und unter viel Gebet furchtlos seinen Glauben auslebt, wenn er auf Gott vertraut,

daß er ihm hilft, das Böse zu meiden, und gewissenhaft wie ein Christ wandelt, dann wird sein eigener Glaube wohl geprüft, aber eher gefestigt als erschüttert werden. Das gereicht ihm zum Segen, und durch sein Beispiel wird er auch andern zum Segen werden.“

„Daran habe ich nie gedacht!“

„Er mag sich dort vielleicht nicht so heimisch und glücklich fühlen, wird aber durch die Gnade und Hilfe Gottes viel nützlicher sein und in jener Schule mehr für Christum tun können als in einer andern, wo seine Kameraden eines Glaubens mit ihm wären.“

„Das will ich dem armen Paul sagen. Das wird ihn gewiß trösten.“

„Ja, tue es. Und erzähle ihm auch den Ausspruch eines frommen Mannes, der vor vielen Jahren tiefen Eindruck auf mich machte. Er sagte: ‚Gott schickt seine Kinder niemals an einen Platz ohne einen Auftrag.‘ Wenn der wahre Christ, dem Gebote der Pflicht gehorchend, eine Veränderung in diesem wechselvollen Leben vornehmen muß, dann braucht er sich keine Gedanken darüber zu machen, ob er dadurch auch an den rechten Platz geführt wird. Es gilt für ihn, darauf zu achten, was der Auftrag Gottes für ihn in der neuen Umgebung ist, welche Lehren er dort lernen oder erteilen soll, wodurch dort sein Glaubensleben gefördert werden und er andern zu gleicher Erkenntnis verhelfen kann.

Ich las kürzlich etwas in einer Geschichte der Birmanenmission. Daraus kann ich dir eine gute Illustration hierzu geben. Dort hatte in der Stadt Uva ein Missionar eine kleine Schar eingeborener Christen gesammelt. Einer davon war ein junger Birmane aus vornehmerm Stande. Seine Schwester,

eine Ehrendame bei der Königin des Landes, war sehr unglücklich darüber, daß er den Glauben seiner Väter verlassen hatte. Sie gebrauchte ihre ganze Überredungskunst, um ihn zu einer Änderung zu veranlassen. Als alles nichts nützte, sagte sie sich, daß sie ihren Bruder gewiß nur zur Umkehr bewegen könnte, wenn sie ihn von seinen gefährlichen Freunden, dem Missionar und den Christen, entfernte. Sie bezweifelte nicht, daß er dann bald alle diese neuen Ideen und Lehren vergessen würde. Es gelang ihr durch eine Bittschrift an die Königin, dem jungen Mann eine Stellung als Gouverneur in dem Distrikt Bassein, 100 Meilen von Ava entfernt, zu verschaffen. Das war ein ehrenvolles Anerbieten. Und ich glaube, er hatte keine andre Wahl, als die Stellung anzunehmen; aber der Mut sank ihm, seine Brüder in Christo verlassen und weit weg zu heidnischen Fremdlingen gehen zu müssen. Nur schweren Herzens konnte er sich von ihnen trennen. Er hatte kaum sein neues Amt angetreten und sich mit dessen Pflichten vertraut gemacht, als seine Beamten einige Männer der Karenenstämme vor ihn brachten, die sie in den Dschungeln gefangen hatten und die beschuldigt wurden, einem fremden Gott zu dienen. ‚Welchem Gott?‘ fragte er. ‚Sie nennen ihn den ewigen Gott‘, war die Antwort. Nachdem er noch einige Fragen gestellt hatte, befahl er zum großen Erstaunen aller Anwesenden, daß die Gefangenen losgelassen werden und unbehelligt bleiben sollten. Bald wurde bekannt, daß der Gouverneur nicht nur bereit war, die neue religiöse Sekte zu dulden, sondern daß er selbst dazu gehörte. Während der zwei Jahre, die er in Bassein blieb, schützte er die junge Gemeinde dort wie ein Vater. Und ehe er von dort wegging,

waren in dem Bezirk 2000 Befehte. Sicherlich war er der rechte Mann am rechten Platz, obgleich er, als er hinging, mit Jakob hätte sagen mögen: „Es ist alles gegen mich!“

„Die Geschichte muß Paul auch hören, ich werde sie ihm erzählen, Mutter.“

„Da kann ich dir auch noch eine andre erzählen, die ebenfalls hierzu paßt. Nur ist es schon lange her, seit ich sie gelesen habe, so daß ich mich der Einzelheiten nicht mehr so genau erinnere. Ein gläubiger Seeoffizier schrieb da, daß er zur Zeit eines Krieges auf einen andern Kreuzer versetzt werden sollte. Er machte sich Sorgen, wohin man ihn nun kommandieren würde, bis er erfuhr, daß er für zwei Schiffe in Frage käme. Von dem einen wußte er, daß er christliche Freunde dort vorfinden würde. Das andre hingegen war durch die Gottlosigkeit des Kapitäns und seiner Mannschaft verrufen. Er bemühte sich, auf dem ersteren anzukommen, betete ernstlich darum und war sich schließlich schon gewiß, daß es so kommen würde, wie er wünschte. Da bestimmte ihn der Regierungsbefehl ganz wider Erwarten für das andre Schiff. Es machte ihn über die Maßen traurig und niedergeschlagen. Er wurde schwankend in seinem Glauben. Nur sehr widerwillig kam er seiner unumgänglichen Pflicht nach; aber er war ein zu ernster Christ, als daß er es verheimlicht hätte, welchem König er vor allem diente. Zu seinem großen Erstaunen fand er bald, daß unter den Seeleuten mehr als einer war, den seine Sündenschuld drückte und der gern um Unterweisung und Rat zu ihm kam. Ich habe die Einzelheiten der Lebenserfahrung dieses Mannes vergessen; aber ich weiß, daß er durch diese Führung Gottes zu der Erkenntnis

kam, wie unberechtigt und unnötig ängstliche Sorgen ums zeitliche Ergehen für den wahren Christen sind. Auf dem Schiff kam es zu einer allgemeinen Erweckung, und Offiziere und viele Matrosen wurden zu Gott bekehrt.“

„Dann war der rechte Mann am rechten Platz. Wer weiß, ob es für Paul nicht auch so auf der Schule sein mag?“

„Erzähle ihm diese Geschichten und bitte ihn, Hoffnung und Mut zu haben. Sage ihm aber auch, daß er sich vor jedem Vertrauen auf seine eigne Kraft hüten soll; denn nur, wenn wir durch Glauben und Gebet mit dem Heiland verbunden bleiben, allen bösen Schein meiden und ernstlich suchen, uns als standhafte Christen zu erweisen, können wir hoffen, unbeschadet durch seelische Gefahren hindurchzugehen, und helfen, andre vor den Fallstricken des Feindes zu bewahren. In der Bibel sind eine ganze Anzahl Beispiele enthalten, wo durch Gottes Fügung der rechte Mann an den rechten Platz gestellt wurde, während menschliche Weisheit anders gehandelt hätte.“

## Die Rechte der Kinder

„Warum nicht, Mutter, warum soll ich ihn nicht bekommen?“ fragte Christine Becker erregt, indem sie sich schmollend, beinahe weinend, vor ihre Mutter stellte.

„Christine, wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst mich nicht immer nach dem Warum fragen,“ erwiderte Frau Becker streng. „Ich habe dir gesagt, daß ich dir keinen kaufen kann, und das sollte genügen.“

„Aber Mutter, du sagtest im Sommer, ich sollte für diesen Winter einen mit Pelz besetzten Mantel erhalten, wie ihn meine Freundinnen auch haben, und ich denke, du könntest dein Wort halten,“ stellte nun Christine ihre Mutter noch ärgerlicher zur Rede.

Der Mutter stieg bei diesen erregten Vorwürfen und Anklagen ihres Kindes das Blut ins Gesicht. Solcher Ausbruch von Empörung und Widerspruch ließ sie wütend werden. „Christine,“ herrschte sie ihr Kind an, „ich glaube, du vergift, mit wem du sprichst. Sofort ins Schlafzimmer, bis du weißt, wie du dich betragen sollst!“

Dem Kind stürzten, wie von elementarer Macht gelöst, die verhaltenen Tränen aus den Augen. Es wandte sich um, eilte aus dem Zimmer und schlug die Thür heftig hinter sich zu.

Frau Becker erhob sich von ihrem Stuhl in der Absicht, Christine zurückzurufen und sie wegen der Äußerung ihres Argers zurechtzuweisen. Da hielt eine sanfte Stimme sie von ihrem Vorhaben zurück.

„Liebe Luise,“ sagte Tante Susanne, die während der bisherigen Unterhaltung geschwiegen hatte, „ich glaube nicht, daß das arme Kind das laute Zuschlagen der Thür beabsichtigte. Das Mädel hat sein mögliches getan, sich zu beherrschen.“

„Sich zu beherrschen?“ rief Frau Becker auflachend. „Das glaubst du doch wohl selbst nicht ganz, Tante. Sie ist ein rechthaberischer Trostkopf und bekümmert mich häufig durch ihre Launen.“ Mit einem schweren Seufzer setzte sie ihre Arbeit fort.

„Ich habe sie die ganze Zeit über genau beobachtet, liebe Luise,“ ließ sich die gleich freundliche Stimme nach einer kurzen Pause wieder vernehmen, „und ich bemerkte, daß sich das kleine Persönchen, obgleich es vor Aufregung zitterte, doch tapfer beherrschte [besser als du selbst, hätte sie beifügen können]. Schließlich war's ihr aber nicht mehr möglich.“

„Sie war sehr unverschämt,“ beharrte Frau Becker trotzdem weiter, indem sie nach wie vor allen Grund zu haben glaubte, das Verhalten ihres Kindes zu verurteilen. Nachdem sie so gesprochen, blickte sie unwillkürlich zu Tante Susanne hinüber. Sie fand es unverständlich, daß diese ihr Kind noch in Schutz nehmen konnte. Doch das einnehmend gütige Gesicht der Tante nötigte ihr stets Achtung und Zurückhaltung ab, sobald ihr Blick darauf ruhte. Welche innere Ruhe, Abgeklärtheit und Überlegenheit sprach aus den tiefen, ausdrucksvollen, dunklen Augen. Bei Frau Beckers letzten Worten schaute sie bekümmert und traurig drein.

Diesen Blick, in dem so viel Bedauern über ihren Mangel an gütiger Nachsicht lag, fing Frau Becker auf. Er brachte ihren Glauben, mit ihrer Empörung richtig gehandelt zu haben, ins Schwanken. Doch sie wollte es sich nicht eingestehen, übereilt gestraft zu haben, und so sagte sie zu ihrer Rechtfertigung: „Tante, du weißt gar nicht, wieviel Kummer mir dieses Kind jetzt macht. Früher war Christine stets liebenswürdig und folgsam, und sie achtete stets auf meine Worte. Seit einiger Zeit quält sie mich jedoch immer mit lästigen Fragen nach dem Warum meiner Handlungen — Fragen, die man manchmal selbst nicht beantworten kann. Dabei verlangt sie stets so hartnäckig nach Aufschluß, daß man gar nicht weiß, wie man sie wieder loswerden soll.“

Tante Susanne lächelte, als sie antwortete: „Wirklich, Luise? Ich dachte nie, daß Beharrlichkeit und Eifer, von allem den Grund wissen zu wollen, gar so schlimme Charakterzüge wären. Meiner Meinung nach ist Christine alt genug, um mit Recht nach dem Warum deiner Anordnungen zu fragen.“

„Mit Recht?“ wiederholte Frau Becker mit verhaltener Entrüstung, indem sie die letzte Behauptung der Tante in Frage stellte.

„Gewiß, meine Liebe, mit Recht!“ war deren Erwiderung. „Auch Kinder haben Rechte, obgleich sie von erwachsenen Leuten nicht immer berücksichtigt werden. Eine Mutter sollte ihre Herrschaft über ihre Kinder nie zu einer willkürlichen und unumschränkten machen. Da sollte der gesunde Menschenverstand und die gebührende Rücksicht auf die Rechte der Kinder die Grenzen ziehen. Christine ist ein vernünftiges und gesundes Kind. Sie hat ein Recht, demgemäß behandelt

zu werden. Verzeihe, wenn ich dir offen sage, daß du besser getan hättest, ihr zu verraten, warum du dich gezwungen sahst, dein Versprechen betreffs des Pelzmantels zurückzunehmen. Das Kind erblickt nun in deiner Handlungsweise eine bloße Meinungsänderung, wenn nicht eine vorbedachte Lieblosigkeit.“

Frau Becker hatte inzwischen wieder auf ihre Arbeit niedergeschaut. Ihre Wangen röteten sich, als sie mit leiser Stimme, um ihr Verhalten zu entschuldigen, sagte: „Ich hielt es nicht für der Mühe wert, mich darüber in Erklärungen einzulassen.“ Tante Susanne entging es nicht, daß ihre Nichte damit zu erkennen gab, sie lenkte ein. Entschuldigungen sind immer ein Zeichen dafür, daß der Betreffende sich für schuldig hält. Mit Freuden wies sie aus ihrer Erfahrung als Mutter nach, daß es sich wohl lohne und der Mühe wert sei, den Kindern Herzweh zu ersparen. So sei sie der Meinung, einige wenige freundliche Worte zufriedensstellender Erklärung würden ihrer Nichte weniger Mühe gemacht haben als alle diese derben Zurechtweisungen.

„Das mag manchmal besser sein,“ sagte Frau Becker mit einem Seufzer, „aber es ist auch nicht immer angebracht, einem Kinde die Gründe zu sagen. Es gibt Dinge, die ein Kind nicht wissen sollte. Zum Beispiel stellte Christine sich vor einigen Tagen trotzig, weil ich ihr nicht erlauben wollte, die kleine Lina Bartels zu besuchen. Ich konnte ihr nicht verraten, warum ich sie zurückhielt. Ich hätte ihr sonst sagen müssen, daß in dieser Familie zerrüttete Verhältnisse herrschen, von denen ein Kind ihres Alters noch nichts versteht.“

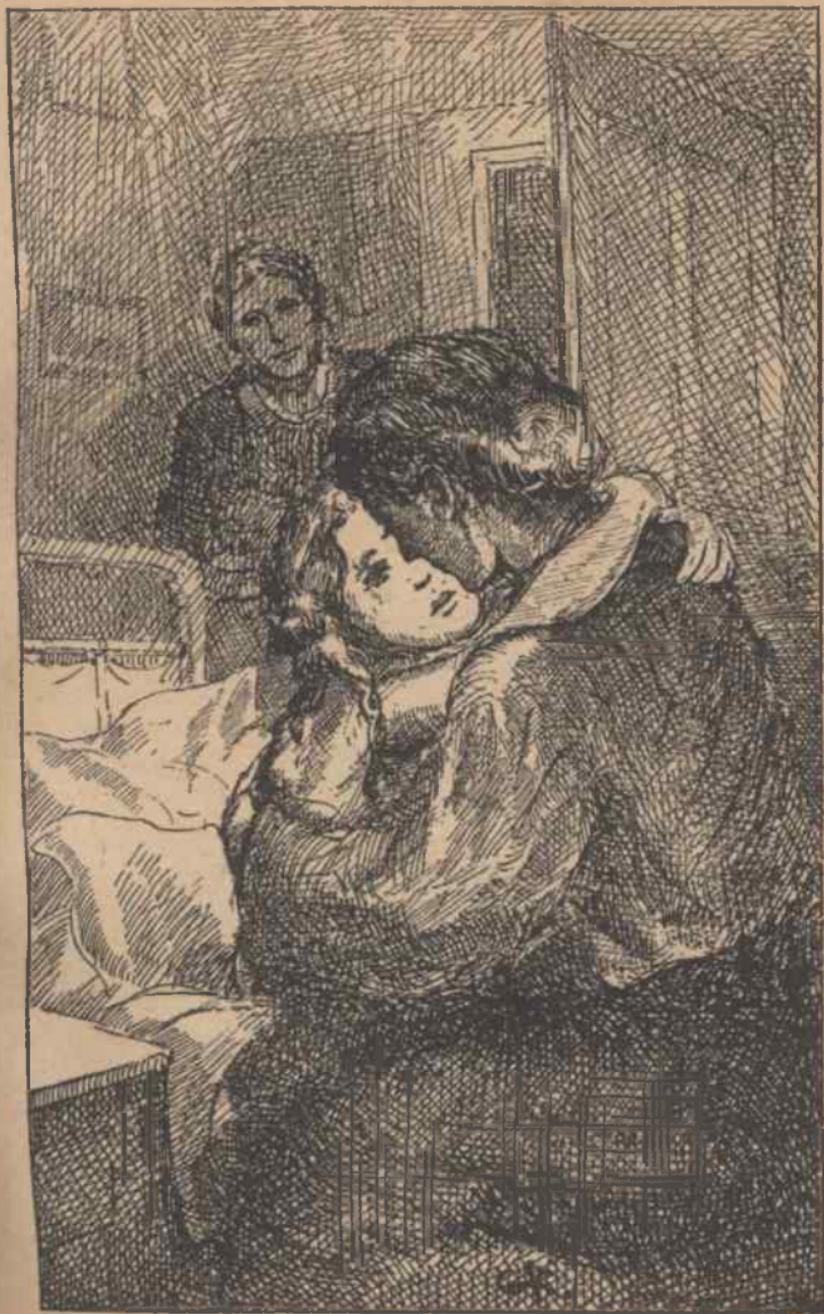
Auch darin erblickte Tante Susanne gar keine Schwierigkeit, die Rechte der Kinder zu achten. „Ich weiß das,“ erwiderte sie, „und gebe auch zu, daß du

ihr dies nicht gut hättest sagen können. Es wäre auch nicht nötig gewesen. Wenn du dich daran gewöhnt hättest, ihr in der Regel die Gründe deiner Handlungen anzugeben, würde sie zufrieden gewesen sein, hättest du in diesem Falle zu ihr gesagt: Ich habe einen guten Grund dafür, Christine, obwohl ich es nicht für passend finde, ihn dir gerade in diesem einen Falle zu erklären.“

Die Unterhaltung endete hier, denn Frau Becker legte ihre Arbeit weg und entfernte sich. Sie begab sich nach dem Schlafzimmer, wohin sie ihre Tochter geschickt hatte, und horchte einen Augenblick an der Thür. Schwere Seufzer waren aus dem Innern vernehmbar. Als sich die Thür öffnete, erhob Christine ihr gerötetes Gesicht aus den Rissen, ließ es jedoch gleich wieder sinken. Die Mutter beugte sich über sie und legte ihre Hand auf das Haupt ihres schluchzenden Kindes.

„Liebe Christine,“ redete sie freundlich zu ihr, „ich wollte dir etwas zur Beruhigung sagen: Ich hatte vor, dir einen hübschen Pelzmantel zu kaufen; aber Vater unterstützte die arme Tante Emilie, deren Mann, wie du weißt, letzten Herbst gestorben ist, in ihrer Not mit einer größeren Summe, und dadurch blieb mir nicht soviel Geld, wie ich erwartet hatte, für unsre Kleidung übrig. Du weißt, auch ich habe mir keinen neuen Mantel zulegen können. Ich erzähle dir dies, damit meine kleine Tochter nicht denkt, ich wollte mein Versprechen nicht halten oder gar lieblos gegen sie sein.“

Christine erhob sich und schaute ihre Mutter einige Augenblicke verwundert und prüfend an. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß nur aufrichtige Liebe in ihren Zügen zu lesen war, schlang sie ihre Arme um deren Hals und schluchzte: „Mutter, vergib mir, ich war so böse; bitte, vergib mir.“



„Mutter, vergib mir ...“

Frau Becker küßte das kleine, verweinte Gesicht und versicherte dem Kinde, sie habe ihm vergeben, Christine hörte aber nicht auf zu schluchzen.

„Weine nicht so, mein liebes Kind,“ beruhigte die Mutter sie zärtlich. „Es ist jetzt alles in Ordnung.“

„Nein, nein, Mutter. Du weißt noch nicht alles,“ und ihre Blicke deuteten an, daß sie noch mehr zu gestehen habe. „Ich habe zu mir selbst gesagt: ‚Meine Mutter ist geizig, und darum kann ich sie gar nicht mehr liebhaben.‘ Aber nun denke ich nicht mehr so: nun liebe ich dich unverändert wie zuvor.“

Die kleinen Arme schlossen sich enger um den Hals der Mutter, bis auch diese zu Tränen gerührt war.

„Mutter, wird der liebe Gott mir verzeihen, daß ich so böse gewesen bin?“ fragte Christine aufblickend mit schluchzender Stimme.

„Ich hoffe, er wird uns beiden vergeben, mein liebes Kind; denn ich bin nicht so freundlich gegen mein kleines Mädchen gewesen, wie ich es hätte sein sollen,“ erwiderte Frau Becker gleichfalls bekümmert. „Und meine liebe Christine, ich hoffe, du wirst nichts über die Notlage deiner Tante erzählen. Es würde sehr taktlos sein, andre es wissen zu lassen, daß sie auf die Mildthätigkeit ihrer Verwandten angewiesen war.“

„Nein, nein, liebe Mutter, ich werde nicht darüber sprechen,“ versprach das Kind.

So söhnten sich Christine und ihre Mutter wieder aus. Und mit herzlichster Freude bemerkte Tante Susanne, von welchem gutem Erfolg ihre Worte gewesen waren.

Bald darauf trübte jedoch wieder eine dunkle Wolke das friedliche Verhältniß. Christine ging eines Tages zu Tante Emilie, um mit deren beiden Kindern

Elise und Anna sich ein wenig die Zeit zu vertreiben. Beim Kaffeetrinken machte Elise Christine auf ihre schönen Löffelchen und ihre Zuckerzange aufmerksam.

„Es ist sonderbar,“ erwiderte Christine erstaunt, „daß diese ganz genau so aussehen wie meine, die ich schon lange nicht mehr gesehen habe. Von wem habt ihr sie denn bekommen?“

„Tante Luise hat sie uns geschenkt,“ antwortete Elise. Als Christine sie genauer betrachtete, erkannte sie an den Buchstaben C. B., die sie einmal mit der Scherenspitze eingeritzt hatte, daß es die ihrigen waren. Ohne ein Wort zu sagen, legte sie die Löffel beiseite; aber ihr kleines Herz war mit dem bitteren Gefühl, daß man ihr ein Unrecht angetan, erfüllt, und ihre Freude war dahin.

„Nun, Christine, hast du dich gut unterhalten?“ fragte Frau Becker, als ihr Töchterchen nach ihrer Rückkehr das Wohnzimmer betrat.

„Nein, Mutter, nicht besonders,“ sagte Christine mit leiser Stimme. Frau Becker schaute auf.

„Was fehlt dir denn?“ war ihre nächste Frage, als sie die zitternden Lippen und die mit Tränen gefüllten Augen des Kindes sah.

Die Tränen flossen Christine über die Wangen herab, als sie schluchzte: „Es ist — es ist bloß wegen meiner Löffel. Elise sagt, du hättest sie ihr gegeben.“

„Das stimmt,“ sagte Frau Becker. „Aber, meine liebe Christine, ich nahm an, du machtest dir aus diesen alten Sachen nicht viel, und Elise und Anna haben so wenig von diesen Dingen.“

„Aber sie gehörten mir,“ beteuerte das Kind sein Eigentumsrecht. Und als Frau Becker sie vorwurfsvoll anschaute, eilte sie aus dem Zimmer.

„Wie launenhaft!“ seufzte Frau Becker.

„Da kommen wieder die Rechte der Kinder zum Vorschein, Luise,“ warf Tante Susanne ein, über den Vorfall nicht im geringsten enttäuscht.

„Tante, ich darf doch mein Kind nicht selbstsüchtig werden lassen,“ entgegnete Frau Becker aufgebracht.

Tante Susanne erwiderte darauf mit sanftem Lächeln: „Nein, meine Liebe, lehre es edelmütig zu sein, indem du es zum Geben ermutigst. Zugleich lehre es aber auch Gerechtigkeit durch Achtung seines Eigentumsrechtes.“

„Christine,“ sagte Frau Becker an jenem Abend, als sie ihrem Kinde den Gutenachtkuß gab, „es tut mir leid, daß ich Elise die Löffel gab, ohne es dich wissen zu lassen. Ich hatte nicht geglaubt, daß du an diesen kleinen Dingen so hängen würdest. Du sollst aber ein schönes Besteck haben, wenn es mir möglich ist, und darfst in Zukunft über deine Sachen nach eigenem Belieben verfügen; nur wünsche ich, daß du dir dabei jedesmal meine Zustimmung erbittest, ehe du etwas weggibst.“

„O Mutter, dann will ich aber auch öfters durch kleine Dinge, die ich entbehren kann, andern eine Freude machen,“ rief Christine, über die unerwartete Erweiterung ihrer Rechte erfreut.

„Nach Möglichkeit werde ich dir gewiß nichts in den Weg legen,“ war die Erwiderung der Mutter.

„Wie mich das freut! Dann soll Elise meinen Puppentoffer haben, sie hat gar keinen. Nicht wahr, ich darf ihn ihr doch geben? Und Anna werde ich den Schaukelstuhl schenken, in den ihre Puppe so gut paßt. Darf ich, Mutter?“

Sah dies selbstfüchtig und habgierig aus? Gewiß nicht! Mit vollem Herzen küßte die Mutter das fröhliche kleine Gesicht und ging hinaus, um Tante Susanne den Erfolg ihrer Gesinnungsänderung zu erzählen.

„Ich werde in Zukunft die Rechte der Kinder achten, liebe Tante,“ betonte sie am Schlusse ihres Berichtes als ihren künftigen festen Vorsatz.

„Dieses sind noch nicht alle Rechte, welche sie haben,“ fügte die alte Dame nachdenklich hinzu.

„Welche denn noch?“ fragte Frau Becker verwundert.

Tante Susanne schwieg einige Augenblicke, dann begann sie: „Als Frau Laube heute hier war, kam Christine ins Wohnzimmer. Erinnerst du dich, wie du sie wegen ihrer unbedachtsamen Spielerei tadeltest? Sie hatte ihren Fuß in den Spizenvorhang verwickelt. Ferner sagtest du zu Frau Laube, daß Christine anfangs, rundlich zu werden. Als darauf Frau Laube von Mariens Fortschritten in der Musik sprach, beklagtest du es, daß Christine ihre Übungen in letzter Zeit vernachlässige und du befürchten müßtest, sie werde nie gut spielen lernen. Ich bemerkte dabei, wie das Kind sich immer unbehaglicher fühlte und verlegen wurde, bis es sich endlich aus dem Zimmer schlich. Und als ich ihr nach einigen Minuten nachging, fand ich sie weinend. Christine ist sehr zartfühlend und kann schonungslose Kritik in Gegenwart anderer nicht ertragen.“

„Tante, mir aber darf man andauernd schonungslos die Wahrheit ins Gesicht sagen,“ schnitt Frau Becker gekränkt das Gespräch ab, während ihr vor Zorn die Röthe in die Wangen stieg.

Tante Susanne versuchte sich nicht zu entschuldigen, sondern fuhr mit ihrer Stickerarbeit fort. Nach einer Weile stotterte Frau Becker langsam: „Liebe Tante Susanne, du mußt mich sicherlich für eine sehr schlechte Mutter halten!“

Wie sanft und eindrucksvoll klangen die Worte, die nun als Erwiderung folgten: „Gewiß nicht, meine liebe Luise. Du bist eine hingebende und aufopfernde Mutter, vergißt doch häufig, daß dein Kind gewisse Rechte hat. Du liebst dein Kind von Herzen, doch dazu gehört auch, daß du die Mahnung der Bibel beachtest: ‚Seid allesamt gleichgesinnt, mitleidig, brüderlich, barmherzig, freundlich.‘ Und ferner wirßt du dir die Erziehung deines Kindes viel leichter machen, wenn du dich auch an das Bibelwort hältst: ‚Erbittert eure Kinder nicht, auf daß sie nicht scheu werden.‘ Du wirßt mir meine offene Sprache verzeihen. Sie sollte zu besserem gegenseitigen Verständnis zwischen Mutter und Kind und dir und mir beitragen.“

Frau Becker erhob sich und ging langsam auf ihre Tante zu. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie sich bückte, um die Stirn der alten Dame zu küssen.

„Sei versichert, meine teure Tante, ich bin dir sehr dankbar für deine gütigen Ermahnungen und Belehrungen, so weh sie mir im ersten Augenblick auch taten,“ sagte sie.

## „Er starb für uns!“

Auf einem Friedhofe in Buffalo in den Vereinigten Staaten Nordamerikas steht ein prachtvolles Marmorkreuz. Auf der Bank gegenüber sieht man häufig Leute in tiefer Andachtsstimmung sitzen. Sie scheinen über ernste Erlebnisse nachzudenken. Dem einen oder andern treten dabei sogar Tränen in die Augen. Wenn man sie fragt, was sie an diesem Ort führt, und was sie da so nachdenklich stimmt, dann weisen sie auf den Marmorsockel des Kreuzes. In goldenen Buchstaben ist dort eingraviert: „Dem Steuermann John Maynard. Die dankbaren Passagiere der ‚Schwalbe‘. Er starb für uns!“

Und wer dann weiter fragt, dem wird das folgende ergreifende Erlebnis berichtet:

„John Maynard war Steuermann auf einem Dampfer, der von Detroit nach Buffalo fuhr, und wir waren Passagiere. Das ganze Schiff war voll besetzt; da drang am letzten Nachmittag der Fahrt aus dem unteren Schiffsraum Rauch ans Deck. Sofort suchte man nach der Ursache. Welcher Schreck fuhr in alle Passagiere, als von Mund zu Mund der Ruf erscholl: ‚Feuer an Bord! Feuer an Bord!‘“

Alle wurden an Deck zusammengerufen, und die Männer mußten sich an der Bekämpfung des Feuers

betheiligen. Alle vorhandenen Pumpen und Löscharparate wurden in Thätigkeit gesetzt, um des immer mehr um sich greifenden Brandes Herr zu werden. Ununterbrochen prasselten die dicken Wasserstrahlen in die Glut. Doch alle Anstrengungen, so sehr auch äußerste Verzweiflung selbst die schwächsten Arme stählte, waren vergebens. Da große Mengen Holz und Teer im Schiffe lagerten, war keine Rettung möglich. Bestürzt fragte sich jeder, als es sich als aussichtslos erwies, den Brand zu löschen, ob das brennende Schiff das nahe Ziel erreichen würde.

„Wie weit sind wir noch von Buffalo entfernt?“ wurde der Steuermann zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten gefragt.

„Anderthalb Meilen“, war kurz die Antwort.

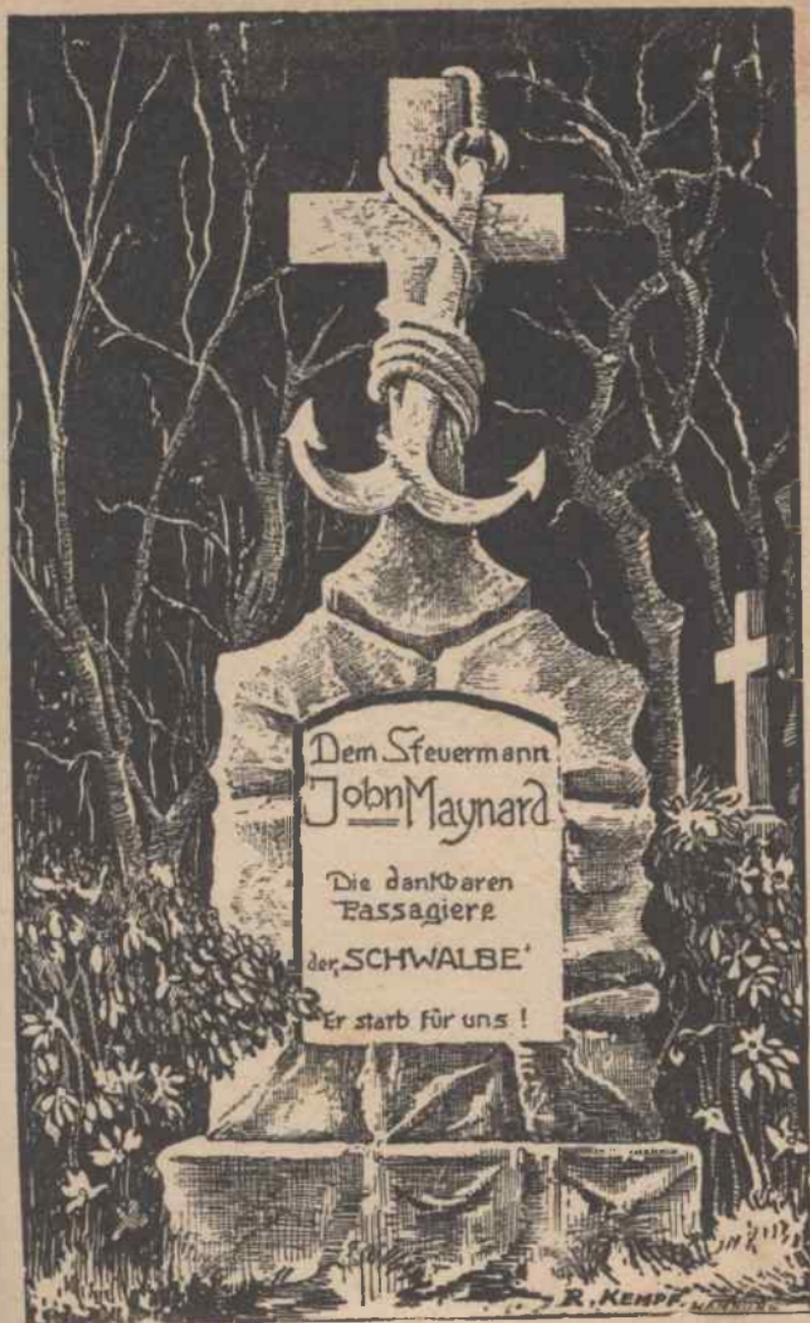
„Wie lange wird es wohl dauern, bis wir's erreichen?“ war die nächste gespannte Frage.

„Dreiviertel Stunde, wenn wir so fahren.“ Dem Manne merkte man sein eisernes Pflichtbewußtsein an.

„Werden wir's schaffen?“ Diese kurze Frage drückte die quälende Besorgnis aus, die alle erfüllte.

Der wetterfeste, unerschrockene Mann zuckte die Achseln. „Seht, in welcher dicken Wolken der Rauch heraufdringt,“ sprach er dumpf. „Haltet euch ganz vorn auf, wenn ihr euer Leben retten wollt.“

Was nur irgend konnte, stürzte nach vorn. John Maynard stand unbeweglich am Steuer. Das Feuer brach in breiten Flammen durch. Immer größer wurden der Schrecken und die Panik auf dem Schiff. Von der Ausdauer und Standhaftigkeit des Steuermannes hing alles ab. Gelang es ihm, inmitten der Feuersbrunst auf seinem gefährlichen Posten auszuharren, und gehorchte das Steuer seinen Händen,



Ein Heldenmal

dann war vielleicht Hoffnung, den Hafen noch zu erreichen.

„John Maynard!“ rief der Kapitän bald darauf durch sein Sprachrohr.

Maynard meldete sich.

„Sind Sie noch am Steuer?“ erkundigte sich der Kapitän weiter.

„Ja wohl, Herr Kapitän,“ war die stramme Erwiderung.

„Welche Richtung?“

„Südost zu Ost, Herr Kapitän.“

„Wenden Sie Südost, und halten Sie aufs Ufer.“

Die Küste kam näher und näher. Wieder versuchte der Kapitän eine Verständigung mit dem Steuermann zu erlangen. Nur mit schwacher Stimme meldete sich dieser.

„Können Sie noch fünf Minuten aushalten, Maynard?“ fragte der Kapitän gespannt.

„Ich will's mit Gottes Hilfe,“ klang es wie stöhnend zurück.

Die Glut hatte dem alten Mann bereits das Kopfhaar versengt, am ganzen Leib hatte er Brandwunden, die rechte Hand war schon verkohlt; aber die Linke am Steuer, stand er wie ein Fels in Rauch und Flammen und führte das Schiff ans Land. Alle wurden gerettet: Männer, Frauen und Kinder. Nur John Maynard nicht. Er sank am Ufer nieder, und das Leben verließ die verbrannte Hülle — er starb für uns. Wir standen um die Leiche mit tiefem Weh, und die Augen aller waren mit Tränen gefüllt. Hier haben wir ihn begraben. Die ganze Mannschaft, alle Passagiere, fast die ganze Stadt folgte seinem Sarge nach. Und als er ins Grab gesenkt wurde, hörte man

lautes Weinen und Schluchzen. Diesen Denkstein haben wir ihm gesetzt. Er wird zwar verwittern und vergehen; aber das Gedächtnis dieses Mannes lebt in unsern Herzen fort. Sein Opfermut, seine Heldenthat soll nie vergessen werden. Im Gefühl tiefer Dankbarkeit berichten wir einem jeden, wer auch immer es hören will, was dieser Mann für uns getan: Er starb für uns.“

Lieber Leser, schaue nach Golgatha, wo die drei Kreuze stehen und wo in der Mitte der Mann voller Krankheit und Schmerzen hängt, von dem der Prophet bezeugt: „Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Er ist um unsrer Missethat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zer schlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Sein Gedächtnis lebt in den Herzen der Gläubigen, und wir werden ihn nie vergessen, denn: Er starb für uns!

## Treue Kameraden

Die Sonne warf eines Morgens ihre ersten goldenen Strahlen über die Dächer einer kleinen Stadt Schlesiens, als vor vielen Jahren zwei junge Männer, anscheinend Wanderburschen, sich am Thor der Stadt trafen.

Jeder hatte eine Wandertasche auf dem Rücken und einen dicken Stab in der Hand. Der eine war klein und stark, der andre war größer, aber dünner und schwächer von Gestalt. Beiden konnte man es ansehen, daß sie Wanderburschen waren, und da der Weg vor ihnen lang und ermüdend war, wünschten sie sich einen guten Morgen und gingen nebeneinander her.

„Sind Sie schon weit gewandert?“ fragte der größere nach kurzer Zeit.

„Ja, ich bin schon einige Tage unterwegs, ich komme von Sachsen, und Sie?“

„Ich bin von Hessen, aber der Weg wird mir noch lang werden, bis ich Warschau erreiche.“

„Sie wollen nach Warschau? Das ist ja auch mein Ziel; ich bin Schmied und suche Arbeit.“

„Ich bin Schneider und suche auch etwas zu tun, und da wir einander ja keine Konkurrenz machen werden, können wir unsre Reise wohl friedlich zusammen zurücklegen.“

„Gut,“ erwiderte der Schmied mit einem Lächeln auf seinem runden Gesicht, und indem er seine Hand ausstreckte, schlug die schmale Hand des Schneiders kräftig ein.

In der guten alten Zeit war es bei unsern deutschen Handwerksburschen Brauch, daß sie von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt zogen, um sich Arbeit zu suchen. Wenn sie eine Stelle gefunden hatten, blieben sie eine Zeitlang dort und wanderten dann weiter. Oft kehrten sie schon nach einigen Jahren wieder in die alte Heimat zurück. Ob dieser Brauch wohl immer das Beste war? Auf einem rollenden Stein wächst kein Moos, und die Jünglinge, die sich manchmal schon früh vom elterlichen Hause trennten, haben es oft nachher bereut, denn den Versuchungen der Welt standen sie machtlos gegenüber.

Aber inzwischen haben unsre beiden Wanderburschen schon einen guten Weg hinter sich; die Stiefel werden staubig, und sie ziehen den langen Wanderstab schon gleichgültig hinter sich her, anstatt wie am frühen Morgen ihn in die Luft zu schwingen und Blätter von den Bäumen herunterzuschlagen.

„Wie wollen wir uns nennen?“ fragte der Schmied, während er seine Stirn mit einem gelben Taschentuch abwischte; „mein Name ist Friedrich Klint.“

„Ich heiße Karl Gramms,“ war die Antwort des Schneiders, bei welcher er seinen Rucksack ein wenig höher über die Schulter hob.

Doch bald legten beide ihre Säcke ab, und indem auch sie sich ins Gras warfen, verzehrten sie ihr einfaches Frühstück. Mit der Zeit waren sie miteinander mehr bekannt geworden, und gestärkt durch

die dicken Butterbrote, erzählten sie einander ihre Lebensgeschichte und ihre Hoffnungen für die Zukunft. Als sie dann wieder aufbrachen, um weiterzuwandern, war es ihnen, als ob sie sich schon jahrelang gekannt hätten.

„Laß uns immer zusammenhalten, lieber Freund,“ sagte der Schneider, „wir können unsre Schwierigkeiten und Enttäuschungen viel leichter gemeinsam tragen, und wenn Gott uns segnet und wir in derselben Stadt Arbeit finden, wird die Freundschaft das Glück nur versüßen.“

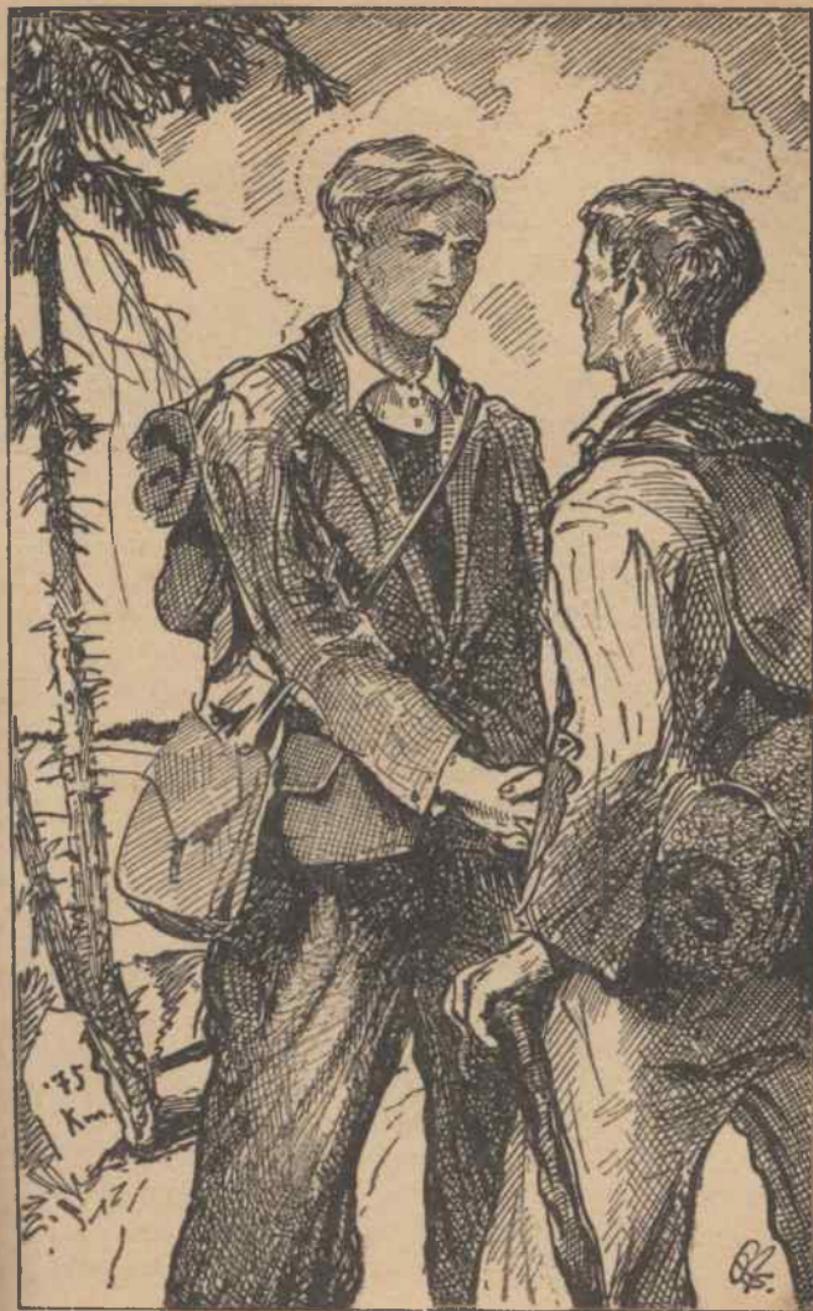
„Gut,“ sagte Klint, und abermals schüttelten sie sich herzlich die Hand.

Die erste Stadt verließen sie nach zwei Tagen wieder; sie waren beide etwas niedergeschlagen und entmutigt. Es waren dort genug Schmiede arbeitslos, und Schneider gab es mehr, als man brauchte.

In den nächsten drei Wochen fanden unsre Freunde wenig Ermutigung; Arbeit gab's nicht, das Geld war beinahe aufgebraucht, und sie waren müde und krank von den vielen Entbehrungen.

„Habe nur Geduld, treuer Freund,“ sagte der Schmied, „bald wird es besser werden.“

Aber es wurde nur immer schlechter mit ihnen. Oft hatten sie nichts zu essen als das Brot, das sie an den Türen erbettelten, und ihren Durst löschten sie an Quellen. Wenn sie sich am Abend müde, traurig und entmutigt auf einen Strohsack niederwarfen, ihre Rucksäcke ihnen als Kissen und ihre Überzieher als Decke dienten, dann schliefen sie fest und sicher, ja besser als manch ein Fürst in seinem Seidenbett; denn der himmlische Vater, der alle Menschen kennt und sieht, wachte über sie.



Wahre Treue!

Aber obgleich sie entmutigt und enttäuscht waren, blieben sie einander treu, ja, anstatt daß ihre Liebe geringer wurde, wurde sie immer stärker. Was sie aus Barmherzigkeit empfangen, teilten sie miteinander, und immer mehr wurden sie ein Herz und eine Seele.

Jetzt kam aber eine Zeit, wo ihre Freundschaft auf die Probe gestellt werden sollte. Klint, der Schmied, der immer der Stärkere und Lebhaftere war, litt auf einmal sehr unter den Entbehrungen und Enttäuschungen. Seine Glieder schmerzten ihn, er verlor den Appetit — und der arme Junge konnte nichts erhalten, was seinen Appetit wieder angeregt hätte — er wurde oft ohnmächtig und konnte daher nur zeitweise die Reise fortsetzen. Er kämpfte sehr gegen die Krankheit, die ihn bedrohte, aber als sie wieder einmal einen langen, einsamen Weg entlanggingen, sank er kraftlos zu Boden; er konnte keinen Schritt mehr machen.

„Mein Bruder,“ sagte er, indem er seine zitternde Hand dem Freund zum Abschied reichte, „ich kann so unmöglich mitkommen. Gottes Wille geschehe, gehe du weiter und laß mich hier unter seinem Schutz.“

„Niemals, Friedrich,“ erwiderte der Schneider, indem er sich zu seinem Freund niederbückte und dessen Hand erfaßte. „Fasse nur Mut, mein Bruder, und alles kann gut werden.“

Aber der Schmied antwortete nicht mehr, seine Augen hatten sich geschlossen, seine Hand sank kraftlos nieder, und er lag eine Zeitlang bewusstlos da.

Was sollte nun werden? Allein mit dem Todkranken auf offener Landstraße, die Nacht vor der Thür und menschliche Hilfe anscheinend weit entfernt! So dachte der Schneider, und indem er seine Mütze abnahm und neben sich legte, ergriff er die Hand seines

Freundes und betete, daß Gott ihm beistehen möge, etwas für seinen kranken Freund zu tun.

Gramms betete so ernstlich, daß er es gar nicht bemerkte, daß Tritte sich näherten, und als jemand ihn anfaßte, fuhr er erschrocken auf. Es war ein polnischer Landmann, der vor ihm stand. Auf dem Wege hatte er einen Wagen voll Heu stehen, vor den zwei Ochsen gespannt waren, und ehe der erstaunte Schneider ein Wort der Erwiderung geben konnte, bot der Bauer an, ihm Hilfe zu leisten. Damit bückte er sich, und zusammen hoben sie Klint sorgsam und ruhig auf den Wagen. Dann brachte Gramms dem Herrn ein Dankgebet dar für die schnelle Erhörung seiner Bitte und ging fröhlich neben dem Wagen her. Nach ungefähr einer Stunde erreichten sie ein armseliges polnisches Dorf, welches nur eine Gaststube hatte. Dort hin lenkte der Bauer seine Schritte, worauf er Gramms mittheilte, daß er weiter müsse. Der Schneider sprach dort mit dem Gastwirt, einem Juden, und bat ihn, dem armen Freund eine Unterkunft zu geben.

Einen Augenblick sah der Gastwirt erst auf Gramms, dann auf den armen Hilfslosen auf dem Heu und dann wieder auf den Reiseanzug des Schneiders. Als aber dieser sein letztes Goldstück zeigte und es als Kostgeld anbot, wurde er eingelassen und der Kranke sorgfältig von dem Wagen auf ein Bett gelegt.

Dem guten Landmann konnte Gramms nur einen Dank sagen, aber dieser schien vollkommen zufrieden, und mit einem freundlichen Lächeln bestieg er seinen Wagen und verließ das Dorf.

Zum Glück verstand der Gastwirt ein wenig Deutsch und konnte deshalb auch Antwort geben, als der Schneider sich nach einem Arzt erkundigte.

„Hier im Dorf ist kein Doktor,“ sagte er, „auch in der ganzen Umgebung ist kein Arzt zu finden; aber meine Frau versteht aus Kräutern eine Arznei zu machen, die das Fieber verringern wird. Sie wird es gern für Ihren Freund tun.“

Ein starker heißer Tee wurde bereitet und dem Schmied angeboten, der sich jetzt von einer Seite auf die andere warf. Es war schwer, ihn dazu zu überreden, das Getränk zu nehmen; aber als er es zuletzt unter vielem Zureden tat, wurde er sofort ruhiger. Er fing an zu schwitzen und schief dann sanft und ruhig ein. Der treue Gramms wurde jetzt der geduldige Krankenpfleger des Freundes. Er setzte sich an dessen Bett und verließ ihn nur, wenn es unbedingt nötig war. Als sein Freund nach mehreren Tagen wieder zu klarem Bewußtsein erwachte, konnte er ihm von dem Essen, das er für sein letztes Goldstück gekauft hatte, geben, und der Freund aß und schief bald wieder ruhig und friedlich ein.

„Guten Morgen, Herr Gramms,“ sagte der Gastwirt, als er das Zimmer betrat und Gramms die Rechnung für die letzte Woche übergab. „Ich habe die Rechnung aufgeschrieben, und es ist gerade soviel, wie Sie mir gaben. Was wollen Sie jetzt machen?“

„Wie?“ stammelte der Schneider, „ich verstehe nicht recht, was Sie meinen.“

„Wollen Sie Ihre Reise fortsetzen?“

„Unsre Reise — unsre Reise fortsetzen — mit meinem kranken Freund?“

„Gut, wenn Sie mehr Geld bezahlen wollen, dann —“.

„Ich habe leider kein Geld mehr. Ich gab Ihnen mein letztes Goldstück.“

„Dann müssen Sie gehen. Mein Haus ist keine Zuflucht für kranke und verarmte Wanderburschen.“

„Still, ich werde draußen mit Ihnen sprechen,“ rief der Schneider, der besorgt war, daß sein Freund aufwachen und dann die harten Worte vernehmen würde.

Einige unfreundliche Worte murmelnd, ging der Gastwirt, gefolgt von dem Schneider, der schnell seine Tasche ergriffen hatte, zur Tür hinaus. Dort nahm der Schneider aus seinem Rucksack einen neuen Anzug heraus und sagte: „Dieser Anzug ist ganz neu. Ich will ihn verkaufen, wieviel wollen Sie mir dafür geben?“

Der Jude hielt ihn gegen das Licht, er beschaute ihn von außen und innen, sah, ob die Taschen auch stark genug und die Manschetten gut genäht waren, und indem er ihn dann unter seinen Arm nahm, sagte er: „Sie können noch eine Woche hier bleiben.“

„Nein, mein Herr, der Anzug ist sehr gut, sagen Sie zwei Wochen. Dann wird mein kranker Freund vielleicht auch seine Reise fortsetzen können.“

„Eine Woche,“ erwiderte der Gastwirt, indem er den Anzug wieder zurückreichte, und da Gramms ihn nicht gleich nahm, rief er: „Ich brauche Ihren Anzug nicht!“

„Dann eine Woche, eine Woche,“ sagte der Schneider traurig; denn er fürchtete, der Gastwirt würde ihn überhaupt nicht nehmen und er müßte mit seinem kranken Freund den Platz sofort verlassen.

„Eine Woche also,“ wiederholte der Jude, und indem er mit dem Anzug fortging, ließ er Gramms wieder nach der Krankenzstube zurückkehren. Der blickte auf seinen Freund, der, jetzt wach, stiller und ruhiger dalag als zu Anfang seiner Krankheit. Die Fieberröthe

war von seinen Wangen gewichen, und ein wenig Licht strahlte wieder aus dem Auge des armen Schmiedes. Mit einem sanften Lächeln, welches doch so voller Liebe war, blickte er zu seinem Freund auf und sagte: „Möge der Herr dich segnen für all deine Liebe, edler, guter Freund! Wenn du nicht gewesen wärst, würde ich verloren gewesen sein,“ und indem er seinen Kopf an die Schulter seines Freundes lehnte, weinte er bitterlich.

„Nein,“ rief der Schneider, der über das Danken und Weinen seines Freundes erschrocken war, „gib mir keinen Dank, Friedrich. Es ist alles nur Gottes Tun.“ „Seht, liebe Frau,“ fuhr er fort, als die Thür sich öffnete und die Frau des Juden mit etwas Essen eintrat, „seht, es geht ihm besser. Er weint wie ein kleines Kind, weil er sich so freut, daß wir ihn nicht verließen. Schau auf, Klint!“

„Ja, es geht ihm viel besser,“ erwiderte die Jüdin, „aber er muß jetzt schlafen und darf nicht sprechen. Gehen Sie, junger Mann,“ fuhr sie fort, indem sie sich an den Schneider wandte, „gehen Sie und ruhen Sie sich ein wenig aus. Ich will für den Freund sorgen.“

Und mit einem Dankgefühl, daß sie wenigstens wieder für eine ganze Woche unter Dach waren, und hoffend, daß der Schmied bis dahin fähig wäre, weiterzureisen, verließ Gramms seinen treuen Freund und legte sich in seinem Zimmer schlafen.

„Noch eine Woche,“ sagte er vor sich hin, „noch eine Woche, dann kann es meinem Freund schon besser gehen.“ —

„Guten Morgen, Herr Gramms,“ sagte der Gastwirt, als er nach der verstrichenen Woche wieder das Zimmer der Freunde betrat. Klint befand sich

auf dem Wege der Besserung, war aber noch zu schwach, seine Reise fortzusetzen. Er hatte Gramms schon viele Fragen über den Gastwirt und die Bezahlungen der Rechnungen gestellt, so daß der Schneider Mühe hatte, ihm die Wahrheit zu verbergen.

„Guten Morgen, Herr Gramms, ich habe Ihre Rechnung ausgeschrieben und —“

„Ja, ja!“ rief der Schneider, indem er schnell aufsprang und den Juden fast zur Tür hinausstieß: „Ich werde draußen mit Ihnen sprechen. Versuche nur wieder einzuschlafen, Freund Klint, ich werde bald zurückkommen.“

„Sind Sie bereit, weiterzureisen?“ fragte der Jude, als die Tür des Krankenzimmers wieder geschlossen war.

„Wie Sie sehen,“ erwiderte der Schneider, „ist er noch zu schwach, einen Schritt zu gehen.“

„Das kümmert mich nicht,“ rief der Jude mit lauter, harter Stimme, „ich kann doch nicht meine Wohnung hergeben, um Leuten, die nicht bezahlen können, Unterkunft zu gewähren.“

„Ich weiß, mein Herr,“ erwiderte der Schneider, und indem er aus seiner Tasche, die er zur Vorsicht gleich mitgenommen hatte, sein bestes Paar Beinkleider und ein Oberhemd herausnahm, sagte er: „Ich will dies verkaufen, wieviel wollen Sie mir dafür geben?“

Die Sachen wurden nun geradeso genau untersucht wie der Anzug, und zuletzt nahm der Jude sie unter den Arm und sagte: „Dafür werde ich euch eine weitere Woche behalten.“

Durch Erfahrung klug gemacht, widersprach Gramms nicht, sondern willigte ein. Als er das

Zimmer betrat, wo sein Freund, unterstützt von einem Kopfkissen, im Armstuhl lag, kam es ihm vor, als ob dieser alles wüßte. Er warf seine leere Tasche auf den Boden und stieß sie mit dem Fuß unter das Bett. Klint sagte jedoch nichts, und so dachte Gramms, daß es wohl nur Einbildung von ihm gewesen sei, und er freute sich, daß er nichts zu erklären brauchte; denn nichts würde für den Kranken schlimmer gewesen sein, als wenn er gewußt hätte, wie aufopfernd sein Freund für ihn sorgte.

Als er dann wieder daran dachte, daß sie noch eine ganze Woche Nahrung und Obdach hatten, fing der glückliche Schneider an zu singen und zu flöten und mit seinem Freund zu plaudern, um ihn aufzuheitern und ihm zu zeigen, daß er keine Geldsorgen habe. Sein Herz war mit Dank zu Gott erfüllt dafür, daß der Inhalt seiner Tasche sie so lange mit allem versorgt hatte.

„Nur Mut, alter Freund,“ sagte er, „die Sonne scheint, die Vögel singen, du wirst von Tag zu Tag stärker, und in ungefähr einer Woche kannst du mit mir die Reise fortsetzen.“

„Möge Gott es uns gewähren, lieber Bruder,“ erwiderte Klint. „Ich hoffe, daß ich bis dahin wieder stark genug werde, und dann schulde ich nebst Gott dir meinen Dank für die Erhaltung meines Lebens.“

„Still, still,“ rief Gramms, indem er sich die Ohren zubielt, „sollte ich dich vielleicht meinen Bruder nennen, wenn es dir gut geht, und in der Not dir nicht beistehen, sondern dich verlassen?“

Aber die Hoffnung, in einer Woche völlig hergestellt zu sein, wurde durch viele Enttäuschungen vereitelt. Obgleich Klint immer wieder versuchte, ein

wenig zu gehen, würde er oft ohnmächtig zur Erde gefallen sein, wenn sein Freund ihn nicht gehalten hätte. Doch womit sollte man sich den Unterhalt für eine weitere Woche erkaufen? Der Rucksack war leer. Würde der Gastwirt die Tasche selbst kaufen? Sie war nicht viel wert, aber sie war das einzige, was der Schneider noch besaß.

„Nehmen Sie noch diese Tasche,“ bat er den Juden, „und am Ende der nächsten Woche werde ich mit meinem Freund auf dem Rücken, wenn er dann noch nicht besser ist, meine Reise wieder antreten.“

Mit einem verächtlichen Blick wurde die Tasche genau untersucht, ob die Riemen auch stark seien, ob kein Mottenfraß darin war, und endlich erwiderte der Jude: „Ich nehme sie; aber, Herr Gramms, nach Ablauf dieser Woche müssen Sie gehen, ob der Freund gesund ist oder nicht.“

Diesmal ging es ohne Enttäuschungen ab; obgleich der Schmied noch sehr schwach war, konnte er doch seinen Sack schnüren und die Treppe hinuntergehen, wo Gramms auf ihn wartete.

„Wo ist dein Rucksack, lieber Bruder?“ fragte er, als er sah, daß der Schneider nichts auf dem Rücken hatte.

„Ich brauche mich nicht länger mit einer Tasche herumzutragen,“ erwiderte dieser fröhlich, „und das ist auch schön. Nun kann ich dir deine kleine Last abnehmen. Komm, laß uns eilen.“

Einen Augenblick stand der Schmied wie festgebannt. Dann erinnerte er sich, daß die Rechnungen hoch waren und daß sein Freund sie alle mit dem Inhalt seines Rucksackes bezahlt haben mußte. Er sah den Schneider an.

„Allmächtiger Gott,“ sagte er, indem er mit Tränen im Auge gen Himmel blickte, „steh mir bei, daß ich meinem Freund alles wiedervergelten kann. Laß mich einer solchen edlen Selbstlosigkeit würdig werden.“

Gramms lief fort und hielt nicht wieder an, bis das Haus, wo sein Freund so gelitten und er ihm Selbstlosigkeit erwiesen hatte, weit hinter ihm lag. Dort setzte er sich auf einen Stein und wartete, bis sein Freund näher kam. Dann stand er auf, und indem er die Hand des Freundes erfaßte, sagte er: „Gott war mit uns von der Stunde an, da wir uns trafen. Er hat uns geführt, und er wird uns bis an das Ende unsrer Reise geleiten.“

„Und nichts soll uns scheiden,“ erwiderte Klint.

„Nichts, wenn es sein Wille ist,“ entgegnete der Schneider.

Sie waren arm an irdischen Gütern; aber etwas Brot und Wasser fehlte ihnen niemals, und manchmal wurden sie von einem vorbeifahrenden Wagen freundlich mitgenommen.

So gelangten sie dann endlich ans Ziel, und die Tore der großen Hauptstadt öffneten sich ihnen. Der Schmied fand sofort Beschäftigung, aber obgleich der Schneider in der ganzen Stadt nach Arbeit suchte, fand er keine.

„Sorge dich nicht,“ sagte der Schmied, der jetzt wieder stark und kräftig war, „was mein ist, soll dein sein, Sorge dich deshalb nicht, wenn du auch hier in Warschau noch etwas warten mußt.“

Aber der Schneider schüttelte verneinend den Kopf und ging noch einmal aus, Arbeit zu suchen. Doch es ging nicht besser, und traurig kam er am

Abend zurück und sagte: „Es ist sicherlich Gottes Wille, daß wir uns trennen. Ich finde hier keine Arbeit, ich muß weiterreisen.“

„Das sollst du nicht,“ rief der Schmied erregt. „Wie hast du mich doch so treu, wie eine Mutter ihr Kind, gepflegt, als ich krank darniederlag. Nein, es kann nicht sein, daß du fortziehst. Gott würde mein vergessen, wenn ich dich so ziehen ließe.“

„Laß Gottes Willen geschehen,“ erwiderte Gramms, „ich fühle, treuer Freund, daß es so sein muß. Gott hat vielleicht anderswo Arbeit für mich. Ich bitte dich, überrede mich nicht länger; denn ich fühle mit dir, und auch mein Herz scheint zu brechen, wenn ich an ein Scheiden denke.“

Da neigte der Schmied sein Haupt und sagte: „Gottes Wille geschehe, mein Bruder, ich will dich nicht länger zurückhalten.“

Sie trennten sich am Tore der Stadt am nächsten Morgen, und als die Sonne ihre ersten Strahlen über die Landschaft warf, dachten sie an den Morgen, wo sie sich an den Toren der kleinen Stadt Schlesiens getroffen hatten. Als sie daran dachten, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Drei Monate waren seitdem vergangen. Ihre Freundschaft war noch jung, aber die gemeinsamen Erlebnisse hatten sie vertieft und gefestigt. Sie weinten, als sie sich den letzten Kuß gaben.

„Du wirst mich doch wissen lassen, wo du bist?“ schluchzte der Schmied.

„Ja, mein Freund.“

„Du kommst doch auch wieder zurück?“

„Wenn es Gottes Wille ist, ja.“

„Und wenn du Krankheit und Not zu leiden hast, dann wendest du dich doch an mich?“

„Ja, das tue ich.“

„Nimm dies — vier Taler — dein Freund hat es verdient, und es ist für einen armen Schneider wie du noch ein Reichthum.“

„Das nehme ich nicht,“ erwiderte Gramms, indem er die Hand, die ihm das Geld anbot, zurückwies; als er dann aber die Tränen in den Augen seines Freundes sah, sagte er weich: „Gib mir zwei Taler.“

Darauf wandte er sich ab und ging schnellen Schrittes davon. Nur einmal blieb er noch stehen, um den letzten Abschiedsgruß zu schicken; dann entzog ihn die nächste Straßenbiegung den Blicken des traurig nachblickenden Schmiedes.

Drei Monate waren vergangen, als Klint eines Tages einen Brief erhielt, worin Gramms ihm von Prag aus mittheilte, daß er Arbeit gefunden hätte und alles gut ginge.

Der Schmied erwiderte diesen Brief sofort, obgleich seine Hand die Feder nicht so gut führen konnte wie seinen Hammer; aber die Tränen waren nicht zu zählen, die auf das Schreiben herniederfielen und jedesmal einen Flecken hinterließen.

Wieder vergingen drei Monate; da schrieb der Schneider, daß sie wohl bald soviel verdient hätten, daß sie sich wieder auf die Reise begeben und einander wieder treffen könnten. Der Schmied erwiderte auch diesen Brief, und abermals waren es Tränen, die den Brief verschönten; denn er war außer sich vor Freude über das baldige Wiedersehen.

Dann war alles wieder still!

Drei — sechs — neun Monate waren vorbeigegangen, aber es kam keine weitere Nachricht von dem Schneider, und dann, unfähig, seine Arbeit fort-

zusehen, machte der Schmied sich auf den Weg nach Prag, um seinen Freund zu suchen.

„Er ist schon seit fünf Monaten nicht mehr hier,“ sagte der Schneidermeister, „er wollte nach Sachsen, nach Annaberg, denke ich, zurückkehren.“

„Können Sie mir keine nähere Auskunft geben?“ fragte der Schmied, und der Meister erwiderte: „Nein, die jungen Burschen kommen und gehen; wenn sie nichts mehr zu leben haben, suchen sie Arbeit, und sobald ihnen ein wenig aufgeholfen ist, gehen sie wieder fort. Sie lieben die Veränderung. So war es auch mit Gramms. Er war nicht besser und nicht schlechter als alle andern.“ Aber der Schmied wußte, daß der Schneider aus andern Gründen seine Arbeit verlassen hatte, und er nahm sich vor, nach Annaberg zu gehen. Dort würde er ihn finden, wenn er noch lebte, und wenn er nicht mehr lebte, wollte er seine Ruhestätte mit Blumen umranken, um seinem Freund damit die letzte Liebe zu erweisen.

Klint kam nach Annaberg. Aber niemand war da, der etwas von seinem Freund Gramms gehört hatte. Es gab dort zwei, die Gramms hießen. Der eine war ein Bäcker, der andre ein Gemüsehändler; doch keiner von beiden war verwandt mit seinem schlanken Freund, dem Schneider.

„Ich muß ihn finden,“ rief der betrübtete Schmied, durch die Enttäuschungen nur noch mehr zum Suchen angespornt. „Ich will ihn in Hessen suchen, ja, ich will seine Heimat auffuchen, wenn ich nirgends anders von ihm hören kann.“

So kam es denn, daß er eines Tages nach einem Dorfe in Hessen gelangte, und da er sich ein wenig verdienen wollte und eine Schmiede dort war, bat er

um Arbeit. Es schien genug Arbeit da zu sein, aber der Amboss stand unberührt, und der Schmied selbst war nirgends zu finden.

Er war nämlich schwer krank, und der Schmied kam ihm und seiner jungen Frau wie von Gott geschickt.

Klint mußte nicht, ob er sich freuen sollte, daß er Arbeit gefunden hatte, oder ob er traurig sein sollte, daß er seinen Freund nun nicht länger suchen konnte. Aber er band seine Arbeitsschürze um, machte ein Feuer, und der Schlag des Hammers und das Dröhnen des Ambosses sagte den Leuten, daß der Schmied entweder plötzlich gesund geworden war oder daß er einen Arbeiter gefunden hatte.

\*

Zwei Jahre waren seitdem vergangen, und während der Zeit hatte sich manches ereignet. Klint war jetzt nicht mehr nur Arbeiter in der Schmiede, sondern der Herr selbst und der Mann seiner früheren Herrin. Nur noch drei Monate, nachdem er dorthin gekommen war, hatte der Schmied gelebt, und Klint hätte dann seine Reise fortgesetzt, wenn die Wittve ihn nicht mit Tränen in den Augen gebeten hätte, ihr beizustehen und das Geschäft weiterzuführen, da es sonst eingehen müßte.

So war er denn geblieben. Zwei Jahre waren vergangen, in welchen der neue Eigentümer an irdischen Gütern reich gesegnet worden war; denn er war arbeitssam, und der Meister hatte ihn noch auf dem Sterbette wegen seines Fleißes gelobt. Seine Frau achtete und liebte ihn, und wenn nicht die eine Sache gewesen wäre, so wäre ihr Glück ungestört gewesen. Klint

konnte seinen alten Freund nicht vergessen. In seinem Wohlstand vergaß er seinen Freund ebensowenig wie damals in seiner Armut, und morgens, mittags und abends betete er für ihn. Sein Geschäft entwickelte sich so gut, daß er am Ende des vierten Jahres vier Gesellen und Lehrlinge beschäftigte.

Eines Tages — es war im Winter, und die Erde war tief mit Schnee bedeckt — arbeiteten der Schmied und seine vier Leute noch fleißig, um mit der Arbeit fertig zu sein, ehe der Tag des Herrn anfing; denn den Klang des Ambosses und das Fauchen des Blasebalges hörte man an jenem Tage nicht, auch das Feuer erlosch dann. An jenem Tage brachten der Schmied, seine Frau und die vier Arbeiter dem Gott des Himmels Lobgesänge dar und beteten ihn an. Als sie noch fleißig arbeiteten, trat ein Mann in die Schmiede und bat um etwas Brot und eine Unterkunft für die Nacht in der warmen Schmiede. Es war ein Mann, dem man die Armut an seinen Kleidern und seiner dünnen Gestalt ansah.

Was konnte aber in dem Ton der Stimme liegen, das den Schmied veranlaßte, seinen Hammer mit lautem Schlag auf den Amboss zu werfen und die Laterne zu ergreifen, um dem Mann ins Gesicht zu leuchten und ihn näher anzusehen?

„O mein Bruder! Mein Bruder, seh' ich dich endlich wieder? Treffen wir uns wirklich noch einmal nach langen Jahren der ungestillten Sehnsucht?“ rief der Schmied mit lauter, bewegter Stimme. Indem er seine Laterne auf den Boden setzte, umarmte er stürmisch seinen Freund Gramms, den armen, verlorenen Wanderburschen, den er an der Stimme sofort wiedererkannt hatte.

Vor Verwunderung wäre Gramms fast umgefallen, wenn ihn nicht die starken Arme seines Freundes umschlungen gehalten hätten.

„Bist du es wirklich? Mein lieber Klint?“ stotterte er zuletzt. „Schämst du dich nicht, einen solch armen Mann, wie ich bin, zu umarmen?“

„Schämen? Helene, meine liebe Frau, komm! Sieh, hier ist mein Freund!“

Erregt kam sie herbeigelaufen. „Gesellen, laßt die Arbeit liegen! Kein Hammerschlag soll heute abend mehr getan werden. Wir wollen ein großes Fest feiern. Helene, freue dich doch mit mir; mein Freund, mein Bruder, von dem ich dir schon immer so viel erzählt habe, ist endlich wiedergefunden.“

Als seine Frau ihn in den Armen des armseligen Handwerksburschen sah, konnte sie ihren Mann nicht verstehen. Sie konnte sich noch nicht mit ihm freuen.

„Geh, Helene,“ fuhr Klint fort, „geh und hole ein neues Hemd von meinen und meinen besten Anzug, und dann besorge ein Festessen. Wir wollen uns heute abend freuen und fröhlich sein.“

Willig tat Helene alles. Sie machte dem Freund sogar ein warmes Bad, das ihm nach seiner langen, beschwerlichen Wanderschaft sehr wohl tat. Danach versammelte sich eine kleine, fröhliche Gesellschaft im Wohnzimmer um den Abendbrottisch.

„Du sollst nicht wieder fort von hier, mein Freund,“ rief der Schmied, indem er ihn noch einmal umarmte. „Und wenn ich nicht meine liebe Frau hätte, für die ich sorgen muß, so ginge ich wieder mit dir auf die Wanderschaft.“

Dann holte er den großen Armstuhl dicht vor den Ofen und bat seinen Freund, sich zu setzen. Vor

Freude jauchzte er dabei: „Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen langvermißten Freund wiedergefunden!“

„Friedrich, Friedrich! Du tust zu viel für mich,“ wehrte Gramms ab. „Ich habe doch nichts getan, um dies alles zu verdienen!“

„Still,“ rief der Angeredete, „ich will nichts mehr hören! Du hast alles für mich darangegeben, um es mir angenehm zu machen, als ich krank war. Wenn du damals nicht dich selbst vergessen und alles für mich aufgeopfert hättest, so wäre ich auf einer öden Landstraße Polens gestorben. Oh, nie werde ich dich vergessen; und sollte ich dir mit meinen Mitteln in deiner Not nicht beistehen? Wenn ich das nicht täte, so wäre ich der schlechteste Mensch auf Erden.“

Darauf erzählte Gramms seine Lebensgeschichte, aus welcher man ersehen konnte, daß er seit seiner Trennung von Klint viel durchgemacht hatte. In Prag hatte er seine Stellung verlassen, um sein Heil noch einmal in Warschau zu versuchen. Er war deshalb von Ort zu Ort gewandert, dann aber, als er eines Abends in einem Dorfe sich nach einem Nachtlager umschaute, von Werbern ergriffen worden und hatte als Soldat dienen müssen.

Es war ihm beim Militär nicht besonders gut ergangen. Das harte Soldatenleben und die vielen Entbehrungen hatten ihn so weit heruntergebracht, daß er nach zwei Jahren wieder hatte entlassen werden müssen.

Nun war es immer schlimmer mit ihm geworden. Kein Meister hatte einem schwachen, heruntergekommenen Mann Arbeit geben wollen, und so hatte er sich dann endlich sein Brot durch Betteln erwerben müssen.

Jetzt hatte er seinen alten Freund wiedergetroffen in einem Lande, wo er es nie gedacht hätte. Er hatte sich nämlich nach seiner alten Heimat gesehnt und dorthin gewollt, um dort zu sterben; denn er hatte selbst gemeint, in seinem schwachen Zustand das Wanderleben nicht länger ertragen zu können.

„Gott hat dich zu mir geführt,“ rief der Schmied, indem er sich eine Träne fortwischte. Dann sagte er noch einmal zu seiner Frau: „Helene, dies ist mein Freund, von dem ich dir so viel erzählt und nach dem ich mich so sehr gesehnt habe.“

Helene reichte ihm die Hand und sagte: „Sie sind herzlich willkommen hier in unserm Heim. Mein Mann hat mir viel erzählt, mit welcher Aufopferung Sie ihn gepflegt haben, und ich weiß, wie sehr er sich sehnte, Sie wiederzusehen. Als seine glückliche Frau danke ich Ihnen tausendmal für die Liebe, die Sie ihm erwiesen. Sie sind jetzt auch mein Bruder und Freund durch ihn.“

Bald wußte das ganze Dorf von dem fröhlichen Wiedersehen der beiden Freunde, und alle meinten, daß sie einen Schneider gut gebrauchen könnten. Sie beschloßen daher, dem Schneider ein Geschäft einzurichten, und er mußte dableiben. Dies hatte Klint gewollt. Er selbst kaufte ein kleines Haus, wo der Schneider wohnen sollte, und da dieser sein Fach verstand, fand er viele Kunden.

Er war seinem Herzensfreund für alles sehr dankbar. Auf alle Dankesbekundungen erwiderte dieser nur: „Dies ist nur ein wenig von dem, was du an mir getan hast!“

## Ein Wunder der Vorsehung

In einem schönen, reizend gelegenen Landhause in geringer Entfernung von der Stadt B. wohnte Familie Sander. Er war ein würdiger Herr und ein frommer Christ. Seine Frau war ebenfalls eine überzeugte Jüngerin Jesu. Sie war ihm eine treue Gefährtin und half ihm, die Kinder, welche Gott ihnen geschenkt hatte, für den Herrn zu erziehen. Sie hatten sie von den ersten Jahren an daran gewöhnt, sich mit ihnen vor dem Gnadenthron zu beugen, um für jeden Tag die göttliche Weisheit und Kraft zu erbitten.

Alle, welche diese Kinder näher kannten, merkten es ihnen an, daß die Bemühungen ihrer Eltern, sie zu Charakteren heranzubilden, von Erfolg waren. Die jüngeren wie die älteren waren gehorsam, liebevoll zueinander, wohlwollend und bescheiden gegen Fremde. Die Häuslichkeit dieser Familie galt im weiten Umkreis als ein Muster von Familienleben. Ordnung und Reinlichkeit herrschten im ganzen Hause. Obgleich die Dienstboten jederzeit freundlich angehalten wurden, nichts zu vernachlässigen und ihre Zeit treu auszufüllen, schätzten sie es doch als ein Vorrecht, in dieser christlichen Familie zu dienen. Jeden Tag vereinigten sich alle Hausgenossen zu einer gemeinsamen Morgenandacht, wobei Gottes Wort

gelesen und um den Segen des himmlischen Vaters gebetet wurde. In gleicher Weise wurde jeder Tag beschlossen. Einmal kettete das alle fester aneinander, und zum andern vergaßen sie so nie die Abhängigkeit von dem großen Gott im Himmel droben. In solchen Familien weilt der Herr gern und verläßt sie auch nicht, wenn Prüfungen über sie ergehen.

Es war zur Zeit der Ernte. An einem stürmischen Abend wurde die Ruhe des friedlichen Hauses plötzlich durch heftiges Klopfen an der Haustür gestört. Ein Diener beeilte sich zu öffnen und sah zwei kräftige Männer vor sich stehen. Sie übergaben ihm einen Brief, indem sie in gebieterischem Tone zu ihm sagten: „Bringt Eurem Herrn diesen Zettel und laßt uns so schnell wie möglich die Antwort wissen. Wir warten darauf, eilt Euch.“

Der Diener war nicht wenig erstaunt über das merkwürdige Wesen der Fremden, doch versprach er, ihren Wünschen nachzukommen und schnell zurückzukehren. Er begab sich sogleich ins Wohnzimmer, wo die Familie versammelt war, und übergab den Brief. Dann beobachtete er das Gesicht seines Herrn genau, während dieser den Brief las. Das sonderbare Auftreten der Fremden ließ ihn nichts Gutes vermuten. Die Mutter und die Kinder waren gleichfalls stutzig geworden und drängten sich um den Vater. Groß war ihr Schrecken, als sie ihn beim Lesen der wenigen Zeilen erbleichen sahen.

Der Vater bemerkte ihre bangen Ahnungen. Ehe ein anderer nach dem Briefe fragen konnte, teilte er gleich in gefaßten Worten dessen Inhalt mit. „Das ist kein erfreuliches Schreiben. Doch, meine Lieben, erschreckt nicht! Wir werden nur einmal auf die Probe

gestellt, ob wir auch ernstlich glauben: ‚Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!‘ Faßt Mut, und ihr sollt den Brief hören: ‚Geehrter Herr! Der Anführer einer vieltöpfigen Bande steht vor Eurem Hause und verlangt, daß Ihr vor Tagesanbruch an der Gartentür die Summe von 75 000 Franken hinterlegt. Im Weigerungsfalle wird Euer schönes Haus noch in dieser Nacht ein Raub der Flammen. Der Anführer.“

„Herr des Himmels, hilf uns,“ jammerte wehklagend die Frau, als ihr Gemahl den Brief gelesen hatte. Die Kinder fingen an zu weinen, die Dienerschaft, die sich mittlerweile zusammengefunden hatte, zitterte, als ob schon das Knistern der Flammen zu hören wäre. Nur der Vater blieb ruhig. Er griff zur Feder und schrieb: „An den Anführer der Bande! Ihr herrischer Befehl verlangt eine bestimmte Antwort. Ich werde mich Ihrer Aufforderung nicht fügen. Wenn es nach dem Ratschlusse Gottes ist, daß mein Haus in Flammen aufgehen soll, so hoffe ich, dieses Schicksal ergehen hinnehmen zu können mit dem festen Vertrauen: ‚Dein Wille, Herr, geschieht!‘ Nur eins ist gewiß, daß es nicht in Ihrer Macht steht, solches Unglück über mich zu bringen. Gott ist allmächtig, und was auch Ihre Absicht sein mag, er ist es, der regiert.“

In diesem Augenblick hörte man wieder das heftige Klopfen an der Tür, und der Diener beeilte sich, den Brief seines Herrn zu überbringen. Sie lasen ihn beim schwachen Schein einer Laterne und sagten in drohendem Tone zu dem sie genau beobachtenden Diener: „Sagt Eurem Herrn: noch ehe der Morgen graut, kommen wir zurück, um ihm persönlich unsre Aufwartung zu machen und das zu tun,

was wir ihm geschrieben haben.“ Dann verschwanden sie in der Dunkelheit.

Als der Diener ins Wohnzimmer zurückgekehrt war, ließ Herr Sander sorgfältig alle Türen verschließen und sagte: „Laßt uns niederknien und zum Allmächtigen um seinen Schutz beten; ohne seinen Willen fällt kein Haar von unserm Haupte.“

Alle gehorchten und folgten mit Inbrunst dem Flehen ihres Herrn, indem sie das ganze Haus der Obhut Gottes anbefahlen, dem Gott der Stärke und der Hilfe. Es waren Bitten, die so recht aus glaubensstarken, wenn auch geängsteten Herzen kamen. Sie konnten nicht unerhört bleiben. Alle erhoben sich neugestärkt. Ihre Besorgnis und Furcht war gewichen. Getrost und zuversichtlich erwarteten sie den Augenblick der Prüfung, eingedenk der Verheißung Gottes: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen“, und des Psalmwortes: „Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht; was können mir Menschen tun?“

Es hatte soeben Mitternacht geschlagen. Die nächsten Nachbarn, die etwa einen Kilometer weit entfernt wohnten, konnte man nicht gut um Hilfe bitten, da damit gerechnet werden mußte, daß die Räuber den Boten abfangen würden. Die große Glocke, welche gewöhnlich geläutet wurde, um die Leute der Umgegend bei unvorhergesehenen Fällen herbeizurufen, war vor etlichen Tagen zur Reparatur in die Stadt geschickt worden. Kurz, eine Rettung aus ihrer Not war nur durch göttlichen Eingriff möglich. Von Zeit zu Zeit brauste der Sturm mit Heftigkeit um das Haus, als wollte er noch die Schrecken dieser Nacht vermehren. Die Bewohner erwarteten gefaßt den Morgen.

Doch was geschah? Gegen zwei Uhr morgens kündete rollender Donner an, daß ein starkes Gewitter im Anzuge sei. Blitz folgte auf Blitz, und der Donner grollte unaufhörlich. Welcher Schrecken packte nun erst die Familie! Alle waren aufs Schlimmste gefaßt. Die beängstigenden Drohungen der Räuber schienen völlig vergessen zu sein, und in höchster Spannung warteten alle auf den Ausgang des Unwetters. Plötzlich durchzuckte ein feuriger Blitz die Luft und erleuchtete grell das ganze Zimmer. Gleich darauf folgte ein krachender Donnerschlag, daß alle Fenster davon erzitterten.

„Der Blitz hat eingeschlagen,“ rief einen Augenblick später erregt ein Diener. „Die Scheune brennt!“

So war es auch. Die Scheune stand in hellen Flammen. Zum Glück stand sie weit genug vom Haus entfernt, so daß dieses nicht gefährdet war. Dieser Donnerschlag war der letzte in jener schaurigen Nacht. Man hörte noch das dumpfe Rollen in der Ferne. Das Gewitter legte sich, und der Sturm hörte auf. Eine Viertelstunde später wurde es draußen lebendig. Man konnte die wohlbekanntenen Stimmen der Nachbarn vernehmen, welche zur Löschung des Brandes herbeigeeilt waren. Nun begaben sich auch Herr Sander und seine Leute nach der brennenden Scheune. Wie waren sie erstaunt, als sie in einiger Entfernung davon die Leiche eines Mannes vorfanden, den die Diener als einen der Fremden bezeichneten, die den Erpresserbrief abgegeben hatten! Es war in der That der gefürchtete Räuberhauptmann. Der Blitz hatte ihn zu Boden gestreckt, als er auf dem Wege war, seine verbrecherische Absicht auszuführen und das Anwesen der Herrschaft in Brand zu stecken. Das hatte

ihn also selbst das Leben gekostet. Die Raubgefährten hatten ihren Führer im Stich gelassen und die Flucht ergriffen, als sie ihn zu Boden sinken sahen.

Mit der Hilfe der braven Nachbarn wurde das Feuer gelöscht, der Schaden war verhältnismäßig gering. Darauf sammelte Herr Sander alle Anwesenden um sich und erzählte ihnen die merkwürdigen Erlebnisse dieser Nacht. Alle waren äußerst erstaunt darüber. Als die Kleidung des Räubers durchsucht wurde, fand man einen Zettel bei ihm, der auf die Spur seiner Spießgefährten verhalf. Sie hatten seit langem die Nachbarschaft beunruhigt.

Auch diese wunderbare Befreiung ist ein Beweis dafür, daß es dem allmächtigen Gott nicht schwer fällt, seine Kinder aus der Hand des Bösen zu erretten und die Anschläge der Gottlosen zunichte zu machen.

## Sieg der Treue

Karl Brand schusterte ebenso fleißig und brav wie der Meister Hans Sachs, und er hatte ein Herz voll der schönsten Lieder. In Karls Familie strahlte des lieben Gottes Sonne aus den Gesichtern, und gar mancher, der an Karls Werkstatt vorüber mußte, hemmte die Schritte und lauschte, wenn Karls männlich schöne Stimme erklang.

Es war kein tönendes Erz, auch keine klingende Schelle, wenn der Meister sang. Es war Gefolgschaft, war ganze Hingabe, war Leben in Gottes Nähe, wenn Karl sang. „Seid getreu . . .!“

Ja, es waren Glaube und Treue. Karl sohltete und flickte nicht nur die Stiefel und Schuhe, er flickte auch manches verwundete Menschenherz fein säuberlich aus. Gar manchem Armen besohltete er die Schuhe umsonst, und gar nicht so selten konnte ein also Beschenkter sogar in den Schuhen, die er von Karl Brand zurück-erhielt, noch ein Geldstück finden. Zuweilen merkte er's erst, wenn die Schuhe drückten.

Karl war ein Romischer, wie viele sagten. Gewiß konnte er nicht mehr leisten als andere. Er mußte auch schaffen wie sie; aber er stellte ans Leben keine Ansprüche, die über seinen Stand hinausgingen. Karl sagte sich, daß ihm das Leben gegeben worden sei, dem Ewigen

und dem Volke zu dienen, und wenn er opfern konnte, so war es ihm eine reine Freude. Dazu sang Karl dann seine Lieder der Gottesnähe. Er handelte, er kannte keine müßige Ruhe. In Liebe begann er, was er begann, und Gott gab ihm die Kraft zum Vollbringen.

Nun trug Karl die Sechzig auf dem schon ein wenig gebeugten Rücken, und mit den Sechzig trug er so manches, was nur ein Starker zu tragen vermag. Durch den Krieg im Osten des Reiches war sein Eigen bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Karl hatte sein totes Weib und sein Kind in den rauchenden Trümmern gefunden. Und auch sein Augenlicht hatte in diesem Brande gelitten. Zwar trug er seitdem eine ansehnliche Brille, doch sie ersetzte das Jugendlicht nicht. Auch hatte der Brand ihm böse Wunden am Leibe gefressen, so daß er bei Witterungsumschlägen recht heftige Schmerzen empfand. Wohl hatte das Reich ihm für den erlittenen Verlust eine Entschädigung zugewiesen; doch als er sich mit dem Gedanken trug, den Wiederaufbau seines Heims zu beginnen, verschluckte die Inflation, was er besaß. Da war er mit schwerem Herzen von jener Stätte gewankt, wo ihm die Augen der Frau und des Kindes geleuchtet. Er hatte sich im Nachbardorfe niedergelassen, nicht mehr ein Meister mit eigenem Heim, sondern ein Armer zur Miete.

Karl saß in zwei Erdgeschosfräumen des Händlers Braun, schufsterte weiter, sang auch nach diesen schweren Jahren wieder sein Lied und richtete den Blick nun erst recht in die ewigen Höhen; denn pinnte er nicht hienieden die Schuhe, damit die Füße zur Ewigkeit schritten? Karl sehnte sich nach seinen heimgegangenen Lieben.

Der Händler, bei dem Karl wohnte, ein Witwer in gutem Geschäft, war ein griesgrämiger Mann. Er

spöttelte, wenn Karl bei der Arbeit vor sich hinsang, und das war dann meistens der Schluß seiner Weisheit: „In deiner Lage noch singen? Von Gott und der Liebe? Seitdem ich die Frau verlor, will ich von dem nichts mehr wissen. Mach's so wie ich. Ersäuf deinen Kummer.“

Karl blieb, wie er war, und er lebte dem Diesseits und der jenseitigen Heimat. Karl blieb seinem Glauben und sich selbst treu.

Als Karl eines Tages wieder bei seiner Arbeit saß und vor sich hinsummte, pochte es hart an die Thür. Der Händler steckte seinen massigen Kopf durch die Spalte und fragte barsch, beißend: „Wird es bald, daß du die Miete bezahlst? Wir haben den Fünfzehnten, Alter, und ich verlange die Miete am Ersten. Sing weniger Choräle und pinne mehr Schuhe.“ Krachend schlug die Thür wieder zu und Karl war allein. Trotz seines Leidens hatte er wacker geschafft. Karl hätte die Miete prompt zahlen können; aber die meisten der Kunden, die jetzt zu ihm kamen, dachten: „Der Alte kommt keinem mit dem Gerichtsvollzieher.“ Und sie waren im Zahlen sehr säumig.

Nach einigen Tagen riß der Himmel seine Schleusen auf. Es goß in Strömen. Von dem angrenzenden Felde schwemmte der Regen eine glitschige Schicht auf den Bürgersteig, und Karl, der einem Kunden ein Paar Stiefel bringen wollte, glitt aus und blieb blutend liegen.

Zwei Männer hoben ihn auf, klingelten den Händler an, ob er Verbandszeug oder ein Leinentuch habe, und hörten die Antwort, er gebe kein Tuch. „Der alte Esel hat früher andere beschenkt. Sie sollen ihm helfen. Er schuldet mir für diesen Monat die Miete.“

„Dann nicht“. zückte einer der Männer die Aehseln, schaffte mit dem anderen Karl in die Wohnung, verband ihn flüchtig und rief den Arzt.

Vier Wochen später fielen die dumpfen Schläge der Mitternachtsglocke in die Nacht. Karl Brand hatte kein Licht. Das Kraftwerk hatte die Stromzufuhr unterbunden, da Karls Verdienst in den Taschen der Kunden schlief. Karl vernahm ein schmerzliches Stöhnen und tastete aus dem Bett.

„Mach mir die Tür auf“, bat er den Händler, aus dessen Wohnung er das Stöhnen vernahm. „Ist dir was passiert?“

Er hörte Schritte und wieder das Stöhnen. Dann tat sich die Tür auf, und der Händler hielt sich in Schmerzen windend den Leib.

Er habe scheußliche Schmerzen, stöhnte der Mann. „Anscheinend wieder die Niere. Da trinkt man Wachholder und Korn und kriegt nicht die Steine heraus. Wieder einer ins Rutschen gekommen. Wenn nur ein Arzt mit der Spritze käme.“

„Ja, das tut weh“, nickte Karl. „Mein seliger Vater litt auch daran. Wenn die Steine rutschten, zerriß er den Pfühl. Ich will den Doktor rufen, damit er dir Morphium gibt.“

„Du, wo du selbst krank bist? Du kannst auch schlecht gehen, und es ist stockfinster.“

Karl tastete sich zurück, kleidete sich an, erhielt von dem Leidenden das Geld für Arzt und Apotheke und suchte drei Ärzte auf. Sie waren auf einer Tagung, und Karl bat die Frau des dritten Arztes, ihm einen Doktor zu nennen, den er erreiche.

Weniger die Strecke, die vor ihm lag, noch der Sturm, der durch seinen verschliffenen Anzug fegte, als

die Sorge um den leidenden Menschen trieb ihn zur Eile an. Gewiß, der Händler war ihm nicht selten gehässig begegnet. „Sing doch nicht immer den frommen Qualm“, war er vor einigen Tagen bei ihm erschienen. „Wenn einer verrückt ist, braucht er's nicht anderen zu zeigen. Fromm willst du sein und bezahlst nicht die Miete? Nette Frömmigkeit, das! Wenn du es so mit dem Himmel machst, fliegt dir die Tür vor der Nase zu. Weder vom Frommsein noch von der Liebe hast du was weg. Überhaupt Liebe, für einen Kerl, der so alt ist, wie du bist! Trink dir einen Schnaps und laß die Liebe den Jungen. Und wenn du singen willst, sing in der Kirche, aber nicht hier.“

Karl hatte die Miete inzwischen bezahlt; aber der Händler war der gleiche geblieben. Karl dachte auch an die Herzlosigkeit, mit der er ihm vor einigen Wochen die Hilfe versagt hatte; aber er litt mit dem Kranken und erreichte nach einer halben Stunde den Arzt. Dieser verordnete Zäpfchen und sagte sein Kommen am Morgen zu.

Der Weg zur Apotheke war auch ein gutes Stück. Es war stockfinster, und Karl schritt tastend, doch hastig aus. Und Karl betete für den Menschen, der ihm nur Hohn und nur Bosheit bewiesen.

Als Karl zurückkam, hatten die Schmerzen des Leidenden nachgelassen. „Sonderbar“, sagte er, leicht den Kopf schüttelnd. „Ich habe in einem fort an dich und den Weg gedacht, den du für mich gingst. Und mich verließen die Schmerzen. Hast du für mich gebetet?“

Karl sah ihn mit weltweiten Blicken an und gab ihm die Medikamente und den Rest des Geldes. Den wollte der Händler ihm in die Hand drücken; doch Karl wehrte ab: „Geld? Dafür Geld?“

„Du kannst es doch brauchen.“

„Schon. Aber dafür?“ Er wünschte ihm einen schmerzlosen Schlaf und begab sich zur Ruhe.

Am folgenden Morgen suchte der Händler ihn auf. In ihm war das Verlangen erwacht, diesem Karl, den er für einen Narren gehalten hatte, näher zu kommen. „Hör mich mal an“, begrüßte er ihn. „Nach dem Tode meiner Frau, die mir alles war, haderte ich mit Gott, weil ich ihren Tod nicht verwinden konnte. Hatte ich recht?“

Karl sagte sanft: „Ich habe auch Frau und Kind verloren, doch mit Gott hadern? Er hat uns das Leben gegeben, er kann es auch nehmen, wenn es ihm gefällt. Sind wir für eine Ewigkeit hier? Ich habe zu meinem Heiland am Kreuze aufgesehen, und ich weiß, daß die Tage des Leidens uns stark machen sollen für den Weg des Herrn. Erduldete der Heiland nicht mehr, als wir ertrugen? Je stiller wir unsere Bürde auf uns nehmen, um so seliger werden wir dort sein, wo kein Leid, kein Geschrei und kein Schmerz ist. Ich möchte nun die Wohnung aufgeben, weil ich dir lästig bin.“

Der Händler legte die Hände auf Karls Schulter und hat Karl bewegt, bei ihm zu bleiben. „Ich habe mich über die Wahrheit des Lebens hinwegtäuschen wollen. Bleib bei mir, Karl. Ich will einer werden, wie du einer bist.“

Er wurde es. Er ging mit Karl den Weg, den alle gehen, den Weg, auf dem man nicht fragt, sondern aus ewiger Liebe empfängt und der das Herz sagen läßt: „Näher, mein Gott, zu Dir!“

Friedr. F. Goldau

## Das rettende Wort

Johannes Röwer, ein noch junger Mann, war schon sehr heruntergekommen. Obgleich er von Natur gutherzig und in seinem Beruf ebenso fleißig wie geschickt war, fehlte ihm doch die Willenskraft zur Enthaltbarkeit. So war er ein Opfer der Trunksucht geworden. Er hatte dadurch seine Stellung als Arbeiter in der großen Maschinenfabrik verloren, und seine jetzige Erwerbsquelle bestand nur in gelegentlichen Klempnerarbeiten, die er hier und da in Privathäusern ausführte. Johannes war ein findiger Kopf. Auf allen Gebieten der Mechanik konnte er sich betätigen und als Aushilfe für eine fehlende Kraft einspringen, wenn er nüchtern war.

Eines Tages hatte Johannes eine beschädigte Näh- und Schneidemaschine auszubessern, wofür er eine ganz nette Summe erhielt. Am Vormittag darauf machte er sich auf den Weg, den er jetzt so oft beschritt — zur Schenke. Er wußte, daß sein Weib das Geld sehr nötig gebraucht hätte und daß seine beiden Kleinen buchstäblich fast nichts mehr anzuziehen hatten. Diesmal hielt er sogar auf dem Wege Zwiesprache mit seinem besseren Selbst, aber das war zu schwach geworden, und der Dämon der Trunksucht behielt, wie immer bei solchen Auseinandersetzungen mit sich selbst, die Oberhand.

Johannes war also wieder in die Schenke gegangen, und die ersten zwei bis drei Stunden verspürte er nur die anregende, erheiternde Wirkung des Alkohols. Er bildete sich ein, sehr glücklich zu sein, denn er konnte singen und lachen. Aber wie es gewöhnlich geht, folgte die Betäubung nach, und der Mann versank schließlich in Bewußtlosigkeit. Er hatte getrunken, solange er sich nur aufrechterhalten konnte. Dann legte er sich in eine Ecke, wo ihn seine Bechergenossen verließen. Es war fast Mitternacht, als die Frau des Wirts in die Gaststube trat. Sie wollte sehen, warum ihr Mann noch nicht käme. Die Ursache bemerkte sie sofort in Johannes.

„Peter,“ sagte sie in scharfem Ton, „warum schickst du den schrecklichen Röver nicht nach Hause? Er hat lange genug hier herumgelegen.“

Der Dusel Rövers war kein natürlicher Schlaf. Als die Wirtin den Namen des Betrunkenen nannte, wachte dieser aus seinem Rausche auf und lauschte mit einiger Aufmerksamkeit. Er hatte bisher ein wahnsinniges Verlangen nach Rum empfunden, aber noch nie hatte es ihn zum Wirte hingezogen. In früheren Jahren hatten Peter Tender und er um dasselbe Mädchen, Helene Groß, geworben. Für ihn hatte sie sich entschieden. Peter hatte dann eine herrschsüchtige Frau, welche ihm die Wirtschaft zugebracht hatte, geheiratet. Johannes wußte, daß der Wirt jetzt mit innerer Schadenfreude auf das Elend und den Kummer jener unglücklichen Frau herabschaute, die ihn einst verschmäht hatte.

„Warum schickst du ihn nicht fort?“ fragte Frau Tender noch einmal ungeduldig und noch ärgerlicher als zuvor.

„Ost, Betty,“ antwortete er mit listigem Blick, „Köwer hat heute Geld. Laß ihn nur, er läßt sicher noch alles hier, ehe er nach Hause geht. Ich will den Kern von der Nuß haben. Seine Frau muß sich dann mit der Schale zufrieden geben.“

Betty entfernte sich brummend, und bald darauf richtete Johannes sich auf.

„Ach, Johannes, bist du munter?“ rief ihm der Wirt schmeichelnd zu.

„Ja,“ knurrte der nur.

„Dann komm, noch ein heißes Glas.“ Der Wirt stellte sich, als meinte er's mit seinem Zureden nur gut.

Johannes trat auf die Füße und reckte sich. „Nein, heute abend wird nichts mehr getrunken!“ war kurz seine Antwort.

„Es wird dir nichts schaden, Johannes — nur noch ein Glas!“ klang's darauf wieder mit geheuchelter Freundlichkeit.

„Mag sein, es würde mir nichts schaden!“ sagte Johannes tonlos, nahm seinen Überrock, zog ihn an und ging.

Hurtig schritt er in der kalten Nachtluft aus. Als er aus dem Bereich der Schenke war, blieb er stehen und schaute zu den Sternen auf und dann wieder nieder auf die Erde. „Da will's hinaus,“ sagte er, wie endlich zur Vernunft gekommen, zu sich selbst, „Peter Tander will den Kern haben und der armen Helene die Schale lassen — eine Schale, die noch schlimmer als wertlos ist, und ich Tor helfe ihm dabei. Ich beraube meine Frau jeglicher Freude, beraube meine lieben Kinder nicht nur aller Bequemlichkeiten, sondern selbst des Notwendigsten, und mich selbst beraube ich aller Liebe, ja ruiniere meinen Körper — nur damit Peter

Tender den Kern und Helene die Schale bekommt. Nun, wir wollen einmal sehen!"

Auf einmal stand das ganze Elend, das seine Trunksucht heraufgebracht hatte, klar vor ihm. Die Rede des Wirtes, die nicht für seine Ohren bestimmt war, hatte sein Gewissen getroffen wie die Stimme des Auferstandenen den Verfolger Saulus.

„Wir wollen einmal sehen!“ wiederholte er grimmig, mit dem Fuß derb auf den Boden stampfend. Dann setzte er seinen Hut wieder auf und ging schnurstracks nach Hause.

Am nächsten Morgen sagte er zu seiner Frau, indem er sich an den Tisch setzte: „Helene, hast du Kaffee im Hause?“

„Ja, Johannes,“ sagte sie freundlich. Sie verschwieg aber, daß sie ihn von ihrer Schwester bekommen hatte. Wie froh stimmte es sie, daß er nach Kaffee verlangte statt nach Branntwein.

„Ich würde dir für eine gute Tasse Kaffee sehr dankbar sein,“ fuhr er bittend fort. Es lag geradezu Herzlichkeit in Johannes' Stimme, und seine Frau ging mit Freuden daran, ihm seinen Wunsch zu erfüllen. Johannes trank zwei Tassen von dem bekömmlichen, duftenden Kaffee und verließ dann mit munterem Gruß das Haus. Festen, sicheren Schrittes ging er nach der großen Fabrik, wo er Herrn S. in seinem Kontor traf.

„Herr S., ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich wieder einstellten,“ sagte er höflich und bescheiden. „O Röwer, was meinen Sie?“ rief der Fabrikbesitzer erstaunt.

„Ich meine, Johannes Röwer möchte seine alte Stelle gern wieder einnehmen. Ich bitte um Verzeihung

für die Vergangenheit und hoffe, daß es in Zukunft besser mit mir wird.“

Da konnte sich Herr S. nicht länger halten. Er ergriff die Hand des Mannes, der bittend vor ihm stand, und rief: „Ist das Ihr Ernst? Ist es wirklich der alte Röwer, der da vor mir steht?“

„Er ist es,“ antwortete dieser gerührt, „oder besser, es ist das, was von ihm übriggeblieben ist. Aber er wird bald wieder gesund und stark sein, wenn Sie ihm nur Arbeit geben.“

„Arbeit!“ wiederholte Herr S., „ach, ich bin ja so froh, daß Sie kommen. Gerade heute soll eine neue Maschine geprüft werden; kommen Sie nur gleich mit.“

Röwers Hände waren noch etwas schwach und unsicher, aber sein Kopf war klar. Unter seiner Aufsicht wurde die Maschine in Gang gebracht und geprüft. Sie lief nicht, wie sie sollte. Es waren einige Fehler daran, die verbessert werden mußten. Bis zum späten Abend mühte sich Röwer damit ab.

Als die Arbeiter gerade gehen wollten, trat der Besitzer in die Werkstatt. „Wie geht sie nun, Röwer?“ fragte er, indem er auf die Maschine deutete.

„Sie ist jetzt in Ordnung, Herr S. Sie können unbesorgt Garantie darauf geben,“ war dessen Erwiderung.

„Das höre ich gern, Röwer. Sie wissen gar nicht, wie sehr ich mich über den Klang der altgewohnten sicheren Stimme freue. Wollen Sie Ihren alten Platz wieder einnehmen?“ Der Besitzer wußte einen zuverlässigen Arbeiter zu schätzen.

„Warten Sie noch bis nächsten Montag,“ antwortete Röwer bescheiden. „Wenn Sie mir meinen alten Platz dann noch anbieten können, will ich ihn mit Freuden annehmen.“

In der Familie Röwer ging's in der letzten Zeit immer ärmlicher zu, und die Hoffnung, daß es je wieder besser werden würde, schwand immer mehr aus dem Herzen der tapfern Frau. Als Johannes am Morgen weggegangen war, hatte sie in seiner Tasse ein Dreimarkstück gefunden. Sie wußte, daß er es für sie dagelassen hatte. Dafür hatte sie denn einiges einkaufen können. Den ganzen Tag über war es ihr gewesen, als ob ein kleiner Lichtstrahl vor ihren Augen tanzte — ein Strahl von dem Licht vergangener, glücklicher Tage. Mit Gebet und voll seltsamer Erwartung hatte sie den Abendbrottsch bereit und dann gewartet. Aber es wurde immer dunkler, und Johannes kam nicht. Es wurde acht Uhr — dann fast neun.

Horch! der alte Schritt: rasch und sicher aufs Haus zu. Ja, es war Johannes! Wie früher: Schmutz an den Händen und Ölgeruch aus den Kleidern.

„Ich habe dich warten lassen, liebe Leni,“ entschuldigte er sich, als er eintrat.

„Johannes!“ rief sie erfreut. Diesen Anblick und solch liebevolle Begrüßung hatte sie nicht erwartet.

„Ich wollte es nicht,“ fuhr er in gleichem Tone fort, „aber die Arbeit nahm mich so lange in Anspruch.“

„Johannes, du bist wieder in deiner alten Werkstatt gewesen?“ Gespannt erwartete sie seine Antwort.

„Ja, und ich hoffe, daß ich meinen alten Platz wiedererhalte!“

„O Johannes!“ Mehr Worte zum Ausdruck ihrer Freude fand sie nicht. Mit feuchten Augen schlang sie ihre Arme um seinen Hals und drückte einen heißen Kuß auf seine Lippen.



„Du sollst deinen Johannes wiederhaben!“

„Leni, mein liebes Weib, habe noch etwas Geduld, du sollst deinen Johannes wiederhaben,“ sprach er sanft, indem er ihr Kopf und Haar zärtlich streichelte.

„Oh, ich habe ihn schon jetzt! Gott segne dich, mein lieber Mann!“ jauchzte sie. Noch immer hielt sie ihn fest umschlungen.

Es war ein Festmahl, dies Abendbrot; denn die Engel des Friedens, der Liebe und Freude breiteten ihre Schwingen über die beiden wieder glücklich gewordenen Menschen aus.

Am nächsten Montag nahm Johannes seinen Platz als Vorarbeiter in der Maschinenfabrik wieder ein. Alle, die ihn gut kannten, zweifelten nicht im geringsten daran, daß er seinen Vorgesetzten treu bleiben werde.

Eines Tages trafen sich Peter Tender und Johannes auf der Straße. „Nun, Johannes, alter Freund, noch wohlauf?“ war des Wirts neugierige Frage.

„Noch wohlauf, ganz wohlauf,“ bestätigte er.

„Das sieht man auch,“ gab der Wirt ungern zu.

„Ich hoffe aber, du hast uns nicht vergessen!“

Mit sanfter Stimme erwiderte Johannes darauf: „Ich habe nur das Böse vergessen, das du uns zugebracht hattest, Peter. Tatsache ist, daß meine Frau und meine Kinder sich lange kümmerlich genug von der Schale genährt haben. Wenn aber noch ein guter Kern in mir steckt, sollen fortan sie ihn haben.“

## Einer für den andern

In der guten Stube des Meisters Werner stand der Dorfarzt und hatte die Augen groß auf die Tochter des Meisters gerichtet. „Ihre Mutter hat sechs Kindern das Leben geschenkt?“ fragte er ernst. „Sie sind die älteste?“

„Bitte, Herr Doktor.“ Sie sah ihn gleichfalls groß an. „Befürchten Sie etwa?“

„Zwanzig sind Sie, nicht wahr, Fräulein Maria?“ sprach der Arzt weiter. „Ich habe die Fünzig. Wir können also ein offenes Wort miteinander reden. Als Arzt müßte ich es ohnehin, auch wenn ich erst dreißig wäre.“

„Besteht eine Gefahr?“

„Ihre Mutter ist schwach“, sagte der Arzt. „Die Natur versagt völlig. Auch ein Mittel, das ich versucht habe, reicht zur Anregung der Muskeln nicht aus. Ich müßte zum letzten Mittel greifen; aber ich fürchte . . . Rufen Sie doch Ihren Vater.“

Wolkenbruchartiger Regen begleitete ihre Unterhaltung. Es goß wie aus Eimern, ununterbrochen und schon seit Tagen. Von den Bergen stürzten die Bäche und bahnten sich ihren Weg durch Wald und Feld.

Was hatte der Doktor soeben gesagt? Den Vater rufen? Wie ein Schlag durchfuhr es Rieke, der es plötzlich klar wurde, was das zu bedeuten hatte.

„Oh!“ stieß sie dann bangend hervor, „oh, wenn das einträfe. Ach, lieber Gott, der Heil ist erst acht, und wir haben die Mutter so lieb.“

„Die Gefahr ist sehr groß. Gehen Sie rasch!“

Rieke griff das Kopftuch vom Wandhaken und eilte durch den klatschenden Regen zur Dorfschenke. Mit zitternder Hand drehte sie die Scheibe des Fernsprechers, um den Vater zu rufen. Ihr wollte das Herz zum Halse heraus.

„Vater . . .?“

„Ja“, wurde ihr Antwort jenseits des Drahtes.

„Was gibt es denn, Rieke?“

„Ach, Vater . . .!“

„Ist's wegen der Mutter? So sag es denn schon.“

„Der Doktor ist da“, antwortete Rieke. „Vater, er sagt, die Mutter sei schwach. Er hat von den Muskeln gesprochen.“

„So . . .? Meint er . . .? Na, warte mal, Rieke!“

Meister Werner legte den Hörer zur Seite. Was sollte er tun? Das Hochwasser hatte den Damm wie eine Pappschachtel geknickt und ein Loch von drei Meter Breite gerissen. Meister Werner war eifrig daran, Balken und Bretter für eine Stütze zu schneiden. Er nahm wieder den Hörer auf: „Rieke! Gott hat uns so weit gebracht, wie wir sind, und er wird uns auch jetzt nicht verlassen. Es ist ein Loch im Damm. Bestell es der Mutter.“

„Ist's schlimm, Vater?“

„Schlimm und auch nicht“, erwiderte er. „Wenn der Herr uns nicht verläßt, ist es nichts.“ Er hatte die Sägemühle nahe am Damm, gut eine Meile von seiner Wohnung entfernt, am Strome gelegen. „Gut sieht es nicht aus. Das Wasser klatscht mir an den

Beinen herum, als stieselte ich mit der Fliegenangel durch einen Bergbach, um Forellen zu fangen. Geh schon zur Mutter und sag ihr, ich steh. Laßt nur den Kopf nicht gleich hängen. Hat doch der Herr den Petrus nicht sinken lassen, sollte er uns . . . ?“

„Ach, Vater!“

„Vertraust nicht mehr, Kieke?“ — — —

„Na also! Was noch?“

Kieke eilte heim und berichtete der Mutter von des Vaters Gefahr. „Er kann jetzt nicht kommen. Der Dammbruch . . .“

Die hoffende, geängstigte Frau erschrak sichtlich. „Am Damm wohnt die Hanne mit ihren sechs Kindern“, brachte sie seufzend heraus. „Ein bißchen zur Seite da wohnt die Rät mit den Fünfen.“

„Und dann die Frau Bürger, die Breuer . . .“

„Mög unser himmlischer Vater ihn und sie alle beschützen.“

„Mama, der Vater steht bis an den Hals da im Wasser am Damm“, meldete Heini. „Der Postbote, der auf dem Rad fährt, hat gesagt, es wär ganz gefährlich.“

„O lieber Gott!“ Die geängstigte Frau faltete die Hände und betete inbrünstig für ihres Mannes und der Bedrängten Leben. „Laß deine Engel ihm dienen“, betete sie in ihrer Not. —

„Himmlischer Heiland, erhalt mir mein Weib“, betete der gläubige Meister in diesem Augenblick und schob Balken und Bretter gegen die reißende Flut. Das Wasser drückte sie mit Titanenkraft gegen die Bresche. Höher und höher stieg die Verdämmung. Fast konnte der Meister nicht mehr. Die Flut riß an ihm. Aber er stand. Er mußte stehen.

„Ich kann nicht mehr, Meister.“

Meister Werner packte seinen Gefellen, der von dem Damm glitt, im Nacken. „Steh, Karl, du mußt! Heut kannst du erfahren: Wenn alles bricht, Gott verläßt dich nicht! Steh, Karl! Es geht um das Leben von vielen.“

„Aber ich kann nicht mehr, Meister!“

„Solang du bist, kannst du. Du mußt! Du stehst nicht für dich allein, Karl. Gib noch ein paar Bretter!“

Der Meister, der sich aus der Flut rackend sah, wie das Wasser stand, wie es zusehends fiel und sich verlief, dankte aufatmend seinem himmlischen Vater und betete: „Du hast mir geholfen, daß ich sie retten konnte. Rette mir auch nun mein Weib für meine Kinder.“

Da brach ein erster Lichtsfeil durch graue Wolken und hüllte des Meisters Gesicht in leuchtenden Glanz. Und dann ging der Meister heim, triefend naß wie ein Hund nach der Schwemme.

„Sie haben den gefährdeten Leuten Leben und Gut gerettet“, sagte der Arzt, als der Meister die Stube betrat, und hier ist der Lohn, den Gott Ihnen beschieden.“ Er drückte ihm ein kleines lebendiges Bündel in die Arme. „Ihr jüngster Sohn, Meister.“

Werners Augen wurden feucht. „Rieke“, sagte er, „Rieke, nimm mir das kleine Ding wieder ab. Weißt du, es ist jetzt nichts, wenn ich es halte. Die Mutter braucht nicht zu sehen, wie es mich angepackt hat. Gleich, wenn ich in dem trockenen Zeug bin, geh ich zur Mutter. Na, schau, wie die Sonne jetzt wieder lacht, Rieke.“

„Ja, Vater.“

Die Sonne stand leuchtend über dem besiegten Damm und über dem Hause des Meisters, der nach einer Weile an das Bett seiner Frau trat und ihr die Wangen küßte.

„Siehst du, es wird immer wahr bleiben, Rieke. Wenn alles bricht, Gott verläßt uns nicht. Es hatte doch ausgesehen, als ob es uns allen ans Leben wollte. Statt dessen ist noch ein neues Leben da.“ Dann nahm er sein kleines Büblein auf den Arm und sagte lächelnd: „Ja, Hansel, oder wie du denn heißen magst, das mußt du fürs Leben behalten: „Wer auf den Herrn baut, den errettet er aus seinen Angsten. Wenn du den Herrn bittest, dann wird er seinen Engeln über dir befehlen, daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßen wirst!“

Friedr. F. Goldau

## Wahrheit kennt keine Furcht

Als ausgesprochener Geschäftsmann bekümmerte sich Ernst Zwinger nur um sein Geschäft und was damit zusammenhängt. Wie es bei Menschen solchen Schlages vielfach der Fall zu sein pflegt, begegnete Zwinger allen, die bei ihm in Diensten standen, mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit. Bedenken oder gar Einwände gegen von ihm geäußerte Wünsche und Anordnungen haßte er — mochten sie noch so gut gemeint und in dem Bemühen, ihm zu nützen, vorgetragen sein. Wer von seinen Angestellten in Frieden mit ihm auskommen wollte, tat gut, sich zu fügen und den Mund zu halten.

Anders zu Hause, in des Kaufmanns Privatwohnung, wo die Hausangestellten es meist nur kurze Zeit aushielten. Das kam daher, weil Frau Zwinger, die in das gleiche Horn blies wie ihr Gatte, die Mädels, die sich ihr verdingten, bis ins kleinste beaufsichtigte und selbst nicht um Haaresbreite von dem bei ihr üblichen Verlauf der Dinge abweichen ließ. Es war ein ewiges Kommen und Gehen, ein Mädchen löste das andere ab — allein Irma verstand es, sich durchzusetzen und zu behaupten, ja, mehr noch: sich Respekt zu verschaffen! Und das kam so:

Am einem der ersten Tage nach ihrem Dienstantritt, und zwar um die Mittagszeit, als die neue Herrschaft gerade beim Essen saß, klingelte es. Ein Herr, der sich als Direktor Bartels vorstellte, fragte, ob er in einer sehr dringenden Angelegenheit vorgelassen werden könne.

„Ausgeschlossen!“ beschied der Kaufmann Irma, als sie ihm die Bitte des Besuchers vortrug. „Sie sehen doch, daß eben gespeist wird!“

Darauf hinweisend, daß der Direktor sein Vorsprechen zu ungewöhnlicher Stunde mit großer Dringlichkeit entschuldigte, meinte das Mädchen, er könne vielleicht im Vorzimmer warten, bis die Mahlzeit beendet sei.

„Nein“, schüttelte Zwinger den Kopf, „das machen wir anders. Ich will hier nicht belästigt sein. Gehen Sie hin und sagen Sie dem Herrn Direktor, ich sei nicht anwesend. Ab halb drei könne er mich im Büro erreichen.“

„Das letztere will ich gern bestellen, Herr Zwinger, aber sagen, Sie seien nicht da, das — kann ich nicht“, setzte sich Irma dem eigenartigen Anliegen des Hausherrn gegenüber tapfer zur Wehr.

Einen Augenblick lang starrte Zwinger sie groß und fragend an, dann grollte er: „Was soll das heißen: ‚will‘ und ‚kann nicht‘? Sie haben hier zu gehorchen, verstehen Sie — ?!“

„Oder Sie können, wenn es Ihnen nicht paßt, gehen“, ergänzte die nicht minder betroffene Hausfrau die Rede ihres Gatten.

Irma blieb ganz ruhig. „Es würde mir leid tun, Ihr Haus deswegen verlassen zu müssen“, erwiderte sie ohne Scheu. „Ich tue gewiß gern alles, was mir aufgetragen wird, allein lügen bringe ich nicht fertig. Bitte, fassen Sie es nicht als Ungehorsam auf.“

„Als was denn?“ unterbrach Zwinger ungeduldig die ihr Verhalten Rechtfertigende. „Beweisen Sie Ihren Willen zum Gehorsam, indem Sie meinem Anliegen nachkommen, ohne sich um den Inhalt desselben zu scheren!“

„Wirklich, Herr Zwinger“, bedauerte die also Zurechtgewiesene standhaft, „es tut mir herzlich leid; aber ich kann einmal, der Wahrheit zuwider, nicht hinausgehen und sagen: ‚Der Herr ist nicht da.‘ Es gibt nämlich einen, dem ich in erster Linie und in jeder Lage Gehorsam und Wahrhaftigkeit schulde, mehr als irgendeinem Menschen, und —.“

„Wen meinen Sie damit?“ fiel der Kaufmann, unsicher werdend, ihr wiederum ins Wort.

„Gott.“

„Zum —“, entfuhr es Zwinger. Er stockte indessen sogleich, als verschlöße ihm eine unsichtbare Hand den Mund, und trug nach kurzem Nachsinnen und sich beherrschend Irma auf: „Führen Sie Herrn Direktor Bartels ins Vorzimmer, ich lasse ihn bitten, sich wenige Minuten zu gedulden.“

„Ich weiß nicht“, wandte er sich, nachdem Irma, erleichtert aufatmend, gegangen war, an seine ein wenig verdußt dreinschauende Frau, „irgendwie gefällt mir das neue Mädchen. Ich habe, ganz unwillkürlich, den Eindruck, wie soll ich sagen, na — als könne man sich auf es verlassen!“

„hm“, entgegnete Frau Zwinger nachdenklich, „mag sein, daß du recht hast. Wenigstens hat Irma mir bisher noch keinen Anlaß zum Klagen und zur Unzufriedenheit gegeben.“

Die Unterredung, die der Geschäftsmann kurz hierauf mit seinem Besucher hatte, verlief für ihn

äußerst günstig. Er mußte sich eingestehen, daß es eine Dummheit gewesen wäre, sich verleugnen zu lassen. In froher, gehobener Stimmung lehrte Ernst Zwinger nach Verabschiedung des Direktors zu seiner Gattin zurück. Lächelnd fragte er das noch mit Abräumen beschäftigte Mädchen: „Sie sind wohl eine gute Christin, Irma, wie?“

„Das weiß ich nicht, Herr Zwinger“, lautete Irmas bescheidene Antwort. „Ich kann nur sagen, daß ich im christlichen Glauben erzogen und groß geworden bin und mir Mühe gebe, den Geboten meines Herrn und Meisters in allem gerecht zu werden.“

„Na, dann nichts für ungut“, gab Zwinger ihr hierauf launig Bescheid, „nehmen Sie mir mein Aufbrausen von vorhin nicht übel und — bleiben Sie so, wie Sie sind. Ich glaube, daß wir am Ende doch ganz schön miteinander auskommen werden. Was meinst du dazu, Mathilde?“

„Ich hätte nichts dagegen“, bekannte Frau Zwinger freundlichen Tones und schickte sich, ganz gegen ihre seitherige Gewohnheit, an, Irma die Arbeit mit kleinen Handreichungen zu erleichtern.

Von Stund an durfte sich diese der Achtung ihrer neuen Herrschaft in vollem Maße erfreuen. Irma diente dem Zwingerschen Ehepaar noch manches Jahr und hatte des öfteren Gelegenheit, mit sichtbaren und wohlgelungenen Früchten ihres reinen, guten Glaubens aufzuwarten. Darüber hinaus aber konnte das kluge und geistig wache junge Mädchen im Laufe der Zeit und zu seiner großen Freude beobachten, wie sowohl bei Herrn als auch bei Frau Zwinger durch sein Wirken eine Saite angeschlagen war, die vordem nie vorhanden gewesen zu sein schien!

Karl S. Mohr

## Unter Gottes Schutz

„Hast du auch schon wilde Löwen gesehen?“ wurde einst ein Missionar von seinen Glaubensgenossen gefragt. Er hatte mehrere Jahre in Südafrika gelebt. „O ja,“ antwortete er. „Einmal sah ich mehrere beisammen, und zwar näher, als mir lieb war.“ Darauf erzählte er dies Erlebnis:

„Ich hatte eine Missionsstation zu besuchen. Meine Frau und unser kleines Mädchen waren bei mir. Wir fuhren im Ochsenwagen. Eines Abends bemerkten wir zu unserem nicht geringen Schrecken, daß wir den Weg verloren hatten. Wir waren in eine Wüstengegend geraten. Kein Dorf, kein Haus war zu sehen. Der Boden war nicht mehr mit Gras bedeckt, und was das Schlimmste war, es war auch kein Wasser aufzutreiben. Doch an unserm Mißgeschick ließ sich nichts mehr ändern. Wir mußten die Nacht in der Wüste zubringen. Am andern Morgen hofften wir, den rechten Weg wiederzufinden. Die größte Schwierigkeit dieser Wüstenrast bestand darin, die Ochsen zu hüten, damit sie nicht wegliefen. Wie hätten wir ohne sie aus dieser Einöde wieder herauskommen sollen? Als wir uns gelagert hatten, spannten wir die Ochsen aus. Die eingeborenen Diener legten sich schlafen. Meine Frau und unser Kind

blieben im Wagen. Ich hatte die schwierige Aufgabe, die Ochsen zu hüten, selbst übernommen.

Es dauerte jedoch nicht lange, so schlief auch ich ein. Als ich erwachte, dämmerte schon der Morgen. Ich schaute mich erschrocken um. Aber keine Ochsen waren zu sehen. Statt ihrer bemerkte ich drei große Löwen ganz in meiner Nähe. Ihre gierigen Augen hatten sie auf mich gerichtet. Furcht und Entsetzen packten mich bei diesem Anblick. Was wird nun unser Schicksal sein? fragte ich mich ratlos, während ich zu Gott um Hilfe schrie. Und der liebe himmlische Vater griff in wunderbarer Weise schützend ein.

Es erhob sich ein frischer Morgenwind. Über den Wagen war ein weißer Plan gespannt, welcher zum Teil lose an der Seite herabhing. Im Winde flatterte er in voller Größe lustig hin und her. Das war für die Löwen etwas Neues und Unerwartetes, dessen Anblick sie überraschte und wovor sie sich zu fürchten schienen. Eine Zeitlang blickten sie unverwandt nach der wehenden Decke. Dann begannen sie sich allmählich zurückzuziehen, indem sie fortwährend nach dieser sonderbaren Erscheinung hinstarrten. So wichen sie immer mehr zurück, bis sie sich wohl in sicherer Entfernung glaubten. Dann drehten sie sich um und liefen davon, so schnell sie konnten. Ihr werdet verstehen können, daß ich über den schnellen Rückzug der majestätischen Gäste gar nicht betrübt war. Darauf ging ich mit den Schwarzen, die ich inzwischen geweckt hatte, auf die Suche nach den Ochsen. Wir fanden sie schließlich an einem Sumpfe in einer Entfernung von mehr als einer Stunde. Wahrscheinlich hatten sie das Wasser gewittert und es dann aufgesucht. Es war gut, daß sie fort waren, ehe die Löwen

kamen. Sonst wären wohl einige der stämmigen Tiere den Löwen zum Opfer gefallen. Wir trieben dann die Ochsen zu unserm Lagerplatz zurück, und im Laufe des Tages fanden wir den Weg nach dem Orte, wohin wir reisen wollten."

Was können wir nun aus der Erfahrung dieses Missionars lernen? Erstens, daß Gott sich der Seinen, die zu ihm beten und auf ihn vertrauen, annimmt. Der Missionar, seine Frau und das liebe Kindelein waren sicher geborgen in seiner Hut, obwohl sie wehrlos dalagen und schliefen, während drei Löwen auf sie lauerten. Dann lernen wir daraus, wie leicht es für den Herrn ist, die größte Gefahr von uns abzuwenden. Das Flattern einer Decke genügte, um die raubgierigen, an Kraft dem Menschen weit überlegenen Tiere fortzujagen. Was der Apostel in bildlichem Sinne schreibt, erfuhr der Missionar buchstäblich: „Der Herr aber stand mir bei, und ich ward erlöst von des Löwen Rachen.“ (2. Tim. 4, 17.)

## Die Brücke zum Laster

Vor vielen Jahren spazierte ein berühmter italienischer Künstler die Straßen seiner Geburtsstadt entlang. Verschiedene Unglücksfälle der letzten Zeit bedrückten und bekümmerten ihn so sehr, daß er keine Ruhe mehr bei der Arbeit fand und sich durch etwas Bewegung im Freien Zerstreuung verschaffen wollte. Da kam ihm ein kleiner Knabe von solch anziehender Schönheit entgegen, daß er beim Anblick dieses engelhaften Antlitzes für einen Augenblick alles Leid vergaß.

„Dieses Gesicht muß ich für mein Atelier haben,“ dachte der Künstler. „Willst du in meine Wohnung kommen und für ein Bild sitzen, mein Junge?“ sprach er den Kleinen freundlich an.

Der Knabe war nur zu gern dabei. Wie freute er sich, all die schönen Gemälde und all die merkwürdigen Sachen in dem Atelier des Künstlers betrachten zu dürfen, und noch mehr Freude bereitete es ihm, als er nach einiger Zeit auf der Staffelei des Malers ein Bild sich zulächeln sah, das ihm aufs Haar glich.

Nichts heiterte fortan den Künstler mehr auf als ein Blick auf jenes süße, unschuldige Antlitz. Wenn er ärgerlich, gereizt oder mißgestimmt war, schaute

er hinüber nach dem lieblichen Bild an der Wand, und die schönen, hoffnungsvollen Gesichtszüge beruhigten sein Herz und verschafften ihm wieder Frieden. Gar mancher Besucher des Ateliers wünschte das Lieblingsbild des Künstlers zu kaufen. Doch obgleich er arm und oft in Geldverlegenheit war, konnte er sich nie zum Verkauf seines „guten Engels“, wie er das Bild nannte, entschließen.

So verstrichen die Jahre, und oft dachte er an jenen Knaben und fragte sich, was wohl aus ihm geworden sei. „Wie gern möchte ich doch wissen, wie er jetzt aussieht! Ob ich ihn wohl wiedererkennen würde? Wird er ein guter, rechtschaffener Mann geworden sein oder aber ein schlechter, gottloser? Vielleicht ist er auch schon gestorben.“ Das waren dann stets seine Gedanken.

Als der Künstler eines Tages, wie so manchmal, durch die Straßen der Stadt schlenderte, bemerkte er einen jungen Menschen, dessen Gesichtsausdruck so bössartig abstoßend, geradezu teuflisch aussah, daß er unwillkürlich stehen blieb, um ihn genauer zu betrachten.

„Welcher Anblick! Ich möchte dieses abscheuliche Gesicht malen und es in meinem Atelier als Gegenstück neben mein Engelbild hängen!“ sagte der Künstler zu sich selbst.

Der junge Mann bat den Maler um ein Almosen. Er war Bettler und Dieb zugleich. „Kommt mit zu mir und laßt mich Euer Porträt malen. Ich will Euch dafür geben, was Ihr verlangt,“ erwiderte der Künstler freundlich.

Der junge Mann ging auf diesen Vorschlag ein und saß für eine Skizze. Als diese fertig war und er

einige Geldstücke für Weg und Zeit erhalten hatte, wandte er sich zur Thür. Da fiel sein Auge auf das Bild des Knaben an der Wand. Er betrachtete es aufmerksam, erblaßte dann und brach in Tränen aus. „Was fehlt Euch?“ fragte der Künstler erstaunt, indem er nähertrat.

Erst nach einigen Minuten war der junge Mann imstande zu antworten. Er schluchzte laut, als er auf das Bild hinwies und mit gebrochener Stimme bekannte: „Vor zwanzig Jahren haben Sie mich gebeten, Ihnen für dies Bild zu sitzen. Jetzt bin ich zu solch einem Scheusal geworden, daß Sie mich darzustellen wünschten, um zu zeigen, wie häßlich und abschreckend ein gesunkener Mensch aussehen kann. Erst jetzt erkenne ich, was Laster und Verbrechen aus mir gemacht haben.“

Der Künstler war über dies Geständnis entsetzt. Er konnte kaum seinen eigenen Augen und Ohren glauben und fragte schließlich den Unglücklichen, wie er so tief habe fallen können.

Der junge Mann erzählte ihm darauf seine traurige und schreckliche Lebensgeschichte. Als einziger und ausnehmend schöner Sohn sei er von seinen Eltern verzogen worden. Nachdem er sie verloren habe, sei er in die Gesellschaft schlechter Knaben geraten, deren böse Gewohnheiten und Laster er lieben gelernt habe. Später sei er in schlechte Häuser gelockt worden, wo er all sein Geld verlor. Zu betteln habe er sich geschämt. Da er unfähig gewesen sei zu arbeiten, habe er sich aufs Stehlen verlegt. Bald darauf sei er festgenommen und mit den schlimmsten Verbrechern eingesperrt worden. Anstatt sich im Gefängnis zu bessern, habe er es schlimmer verlassen, als er hineingekommen

sei. Er sei immer tiefer gesunken, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er an den Galgen gekommen.

Seine Erzählung war eine schreckliche Geschichte, die den Künstler zu Tränen rührte. Er drang in den jungen Menschen, seine Lebensweise zu ändern, und versprach ihm seine Beihilfe dazu. Aber ach! es war zu spät.

Eine schwere Krankheit, die er sich durch seinen ausschweifenden Lebenswandel zugezogen hatte, raffte ihn bald nachher dahin, bevor er sich bessern konnte. Der Maler hängt sein Bild neben den schönen Knabentopf, und wenn Besucher ihn fragten, warum er ein so abstoßendes Bild dort dulde, so pflegte er die Lebensgeschichte des jungen Mannes zu erzählen. Er schloß sie gewöhnlich mit den Worten: „Zwischen dem Engel und dem Teufel liegen nur zwanzig Jahre lasterhaften Lebens.“



Nur zwanzig Jahre!

## Ein heilsamer Traum

„Also, du bist gestern mit deiner Mutter ausgewesen, um eine neue Wohnung zu suchen?“ sprach Kurt Heidmann seinen jüngeren Spielkameraden Hans Berger an, als er ihn eines Mittags auf dem Wege zur Schule traf. „Hat deine Mutter etwas gefunden, was ihr gefällt?“

„O nein,“ erwiderte Hans, erfreut, Gesellschaft zu haben. „Wir besahen zwei Wohnungen, aber beide waren nichts für uns. Es waren so komische Wohnungen, wie ich solche noch nie in meinem Leben gesehen habe. Zu der einen mußte man eine ganz steile, winklige Stiege hinaufklettern, die kaum Hühner hinaufgekommen wären.“

„Wie kam deine Mutter denn hinauf?“ fragte Kurt.

„Oh, es war ein Klettern und Schieben und Ziehen. Ich zog Mutter mit beiden Händen hinauf.“ Dabei machte er die Bewegung vor. „Mutter seufzte und stöhnte. Wenn sie eine Stufe erstiegen hatte, rutschte sie drei zurück. Aber endlich kamen wir doch oben an.“

Kurt fing tüchtig an zu lachen, was Hans durch seine Übertreibung auch nur hatte erzielen wollen.

„Die Kämmerchen waren so klein, daß kaum Puppen darin hätten aufrecht gehen können. Und

das Dach war löchrig wie ein Sieb," lautete die aufgebauſchte Beſchreibung.

"Du meine Zeit!" rief Kurt beluſtigt.

"Der ausgetretene Fußboden quietschte, als ob viele Neſter mit jungen Mäusen darunter wären. Und der Ofen ſah aus wie eine zerſchoſſene Kanone," fuhr Hans immer lebhafter werdend fort.

"Erzähle nur weiter, die Bude muß ja zu ſpaſig ausgeſehen haben." Kurt, der an ſolch lachhaften Vergleichen Gefallen fand, konnte nicht genug davon hören.

"Die ganze Wohnung war nicht viel größer als ein Taubenschlag," ſchloß Hans wie in würdevoller Erhabenheit ſeine Beſchreibung ab.

"Ach," lachte Kurt, „das iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſolche Wohnung deiner Mutter nicht zuſagen konnte. Ich hoffe, die zweite war beſſer; denn deine Mutter will doch ſo gern in ein nettes Haus ziehen, damit ſich dein Vater recht wohl bei ſeiner Familie fühlt, wenn er von der See zurückkehrt. So hat deine Mutter es mir wenigſtens erzählt.“

"Die andre Wohnung war in einem vornehmen, eleganten Hauſe. In einem Palaſt kann es auch nicht ſchöner ausſehen." Hans hütete ſich aber, in ſeiner groſßſprecheriſchen Beſchreibung zu weit zu gehen; denn Kurt war aus beſſerem Hauſe und hätte ſich da vielleicht nichts vormachen laſſen.

"Auch die gefiel euch nicht?" fragte dieſer erſtaunt.

"Mutter fand ſie zu modern," brach Hans kurz ab. Er mußte ganz genau, daß die Miete zu hoch war, aber in ſeinem dummen Stolz konnte er dieſes ja nicht zugeben. Die Knaben trennten ſich jezt. Hans ging

in die Schule. Kurts Eltern konnten für ihren Sohn einen Hauslehrer halten.

In der Schule war Hans sehr unaufmerksam. Er hatte sich in der Tasche Nüsse mitgebracht. Bei der ersten Gelegenheit, als der Lehrer ihm den Rücken kehrte, zog er eine heraus und zerknackte sie mit den Zähnen. Die Kameraden lachten und flüsternten, streckten sogar ihre Hände aus, um die Nüsse, die Hans ihnen zuwarf, aufzufangen. Als der Lehrer den Lärm bemerkte, wandte er sich geschwind um. Hans hatte jedoch noch im selben Augenblick seine Nüsse verstecken können und saß andächtig da.

„Was hast du eben gemacht?“ fuhr ihn der Lehrer an, indem er zum Stock griff.

„Nichts, Herr Lehrer, ich passe auf,“ war die feige Antwort. Das sagte er auch noch in solchem Tone, als ob er entrüstet darüber sei, daß ihn der Lehrer in Verdacht haben könnte.

Frau Berger war eine fromme Frau, die sich bemühte, nur die Wahrheit zu sprechen. Sie hatte auch ihren Sohn oft vor seiner Lieblingsfünde, dem Lügen durch Übertreibungen und Entstellungen, gewarnt. Sein Vater, der sich gerade auf einer weiten Seereise befand, war in seinen Worten und Handlungen offen und ehrlich. Hans hatte keine Entschuldigung, daß er die Gefahr nicht kannte, die darin lag, von der Wahrheit abzuweichen. Aber er hielt es nicht für nötig, es mit seinen Worten genau zu nehmen. Er hielt es nicht für gefährlich, wenn er einmal „ein wenig“ übertrieb oder etwas ausließ oder eine Aussage verdrehte. Wenn seine Erzählungen sich nur immer spaßig anhörten und die andern zum Lachen brachten, dann war er schon befriedigt.

Nach der Stunde liefen die Knaben auf den Schulhof, wo Hans mit einem andern über ein Kugelspiel in Streit geriet. Es kam nicht so weit, daß sie sich schlugen. Aber sie gaben sich böse Namen, die man gar nicht niederschreiben kann. Hans machte sich durchaus keine Gedanken über die schlechten Worte, die er gebraucht hatte. Wohl wußte er, in Mutters Gegenwart hätte er sie nie aussprechen dürfen. Aber wer stellte ihn hier deswegen zur Rede? Sein Gewissen hatte er längst schon so beschwichtigt, daß es sich nicht mehr zu melden schien. —

Hans hatte etwa eine halbe Stunde von der Schule nach Hause zu gehen. Der Nachmittag war schwül, und Hans war noch müde vom Wohnungsuchen am vorhergehenden Tage. Was konnte da angenehmer sein als ein kurzes Schläfchen auf der grünen Wiese, an der er eben vorbeikam? Gedacht — getan! Er warf seine Bücher nieder, streckte sich aus und war bald eingeschlummert . . .

„Ist das nicht Hans Berger, der da schläft?“ rief Kurt Heidmann, der gerade mit seinem Freunde vorüberkam. „Emil, zu dem muß ich hinüber. Der versteht sich aufs Spaßmachen wie kaum ein anderer. Er ist ein zu drolliger Kerl. Man kann nur immer lachen, wenn man mit ihm zusammen ist.“

Die beiden Weggenossen trennten sich. Kurt hatte nur aus Vergnügen seinen Freund ein Stück Wegs begleitet. Er näherte sich dem Schläfer in der Absicht, ihn etwas zu necken. Aber er vergaß ganz, was er vorhatte, als er Hans im Schlaf murmeln hörte. Er beugte sich nieder, um die Worte besser verstehen zu können. Da vernahm er ganz deutlich: „Ich kann — ich kann es nicht ausradieren!“ Einige

Minuten darauf fuhr Hans wie im Schreck ganz von selbst aus dem Schlaf auf. Er sah verstört aus und hatte Furchen auf der Stirn. Er fuhr mit der Hand durch die Haare, schlug die Augen auf und erblickte zu seinem Staunen seinen Freund neben sich.

„Kurt, wie kommst du eben hierher?“ rief er aus, indem er aufsprang.

„Ich kam mit meinem Freunde vorüber und bemerkte dich schon vom Wege aus. Es soll mir jetzt Spaß machen, wenn wir noch ein bißchen zusammengehen könnten und du mir von eurem gestrigen Wohnungsuchen weitererzählst.“ Hans machte nicht im geringsten Miene, als ob er Lust dazu hätte. „Wie bist du auf einmal still und zurückhaltend! Du schläfst wohl noch halb?“ Kurt fand seinen Freund merkwürdig verändert.

„Mir hat geträumt,“ erwiderte Hans nur, indem er sich die Augen rieb.

„Dir hat sicher wieder etwas Drolliges geträumt,“ drang Kurt in ihn. „Was anderes kann doch solch einen lieben Spaßvogel wie dich gar nicht beschäftigen. Sag, was konntest du nicht ausradieren? Erzähle mir deinen Traum.“

Nun zu hören, daß er in seinem Traum gesprochen hatte und dabei belauscht worden war, nahm Hans noch mehr den Mut, etwas zu erzählen. „Ich glaube, ich habe dir oft wunderliche Dinge erzählt, die ich geträumt haben wollte, was aber gar nicht stimmte,“ erwiderte er seufzend. Diese wenigen Worte schienen ihm schon zu viel zu sein.

„Aber diesen Traum muß ich hören,“ beharrte Kurt, indem er seinen Freund umfaßte, und langsam gingen sie ihres Weges.

„Ich habe einen komischen Traum gehabt,“ begann Hans nachdenklich. „Ich glaube, er enthielt mehr Lehren als alle Träume, die ich jemals hatte. Weil du darauf bestehst, will ich ihn dir erzählen, Kurt, obwohl ich es eigentlich nicht vorhatte. Ich will ihn dir aber diesmal wahrheitsgetreu wiedergeben. Der Anlaß zu meinem Traum liegt in unserm gestrigen Wohnungsuchen.“

„O welch ein Spaß! Du bist gewiß in deinem Traum wieder eine steile Hühnerstiege hinaufgetrabbelt und hast deine stöhnende und leuchende Mutter nachgezogen,“ sagte Kurt lachend.

„Die Treppe, die wir gestern erstiegen, war gar nicht so steil,“ stellte Hans seine Aussage vom Mittag richtig, „und die Kämmerchen jener Wohnung waren gar nicht so niedrig, daß man sich bücken mußte. Der Fußboden war auch noch nicht so schlimm ausgetreten, wie ich es dir beschrieb. Der Ofen war zwar altertümlich, aber noch in brauchbarem Zustande. Ich habe heute mittag lauter Unsinn geschwätzt.“

„Ach, das macht nichts. Es war doch sehr lustig,“ warf Kurt ein. Er schien das Geständnis eher zu bedauern, als sich über das Erwachen des Gewissens seines Freundes zu freuen. Damit dieser über seiner Bekümmernis seine Zusage nicht vergessen sollte, fuhr er fort: „Aber jetzt erzähle deinen Traum.“

„Mir war,“ erzählte Hans nun frisch, „als wäre ich wieder auf Wohnungsuche gegangen. Meine Mutter war aber nicht mit. Da kam ich in ein sehr schönes Haus. Eine ältere Dame führte mich herum. Ich versicherte ihr, es sei gerade eine solche Wohnung, wie meine Mutter sie wünsche, und auch meinem Vater würde sie gefallen, der doch alles immer recht nett

haben will, wenn er von der See zurückkommt. Denke dir, Kurt, die Tapete an der Wand war so weiß wie Milch. Kein einziger Fleck war darauf zu sehen. Da, wo die Sonne hinschien, erglänzte die Wand wie Gold. Ich lobte die Tapete sehr. Die alte Dame an meiner Seite sagte darauf: „Ja, die Leute, die hier zuletzt wohnten, sprachen immer nur gute Worte. Darum blieb auch die Tapete so rein. Denn sie ist ein Zeugnisbogen, und jedes schlechte Wort, das hier gesprochen wird, befleckt die Wand.“

„Die Tapete ein Zeugnisbogen!“ rief Kurt laut herauspläzchend dazwischen. „Ich habe noch nie in meinem Leben so etwas gehört.“

„Ich auch nicht,“ bestätigte Hans. „Nun aber weiter! Kurz darauf verschwand die Frau, und ich befand mich wieder in meinem Zimmer zu Hause. Aber dies hatte auf einmal auch eine weiße Tapete. Ich räumte ein wenig im Zimmer auf, zog dann die Gardine zu, um das Sonnenlicht etwas abzuhalten, und wartete auf meinen Vater, als du eintratest.“

„Von mir hast du geträumt?“ unterbrach Kurt erstaunt. „Ich glaube, es hat dich aber nicht gefreut, mich in deinem Traum zu sehen; denn du machtest ein ganz verstimmtes Gesicht.“

„Das war aber nicht deine Schuld,“ entgegnete Hans. „Mir träumte dann, wir sprächen miteinander, und ich erzählte dir allerlei Unsinn, gerade wie heute morgen. Wir lachten und scherzten. Da schautest du plötzlich auf und rieffst aus: ‚Was ist denn jetzt mit der Tapete los?‘ Auch ich blickte nun auf, und o was bemerkte ich da! Auf der reinen weißen Tapete, welche im Sonnenschein erglänzte, waren viele schwarze Flecke entstanden. Ich wußte sofort, daß jedes meiner un-

nützen Worte einen hervorgerufen hatte. Es machte mich ganz wütend; denn ich dachte an meinen Vater, der beschmutzte Tapeten wie alle Unordnung nicht leiden kann. Ich schalt auf die Frau, die mich vorher in das vornehme Haus geführt hatte, da ich meinte, ohne sie wäre es nicht zu solcher Beschmutzung der Wand gekommen. Alle möglichen Schimpfnamen auf sie gebrauchte ich in meiner Erregung; aber denke nur, Kurt, zu meinem noch größeren Entsetzen erzeugten die Worte einen großen roten Fleck auf der Tapete."

"In dem Hause," bemerkte Kurt, "hätte man gelernt, recht wenig zu sprechen, meine ich, sonst wäre sicher bald kein weißes Fleckchen mehr an der Wand gewesen. Aber wie endete dein Traum?"

"Ich war so ärgerlich darüber, die schneeweiße Wand so besfleckt zu sehen, daß ich mit den Füßen stampfte. Ärgerliche Worte durfte ich nicht aussprechen, wollte ich das Übel nicht verschlimmern. Vergebens suchte ich die Flecke auszukuradieren. Sie schienen auch in die Wand eingedrungen zu sein. Ihr schrecklicher Anblick konnte mich ganz wild machen. Während ich so in Verzweiflung dastand, trat Jakob, der Hausknecht, ein."

"Oh, der kann ganz entsetzlich schimpfen und fluchen! Über seine Lippen sind schon viele böse Worte gegangen," mußte Kurt über den berüchtigten Mann eifrig zu berichten. "Mein Vater hat mir verboten, mich mit ihm in ein Gespräch einzulassen. Der würde aber bald solche Wand voller kohlschwarzer Flecke machen!"

"So kam's auch," fuhr Hans fort. "Er war kaum eingetreten, da bildete sich Fleck an Fleck, schwarze

und roth! In seinem Erstaunen darüber fluchte er fürchterlich. Im selben Augenblick, als er den Namen Gottes mißbrauchte, fing die Tapete an einer Stelle an zu brennen. Das Feuer fraß rasch weiter. Bald stand das schöne Haus in Flammen. Vor Schreck und Angst erwachte ich."

"Das war aber ein sonderbarer Traum!" atmete Kurt, der zuletzt in größter Spannung zugehört hatte, erlöst auf. "Ich bin froh, daß unser Haus nicht mit den weißen Zeugnisbogen tapeziert ist und wir sagen können, was wir wollen, ohne daß sich irgendein Schmutzleck zeigt."

"Vielleicht hinterlassen unsre Worte aber doch irgendwo einen schwarzen Fleck," bemerkte Hans bekümmert, indem er auf die Erde blickte und an die Worte seiner Mutter dachte. Wie wahr schienen diese doch jetzt!

"Ich glaube gar, der Traum macht dir Kummer," munterte Kurt seinen nachdenklich gewordenen Freund auf. "Aber laß uns jetzt über etwas andres reden."

Die Knaben unterhielten sich über allerhand Kleinigkeiten, bis sie sich trennen mußten. Und da Hans Berger weiterzugehen hatte, konnte er noch über seinen Traum nachdenken. "Wie viele unnütze, unwahre, ärgerliche und böse Worte habe ich doch heute morgen gesprochen!" sagte er betrübt zu sich. "Und wie viele tausende mögen das bisher schon gewesen sein? Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht, daß sie so schlecht seien, da sie ja niemals einen Fleck zurückließen. Und doch hat mir die Mutter oft erzählt, daß jedes Wort von himmlischen Wesen niedergeschrieben wird. Laß sie mir nicht auch schon einmal aus der Bibel vor, daß wir über ein jedes

unnütze Wort, das wir reden, Rechenschaft geben müssen? Wenn schon jedes unnütze Wort vor Gericht kommt, wie mag es da erst mit den unwahren Worten und mit den Flüchen sein! Ich wüßte zwar nicht, daß ich je geflucht hätte, aber meiner bösen Worte sind wohl so viel wie Haare auf meinem Kopfe. Wie, wenn ich von ihnen allen einmal Rechenschaft geben muß! Ach, was bin ich doch für ein Sünder!"

Hans beunruhigten diese Gedanken sehr. Jetzt erkannte er, wie sehr sein Herz mit Sünden besleckt war und wie wenig er dazu tun konnte, diese Flecke wieder wegzubringen. Als die Mutter an jenem Abend noch vor dem Schlafengehen mit ihm sprach, erzählte er ihr seinen Traum und den Eindruck, den er bei ihm hinterlassen hatte.

"Wenn Gott jedes unnütze und böse Wort bestraft, was wird dann aus mir werden?" fragte er ganz verzagt. "In Zukunft will ich mich zwar bessern und mich bei allem, was ich sage, in acht nehmen; aber ich kann die Fehler der Vergangenheit doch nicht wieder gutmachen."

Da führte ihm die Mutter aus der Bibel vor, wie die Flecken der Sünde, ein böses Wort oder eine unrechte That, ausgetilgt werden können. Sie zeigte ihm, wie der Mensch vor Gott wieder rein dastehen kann. Nur durch Christi Erlösungstat sei es ermöglicht worden, wieder Vergebung für eigene Vergehen zu erlangen. Jesus habe die Strafe auf sich genommen, die uns sonst zufiele. Durch Glauben an ihn und Gehorsam gegen sein Gesetz werde uns die Gnade Gottes zuteil.

"Mutter, wenn uns die Sünde aber immer wieder zu Fall bringt?" fragte Hans bekümmert.

Frau Berger erkannte daraus, daß es ihrem Sohn ernstlich um Besserung zu tun war. „Mein lieber Hans,“ sagte sie freundlich, als ob sie recht gut mitfühlen könnte, „Versuchungen, in die alte Natur zurückzufallen, kommen immer wieder. Das eine oder das andre Mal vermögen sie uns auch in unsrer menschlichen Schwäche zu überwinden. Aber dies darf uns nicht entmutigen. Bitten wir um göttliche Kraft, wird sie uns auch befähigen zu widerstehen. Fallen wir einmal, so beweist dies, daß wir alleinstanden. Wir hatten das Gebet oder sonst unsre Pflichten vernachlässigt, so daß die Kraft Gottes sich von uns zurückzog. Betrübt uns solche Niederlage und stimmt sie uns zur Buße, dann werden wir dafür auch Vergebung erlangen, und der dunkle Fleck in unserm Herzen ist ausgetilgt.“

„Mutter, das Leben ist doch schwer,“ erwiderte Hans.

„Für einen wahren Christen durchaus nicht, mein Junge,“ erklärte die abgearbeitete Frau Berger mit freudigem Gesicht. „Er braucht doch in keiner Lebenslage allein dazustehen. In den kleinen und großen Kämpfen und Anfechtungen wird er von himmlischer Kraft unterstützt. Welche innere Befriedigung gewährt es, wenn im Laufe der Zeit in unserm Charakter lichte Stellen da entstehen, wo's früher nur Schmutzflecke gab! Die blendend weiße Tapete gefiel dir doch besser als die beschmutzte. So verleiht ein reines Leben mehr Befriedigung als ein fleckenhaftes. Meinst du das nicht auch?“

„Mutter, das will ich mit Gottes Hilfe auch von meinem Leben einmal sagen können,“ sagte Hans darauf tief ergriffen.

## Auch ein Freundschaftsdienst

Alice hatte eben in der Bibel gelesen, die noch aufgeschlagen auf ihrem Schoß lag. Aber sie schaute nicht hinein, sondern gedankenvoll vor sich hin. „Ach,“ klagte sie nach einer Weile, „ich glaube nicht, daß ich irgendein Talent besitze. Alle andern haben eins. Von Emmi sagt die Lehrerin, daß sie entschieden Begabung für Musik habe. Leni Berger kann gut zeichnen. Nächstens will sie noch Unterricht im Malen nehmen. Nur ich bin ganz unbegabt. Es mag ja sein, daß in diesem Gleichnis nur Erwachsene gemeint sind. Ach, gehörte doch auch ich zu den Knechten, die der Herr rief, um ihnen seine Güter auszuteilen!“ Dabei rollten ein paar Tränen über ihre Wangen herab.

Tante Berta ging gerade durchs Zimmer, und als sie merkte, wie niedergeschlagen ihr kleines Nichtenchen war, trat sie zu ihr und fragte freundlich: „Was fehlt dir, Alice?“

„Ach, Tante Berta,“ stöhnte die kleine Bekümmerte, „ich glaube, ich habe keine einzige Gabe erhalten, und darüber bin ich ganz traurig.“

Die Tante erfaßte den Zusammenhang sofort. Sie bemerkte, Alice hatte das Gleichnis von den anvertrauten Zentnern gelesen und war darüber zum Nachdenken über ihre eigene Veranlagung gekommen.

Wenn sie auch eben etwas anderes vorhatte, hielt sie es doch für ihre Pflicht, das unglückliche Kind aufzuklären und aufzumuntern. „Laß uns einmal diese Verse zusammen lesen, Alice,“ sagte sie liebevoll zu ihr. „Vielleicht kann ich sie dir etwas verständlicher machen.“ Als sie diese gelesen hatten, griff die Tante einige Worte aus dem Gleichnis heraus, indem sie fragte:

„Ist es dir aufgefallen, Alice, daß es heißt: Er teilte die Zentner aus, einem jeden nach seinem Vermögen? Was meinst du, was das bedeutet?“

„Er gab einem jeden so viel, wie er imstande war zu verwalten oder zu verwerten,“ antwortete Alice nach einigem Nachdenken.

„Sehr gut,“ bestätigte die Tante, „und die Bibel verlangt nirgends mehr von uns, als wir bei Gebrauch aller unsrer Fähigkeiten zu leisten imstande sind. Du bist nur ein Kind, und so verlangt der Heiland von dir nur die Arbeit eines Kindes.“

„Aber was soll ich denn machen?“ seufzte Alice, noch immer über ihre Unfähigkeit ganz verzagt. „Ich kann nicht singen und Klavier spielen wie Emma. Ich kann nicht soviel für die Mission geben wie Elisabeth Horst; denn sie bekommt von ihrem Vater immer viel Taschengeld. Ich hab nicht viel Geschick zu schriftlichen Arbeiten wie Luise Schmidt. Was kann ich also tun?“

„All die genannten Vorzüge deiner Freundinnen sind gewiß solche anvertrauten Zentner,“ gab die Tante zu. Dann aber blickte sie ihrer Nichte verständnisvoll in die Augen und strich ihr übers Haar, indem sie sagte: „Alice, hast du schon einmal daran gedacht, daß gelegentliche Freundschaftsdienste auch eine Gabe

sind? Ich betrachte sie sogar als eine ganz besondere, und sie steht jedermann zu Gebote; nur ist sie bei wenigen zu finden."

In diesem Augenblick wurde Tante Berta abgerufen. Sie küßte ihre kleine Nichte, die wieder freudiger dreinschaute, und verließ dann das Zimmer.

"Freundschaftsdienste," murmelte Alice, als sie bedächtig die Treppe hinabstieg. "Ich werde jetzt zu Nelli Still gehen und mit ihr darüber sprechen. Vielleicht können wir Gelegenheiten zu solchen ausfindig machen!" Sie nahm ihren Hut und wollte ihn aufsetzen. Da kam ihr Bruder Wilhelm pfeifend durch den Hausflur.

"O Alice," rief er, "du könntest mir einen großen Gefallen tun. Sei doch so gut und flicke mir schnell meine Handschuhe und nähe mir einen Knopf an meinen Überzieher. Ich will gleich fort."

"Ich auch," hatte Alice schon auf der Zunge. Da dachte sie an die vorausgegangene Unterhaltung mit der Tante und hütete sich, eine ungefällige Antwort zu geben, sondern sagte nur: "Warte einen Augenblick, ich werde mein Arbeitskörbchen holen." Dann setzte sie sich nieder, stopfte die Handschuhe und besserte einen kleinen Riß im Futter des Überziehers aus.

"Ich möchte wohl wissen, ob dies als gelegentlicher Freundschaftsdienst gelten kann," sagte sie bei ihrer Arbeit halblaut vor sich hin, ohne an ihres Bruders Gegenwart zu denken. Er schien in seine Zeitung vertieft zu sein, die ihn halb verdeckte.

"Sicherlich gilt es als solcher," sagte Wilhelm vergnügt, der das Geflüster seiner Schwester doch gehört hatte. "Es ist sogar ein sehr angenehmer für

mich. Und ich rate dir, Alice, auch andern solche Gefälligkeiten zu erweisen, wenn dir daran liegt, Menschen zu erfreuen.“

Alice hatte solch freundliche Antwort nicht erwartet. „Ich dachte gerade über die Talente nach,“ sagte sie wie zu ihrer Entschuldigung. Doch die Gesprächigkeit des Bruders lockte sie, auch ihn einmal danach zu fragen. „Was hast du für eins, Wilhelm?“ erkundigte sie sich schüchtern.

„Es scheint kein andres zu sein, als einer lieben kleinen Schwester Arbeit zu geben,“ scherzte er. „Ich fürchte, daß ich darüber zu wenig nachgedacht habe, Alice,“ bekannte er dann aber aufrichtig. „Bist du fertig?“ fragte er weiter. Sie war gerade so weit. Er drückte ihr dankbar die Hand und ging rasch davon.

Alice ahnte aber nicht, daß sie auch mit ihren Worten ihrem älteren Bruder einen Freundschaftsdienst erwiesen hatte; denn diese beschäftigten seine Gedanken weiter und regten auch ihn zum Guten an.

„Es ist jetzt zu kurz vor dem Mittagessen, um noch zu Nelli gehen zu können,“ bedauerte Alice, als sie aufstand. „Ich kann aber jetzt in meinem schönen Geschichtenbuch weiterlesen, bis das Essen fertig ist.“ Mit diesem Vorhaben trat sie ins Wohnzimmer, wo sie ihr Buch gelassen hatte. Die Großmutter war dort beim Stricken. Als sie Alice bemerkte, rief sie ihr zu: „Kann mein kleines Mädchen ein wenig hierbleiben, um Großmama die Maschen aufzuheben? Meine alten Augen wollen nicht mehr recht mitmachen.“

Alice tat der Großmutter den Gefallen, und als sie mit dem Aufheben der Maschen fertig war, wurde gerade zum Mittagessen gerufen. Sie dachte an ihr Buch und konnte nicht umhin zu seufzen. Doch in

diesem Augenblick strich Großmutter über ihr Lockenhaar und dankte in herzlicher Weise, so daß Alice wohl fühlte, Großmama hätte eine Ahnung von ihrer Selbstüberwindung. Es war merkwürdig, Großmama schien immer alles zu wissen, ohne daß man es ihr sagte.

Am Nachmittag mußte Alice zur Zeichenstunde. Als sie heimkam, hörte sie im Hausflur, wie ihre Mutter und ihre Tante im Wohnzimmer zusammen sprachen.

„Ich habe heute einen Besuch bei Frau Stein gemacht,“ sagte Tante Berta. „Sie hat den ganzen Winter über kaum aus dem Haus gehen können; denn sie hat niemand für ihr kleines Kindchen und den Haushalt.“

„Ja, ich habe sie schon lange nicht mehr in der Gebetsstunde gesehen. Sie kam doch sonst immer regelmäßig,“ war die Erwiderung der Mutter.

Alice ging ins Zimmer und las ihr Buch. Doch immer mußte sie an Frau Stein und die Gebetsstunde denken. „Ach,“ sagte sie, um die lästigen Gedanken loszuwerden, „das ist keine Gelegenheit für mich. Ich möchte selber gern in die Gebetsstunde gehen.“

„Einen Abend könntest du aber doch einmal bei Frau Steins Kind bleiben, wenigstens einen Abend,“ suchte eine Stimme in ihrem Herzen sie zu erweichen. Da legte Alice ihr Buch weg und suchte ihre Mutter auf.

„Mama,“ sagte sie zaghaft und errötete dabei, „würde es dir recht sein, wenn ich hinüberginge, um Frau Steins Kind zu warten, damit sie heute abend zur Gebetsstunde kann?“

„Gewiß, mein Kind,“ stimmte diese freudig zu. „Ich denke, das ist ein rechter Freundschaftsdienst für

ein kleines Mädchen. Du nimmst mir damit eine Mühe ab. Sonst wäre ich heute abend selber hingegangen."

Als Alice gegen Abend zu Frau Stein kam und sich erbot, ihr Kind zu warten, war diese hochofrennt und willigte gern ein. „Ich wollte so gern einmal wieder hingehen!“ kam es leise von ihren Lippen.

Alice trug getreulich Sorge für das ihr anvertraute Kind und fühlte sich recht müde, als dessen Mutter zurückkam. Allein Frau Steins leuchtendes Gesicht und ihr warmherziger Dank waren ihr reicher Lohn.

„Hat meine Nichte heute Gelegenheit zu Freundschaftsdiensten gefunden?“ fragte die Tante, als Alice ihr vor dem Schlafengehen „Gute Nacht!“ sagte.

„So viel, Tante, daß ich fast über mein großes Talent darin staune, obgleich ich nur sehr kleine Dinge verrichtet habe,“ erwiderte Alice hochbeglückt.

Der Tante schien es auch Freude zu machen, daß ihre Worte von solchem Erfolg begleitet waren. Sie herzte ihre Nichte und ermunterte sie, weiterhin dies Talent recht fleißig zu gebrauchen. Es sei dasjenige, was einen Menschen am liebtesten mache. Und wie alle Fähigkeiten würde es nur durch reichlichen Gebrauch zunehmen. Auf diese Weise würde auch sie einst nicht mit leeren Händen vor Gott dastehen.

## Du sollst deinen Vater ehren!

(Zum Bild gegenüber der Titelseite dieses Buches)

Ein Vater ging jeden Tag regelmäßig zur Post, obgleich er selbst schon seit Jahren keinen Brief mehr bekam. Die meisten Briefe und Karten erhielten seine drei Töchter. Manchmal war auch ein Brief für die Mutter dabei, aber nur sehr selten. Wiewohl es also eigentlich den Töchtern zugekommen wäre, den täglichen Gang zur Post zu machen, blieb dies doch dem alten Vater überlassen. Wenn er es sich auch nie anmerken ließ, manchmal bekümmerte es ihn doch, daß niemals ein Brief für ihn dabeilag und keins seiner Kinder ihm diesen Weg für sie abnahm. Zuweilen glaubte die Mutter es ihm anzumerken, wenn er die Briefe ablieferte. „Man kann nicht erwarten, Briefe zu erhalten, wenn man selber keine schreibt,“ sagte er dann mit anscheinend vergnügtem Lächeln. „Ich war nie ein großer Brieffschreiber, und nun, da meine Hände alt und müde geworden, sind sie zu steif, um die Feder zu führen. Dennoch hoffe ich, noch einmal ganz unerwartet einen Brief zu bekommen, und gewißlich würde ich mich darüber freuen.“

So machte der Vater, gutmütig, freundlich und still, wie er war, immer wieder den Weg zur Post und zurück und lieferte getreulich alle Briefe und Karten an seine Töchter ab. Diese dachten sich nicht

das geringste dabei, sie hielten den täglichen Botengang ihres Vaters für etwas ganz Selbstverständliches. Wenn sie nur ihre Briefe hatten — wie sauer es ihrem Vater manchmal wurde, sie ihnen zu bringen, danach fragten sie nicht. Und er war zu geduldig und zu sanftmütig, je ein Wort der Klage über ihre Undankbarkeit zu äußern. Unstandslos bezahlte er ihre Rechnungen und erfüllte ihnen nach Möglichkeit alle Wünsche und Bitten. Um dies tun zu können, mußte er sich vieles versagen, aber er tat es, damit die andern es dadurch besser hätten. Daß er damit Opfer brachte, bedachten die, die seine Wohltaten empfingen, nicht. Es fiel ihnen nicht einmal ein, sich wieder erkenntlich zu zeigen oder dem Vater seine Verzichtleistungen zurückzuerstatten. „Vater macht sich nichts daraus,“ sagten sie und nahmen den großen Schaukelstuhl aus seinem eigenen Zimmer in die Wohnstube zu ihrer eigenen Bequemlichkeit.

Der Vater machte sich wohl etwas daraus — er sagte nur nichts dazu. In seiner Bescheidenheit und Selbstlosigkeit brachte er es nicht fertig, andre um Rücksicht auf ihn und seine geringen Bequemlichkeiten zu bitten. Wohl glaubte er, bei seiner Aufopferung für seine Kinder hier und da ein wenig zarte Aufmerksamkeit erwarten zu dürfen, und schmerzlich berührte es ihn manchmal, wenn im Gegentheil immer neue Ansprüche gestellt und ihm weitere Annehmlichkeiten entzogen wurden.

Eines Tages, als dem Vater nicht ganz wohl war, kam es doch einmal vor, daß eine der Töchter, Dora, zur Post ging. Zu ihrer Verwunderung erhielt sie auch einen Brief, der an den Vater gerichtet war. Nochmals las sie langsam die Aufschrift durch.

„Albert L. Förster.“ „Wer in aller Welt schreibt einen Brief an Vater?“ fragte sie sich dann.

Doch da dieser Brief sie nichts anging, war er auch gleich vergessen. Erst zwei Tage später dachte sie wieder daran. Da Helene gerade in der anstößenden Stube beim Haarflechten war, rief sie: „Helene, in meiner Manteltasche steckt noch ein Brief für Vater mit ganz komischer Schrift. Ich glaube, er ist von irgendeinem alten Mann. Gib ihm den doch bitte, wenn du hinuntergehst.“

„Ja,“ sagte Helene gleichgültig. Sie hatte einen Spiegel in der Hand und betrachtete wohlgefällig ihr Haar. „Ich werde ihn Vater geben,“ fügte sie hinzu.

Sie holte auch den Brief wirklich und las die Aufschrift mit einem spöttischen Lächeln. Da klingelte es. Sie warf ihn schnell hinter die Uhr und vergaß ihn dann ganz und gar.

„O Gerda,“ rief sie nach einigen Tagen, als sie auf der Treppe stand, um nach oben zu gehen. Gerda war in der Wohnstube und ordnete einige Vasen, da sie Besuch erwarteten. „Hinter der Uhr liegt ein Brief für Vater, willst du ihm den geben? Ich habe es ganz vergessen.“

Gerda erwog eben, ob sie eine große Vase auf dem Klavier stehen lassen sollte oder nicht. Dadurch vergaß auch sie den Brief. Wieder lag er zwei Tage da.

Da wollte die Mutter beim Abendessen geschwind etwas aufschreiben. Sie stand auf und suchte ihr Notizbuch. Als sie hinter die Uhr sah, erblickte sie den Brief. „Nanu,“ rief sie erstaunt aus, „hier ist ja ein Brief.“ Dann las sie die Aufschrift: „An Albert L. Förster.“ „Er ist sogar für Vater.“ Eilends ging

sie ins Eßzimmer zurück. „Vater,“ rief sie, „hier ist ein Brief für dich! Ich fand ihn hinter der Uhr.“

Der Vater blickte verwundert auf. „Ein Brief?“ erwiderte er. „Wie ist er denn dorthin gekommen? Niemand anders geht zur Post als ich, und ich habe keinen Brief erhalten, auch hätte ich ihn nicht dort hingelegt.“

Dora blickte erschreckt auf: „Montag vor einer Woche gingst du nicht zur Post, Vater,“ erwiderte sie. „Du warst krank, erinnerst du dich noch? Da habe ich die Post geholt. Es war auch ein Brief für dich dabei. Ich steckte ihn in meine Manteltasche. Leider dachte ich erst einige Tage später wieder daran. Da bat ich Helene, ihn herauszunehmen und ihn dir zu geben.“

Helene errötete. „Ja, ich habe ihn auch herausgenommen, ihn aber, weil es klingelte und ich schnell zur Tür gehen mußte, hinter die Uhr gelegt. Als ich wieder daran dachte, rief ich Gerda und bat sie, dir doch den Brief zu geben.“

Gerda fand es überflüssig, sich überhaupt zu entschuldigen. Mit lächelnder Miene sagte sie ganz gleichgültig: „Ich habe nicht wieder daran gedacht.“

Da stand der Vater auf. Seine Augen wurden feucht. „Ihr vergaßt es?“ sagte er in einem so ins Herz schneidenden Ton, daß sich die Mädchen bitter angeklagt fühlten. „Ihr vergaßt es? Euer alter Vater geht jeden Tag zur Post und bringt euch alle Briefe, und ihr vergeßt, ihm ein einziges Mal den feinen zu geben!“

„Geht er nicht,“ fuhr er mit gehobener Stimme fort, „bei Frost und Hitze, in Sturm und Regen, ob es ihm angenehm, ob ihm danach zumute ist oder

nicht, nur damit ihr nicht enttäuscht werdet? Vielleicht bedenkt ihr nicht, daß auch er einmal einen Brief haben möchte. Sollte er sich denn nicht auch darüber freuen? Habt ihr nie daran gedacht, daß auch der Vater endlich enttäuscht sein könnte, wenn er Tag für Tag die Post holt und nie einen Brief erhält? Und dann (seine Stimme wurde leiser) denken nicht einmal seine eignen Kinder daran, ihm den Brief abzugeben, wenn er einen erhält.“

So viel hatte der Vater schon seit Jahren nicht mehr gesprochen. Die Mädchen saßen still. Sie fühlten, daß sie schuldig waren, und schämten sich. Die Mutter wischte verstohlen eine Träne fort. Dann nahm der Vater den Brief und öffnete ihn. Er las ihn ganz durch, dann blickte er auf und sagte: „Er ist von meinem Vetter Kornelius. Wir waren gute Kameraden und haben uns nun schon fast dreißig Jahre nicht mehr gesehen. Er hat eine kranke Tochter in W., die er besuchen wollte, und mußte durch F. reisen. Da er auf einem andern Wege zurückreist, habe ich ihn dort treffen sollen. Er ist aber schon Donnerstag dort gewesen. Wenn ich diesen Brief zur rechten Zeit erhalten hätte, hätte ich ihn vielleicht erreichen können. Aber nun ist es zu spät. Wie ich das bedaure! Ich habe Kornelius immer sehr geschätzt und ihn lieb gehabt, und wie gern hätte ich ihn gesehen.“

Wieder herrschte Stille. Dann faltete der Vater den Brief zusammen und verließ das Zimmer.

„Da haben wir etwas Schönes angerichtet!“ flüsterte Gerda. „Wer dachte, daß er so viel um den Brief geben würde? Es tut mir leid, daß ich nicht achtsamer war.“

„Mir auch,“ bestätigte Dora.

„Ich bedaure es nicht weniger,“ fügte Helene hinzu.

Nun äußerte sich die Mutter dazu: „Ihr seht, Kinder, wohin Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit führen. Auf die Gefühle und Empfindungen eures Vaters nahmt ihr gar keine Rücksicht mehr. Es berührte mich schon lange schmerzlich, daß ihr euren Vater nicht so liebt, wie ihr solltet. Zieht aber eine Lehre daraus. Wie enttäuscht mag auch der arme Kornelius, der sich doch sicher auch gefreut hat, gewesen sein.“

Der Vater sprach darauf nicht wieder davon. Er war freundlich und gütig wie zuvor. Dennoch wurde das kleine Ereignis nicht vergessen, und fast ohne es zu wissen, fingen die Kinder an, ihren Vater liebevoller zu behandeln.

Nach einigen Wochen klopfte eines Tages jemand an die Thür. Ehe noch irgend jemand öffnen konnte, ging die Thür auf, und ein kleiner, seltsam aussehender Mann in langem blauem Mantel trat ein.

Der Vater sprang auf. „Kornelius, du?“ rief er freudestrahlend. Darauf umarmten sich beide tief gerührt.

„Ich konnte nicht heimkehren, ohne dich noch einmal gesehen zu haben,“ rief Kornelius, sein Kommen erklärend. „Berta fühlte sich schon bedeutend besser, als ich ankam, und da sie mich nicht mehr nötig hatte, entschloß ich mich, doch wieder auf dem gleichen Wege zurückzureisen und dich dabei aufzusuchen. Wer weiß, ob uns je ein Wiedersehen hier unten beschieden ist! Als ich dich in F. nicht traf, sagte ich mir, daß mein Brief wohl verlorengegangen oder durch Unachtsamkeit nicht rechtzeitig in deine Hände gelangt sei.“

„Das sind deine Töchter? Stattliche Mädels,“ meinte er, indem er sie begrüßte. „Und Mathilde sieht so wohl und jung aus, gerade wie die Kinder,“ sagte er, als er Frau Förster die Hand entgegenstreckte.

Nach einiger Zeit entfernten sich die Mädchen bescheiden und ließen die Eltern mit Vetter Kornelius allein.

„Hört mal,“ sagte Dora ernst zu den beiden andern, „nun ist die Reihe an uns, Vater zu vergelten, was er durch unser Verschulden zu leiden gehabt hat. Wir wollen es Vetter Kornelius recht angenehm machen.“

Und sie taten es auch. Dora führte ihn im ganzen Anwesen herum und erklärte ihm alles, was er zu wissen wünschte. Gerda gab sich alle Mühe, das Essen in diesen Tagen besonders schmackhaft zu machen, und Helene trug bei gemütlichem Beisammensein die Lieder vor, die der Vater und er so gerne hörten. Vetter Kornelius hatte wohl selten so glückliche Tage verlebt.

Beim Weggehen sagte er: „Albert, ich bin nie dafür gewesen, Leute zu loben. Aber ehe ich dich verlasse, muß ich dir noch sagen, daß du brave Kinder hast. Manche Kinder glauben, wenn sie groß sind, ihren Eltern keinen Gehorsam mehr schuldig zu sein, und nehmen sich heraus, sie hintanzusetzen. Ich habe deine die ganze Zeit daraufhin beobachtet, aber nicht das geringste könnte ich ihnen darin nachsagen. Sie sind lieb, gut erzogen und gehorsam. Albert, du bist ein glücklicher Mann!“

„Ja,“ sagte er, „es sind gute Kinder, Kornelius, und ich freue mich darüber.“

## Ein Gottesgericht

Alte Kirchhöfe habe ich immer gern aufgesucht. Aus dem Lärm und der Unruhe der Stadt einmal untertauchen in den tiefen Frieden jener stillen, schweigenden Gärten, die eine stumme Sprache reden, jedem, der ein Ohr für ihre der Welt abgewandte Stimme hat — das ist mir immer wieder eine Erfahrung, die ich nicht missen möchte. Es ist, als stände das Wort der Heiligen Schrift auf jedem verfallenen Hügel, jedem verwitterten Kreuz, jedem vertrockneten Blumenkranz: „Der Tod ist der Sünde Sold!“ — Und ein anderes Wort leuchtet verheißungsvoll aus jungem Grün, frischen Blüten, lachendem Sonnenschein und frohem Vogelsang: „Die Gabe Gottes aber ist das ewige Leben in Christo Jesu.“ —

In Zeitz an der Weißen Elster fand ich auf dem alten Michaeliskirchhof ein verfallenes Grab, überwuchert vom Grase; ein verwittertes, graues, kleines Steindenkmal nur, efeuumspinnen, kündet, daß hier ein stiller Schläfer ruht. Eine Inschrift ist nicht mehr zu erkennen; sie ist von Wind und Wetter verwischt worden. Aber ein in den Stein gemeißelter Totenkopf mahnt als Zeichen der Vergänglichkeit, und wie ein seltsames Geheimnis mutet den Beschauer eine im Stein neben dem Schädel abgebildete Kröte an.

Lange stand ich davor und sann darüber nach, welche Bedeutung wohl dieses Bild haben könnte, daß man es gleichsam als ein Wahrzeichen hier angebracht.

Von einem weißhaarigen alten Mann, einem geborenen Zeiger, der gerade vorüberging und den ich darum befragte, hörte ich folgende eigenartige Geschichte, die ich jetzt erzählen will.

Da lebte vor langen Jahren einmal in Zeitz ein Ehepaar: ein alter Schmiedemeister und seine Frau, die, noch jung, in den besten Jahren war. Der im Hause weilende Schmiedegeselle und die junge Meisterin fanden Gefallen aneinander; aber ihre Herzen waren so voll finsterner und böser Gedanken, daß sie beschloßen, den alten Schmied, weil er ihrer Verbindung im Wege stand, aus der Welt zu schaffen. Der Plan wurde genau zurechtgelegt und kam in einer dunklen Nacht zur Ausführung. Sie schlugen dem ruhig schlafenden Meister einen Nagel in den Kopf, so daß der Nagelkopf durch das Haar des Getöteten verborgen blieb. Die Leute wunderten sich zwar, daß der Meister ohne vorhergehende Krankheit so plötzlich gestorben war; dennoch wurde er ohne weiteres begraben. Die Witwe heiratete nun ihren Gesellen, und alles schien vergessen zu sein.

Nach fünfundzwanzig Jahren wurde das Grab geöffnet, um eingeebnet zu werden. Da geschah folgendes: Raum hatte der alte Totengräber, nachdem er eben die Knochenreste des Schmiedemeisters auf die Erde geworfen hatte, sich abseits auf einen Stein gesetzt, um die Arbeit ein Weilchen ruhen zu lassen und sein Vesperbrot zu verzehren, als er plötzlich lautes Kreischen hörte. Es kam von einigen Kindern, die

neben dem offenen Grabe standen und mit den Fingern auf die Knochen deuteten.

Als er aufstand, kreischten sie nur noch lauter: „Seht . . . seht doch . . . der Totenkopf wackelt!“

Wütend trieb der Alte die Kinder vom Friedhof. Dann setzte er sich und aß weiter. Dabei glitt sein Blick über das Grab, und jetzt bemerkte auch er, daß der Schädel — ein sonderbarer Anblick! — sich hin und her bewegte; es schien fast, als wollte der wackelnde Kopf da drüben ihm grinsend etwas bestätigen. Neugierig stand der Alte auf. So hatten die Kinder doch recht gehabt? Er bückte sich und nahm den Schädel auf, um nachzusehen, was dies bedeutete. Da blickte ihn aus den leeren Augenhöhlen eine Kröte an, die hineingekrochen war und die Bewegungen des Totenkopfes verursacht hatte. Zugleich bemerkte aber der Alte auch — einen großen Nagel in der Schädeldecke. Er erinnerte sich sofort des vor fünfundsanzwanzig Jahren so plötzlich verstorbenen Schmiedemeisters und schloß aus dieser furchtbaren Entdeckung, daß hier ein Verbrechen vorliegen müsse. Die Schmiedemeistersfrau und der Geselle, die noch lebten, gestanden die That ein und wurden hingerichtet. —

Der alte Mann, welcher mir dies berichtete, war schon lange gegangen, als ich immer noch vor diesem Grabdenkmal stand, das der Nachwelt Zeugnis ablegt vom Walten einer hohen Gerechtigkeit, die schon hier auf Erden oft in seltsamen Fügungen zu den Menschen spricht und sich auch eines unscheinbaren, verachteten Tierleins als Werkzeug bedienen kann.

Gertrud Dießschke

## An meinen Sohn Johannes

Der Abschiedsbrief des greisen „Wandsbecker Boten“, des Dichters Matthias Claudius, vor seinem Tode an seinen Sohn Johannes.

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann Dich nicht mitnehmen und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als Du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich Dir einigen Rat geben und Dir sagen, was ich gefunden habe und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock um her. Denn siehe, nur alle andren Dinge hier mit und neben ihm sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge

mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen, er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist für ihn nicht gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß Dir nicht weismachen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare Dir denn vergebliche Mühe und tue Dir kein Leid und besinne Dich Dein.

Halte Dich zu gut, Böses zu tun.

Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was Du sehen kannst, das siehe und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort.

Bleibe der Religion Deiner Väter getreu und hasse die theologischen Rannegieser.

Scheue niemand so viel als Dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt und an der Weisheit der Griechen und Ägypter. Nimm es Dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu tun; und was Du sinnest und vorhast, schlage zuvor an Deine Stirn und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird Dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend geredet wird,

da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, mein Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie gar leicht und behende dahinfahren, da sei auf Deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gassen ist, da gehe fürbaß.

Wenn Dich jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht. Dünket er sich hoch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Rundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der wollen kann, was er tun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit innegeworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Was im Hirn ist, das ist im Hirn; und Existenz ist die erste aller Eigenschaften.

Wenn es Dir um Weisheit zu tun ist, so suche sie und nicht das Deine, und brich Deinen Willen und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für Dich abgehe und der Sauer-teig den ganzen Teig durchsäuere.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könnte.

Es ist leicht, zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andre, bis Du selbst gelehrt bist.

Nimm Dich der Wahrheit an, wenn Du kannst, und laß Dich gerne ihretwegen hassen; doch wisse, daß Deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht ineinander fließen, sonst hast Du Deinen Lohn dahin.

Tue das Gute vor Dich hin und bekümmere Dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre.

Behorche der Obrigkeit und lasse die andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue Dich schwerlich.

Mische Dich nicht in fremde Dinge, aber die Deinigen tue mit Fleiß.

Schmeichle niemand und laß Dir nicht schmeicheln.

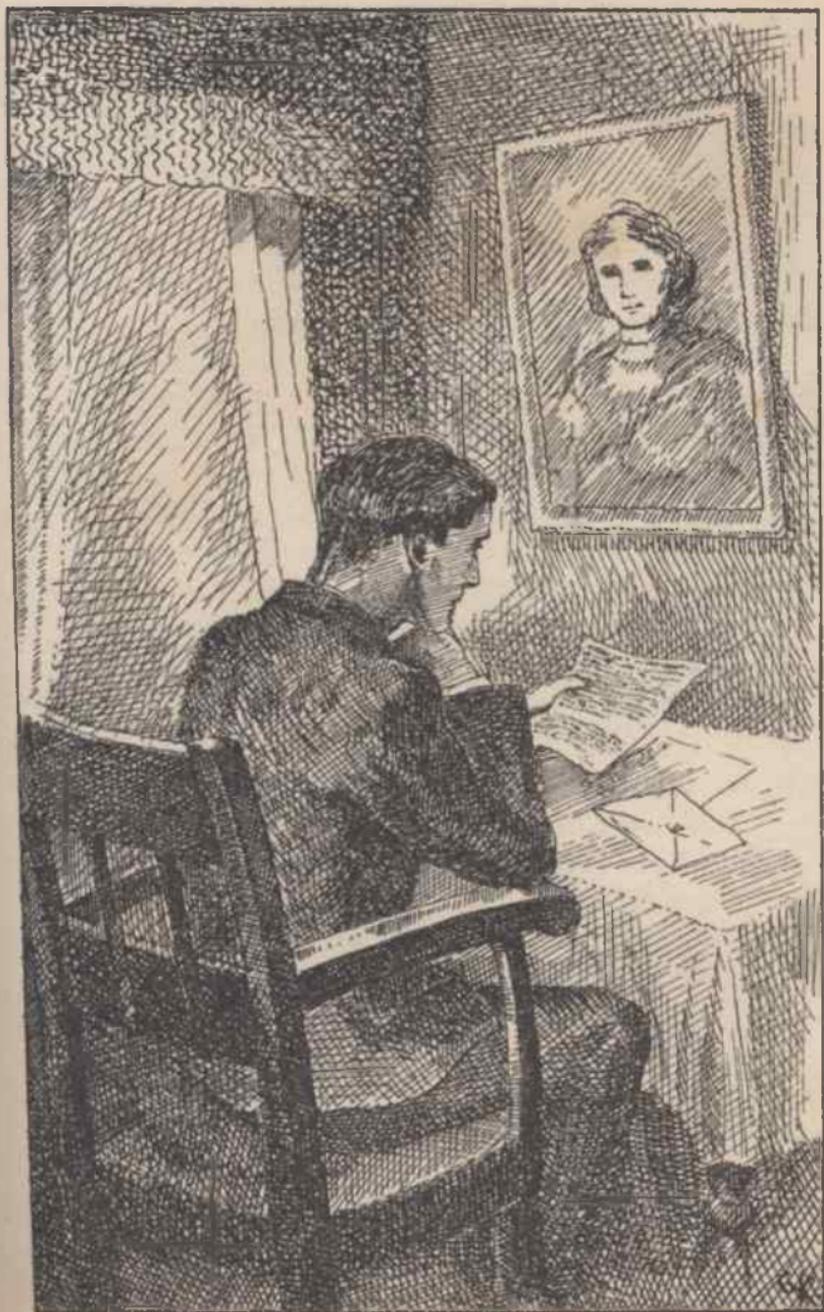
Ehre einen jeden nach seinem Stande und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand nichts schuldig; doch sei zukommend, als ob alle Deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer. Mache niemand graue Haare, doch wenn Du recht tust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gestikulation und gebärde Dich schlicht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn Du hast, und dünke Dir darum nicht mehr; und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand und dünke Dir darum nicht weniger.



„Tue keinem Mädchen Leides und denke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.“

Tue keinem Mädchen Leides und denke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagst.

Hänge Dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Tue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen.

Wenn Du Not hast, so klage sie Dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.

Stehe Deiner Mutter bei und ehre sie, solange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

## Echte Gastfreundschaft

Es war vor 325 Jahren, da stand zwischen Nördlingen und Eichstädt an einem kleinen Bächlein, das sich in die Altmühl ergießt, eine alte, baufällige Mühle. Das Schieferdach dieses alten Bauwerkes war mit Moos überzogen, der Schornstein halb eingefallen, die Mauer voller Risse, die Radstube in sich zusammengesunken, so daß das Wasserrad kaum gehen konnte. Wer an der Mühle seines Weges vorüberzog, der wunderte sich über die Leute, die zwischen solchen Mauern und unter einem solchen Dach noch ruhig schlafen konnten.

Nur zwei Personen setzten sich dieser Gefahr aus: die Besitzerin, eine alte, blinde Frau, und ihr einziger Sohn, ein kraftstrotzender junger Bursche. Die beiden hätten ja gern ihre Mühle neu aufgebaut oder wenigstens die schadhafte Stellen ausgebessert. Aber es fehlten ihnen dazu jede Geldmittel. Die damalige Zeit, nämlich kurz vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges, war für jene Gegend keine gute und die Müllerei ein gar bescheidenes Gewerbe, das kaum seinen Mann nährte.

Ehe sich die alte, blinde Müllerin mit ihrem Sohne zu Tisch setzte, pflegte sie immer laut zu beten: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was

du uns bescheret hast!“ Sie sprach aber dieses ihr Gebet so andächtig und mit solch warmer Betonung, daß alle, die es hörten, erst ihre Schritte einen Augenblick anhielten und nach der halbzerfallenen Müllerstube hinausschauten. Sie sprach es eben nicht in jenem gleichgültigen Tone, wie die meisten tun, sondern man hörte aus jedem Worte deutlich heraus, daß sie mit ihrem lieben Heiland eine wirklich von Herzen kommende Zwiesprache hielt. Daher ging es auch der blinden alten Frau, so erzählt uns der Chronist, wie einst der frommen Witwe von Zarpath, von der wir 1. Rön. 17, 9—16 lesen.

In der ganzen Umgebung war damals Ritter Ulrich von Treuchtlingen der angesehenste und mächtigste Mann. Er wurde von seinen Zeitgenossen „der goldene Ritter“ genannt. Durch die umsichtige und energische Bewirtschaftung seiner Güter war er wohlhabender geworden als alle seine Zeitgenossen weit und breit. Diesen klugen und mächtigen Herrn führten an einem Herbstabend seine Wege an der zerfallenen Mühle vorüber. Es war nun just zu der Stunde, als die blinde Müllerin mit ihrem Sohne das Abendbrot einnahm. So vernahm der Ritter aus dem offenen Fenster das Tischgebet der alten Frau. Ritter Ulrich war ein gottesfürchtiger Herr. Und auch an seinem Tische wurde nicht gegessen, ohne daß zuvor ein Tischgebet gesprochen worden wäre. Aber so hatte er das „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast“ sein Leben lang noch nicht sprechen hören, wie es ihm jetzt aus der alten, halbzerfallenen Mühle entgegenkam, die er für eine unbewohnte Ruine gehalten hatte. Der Ritter hatte, um nicht in seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, gestört zu sein, seine Leute vorausgehen lassen mit den

Sachen, die er zur Aussteuer seiner einzigen Tochter in der Reichsstadt Weißenburg gekauft hatte. Darum hinderte ihn auch nichts, stehen zu bleiben und bei sich zu sprechen: „In manchem Hause habe ich schon laut beten hören, aber gegen dieses Gebet war es immer nur ein Plappern der Heiden. Mit den Leuten in diesem Hause aber muß ich näher bekannt werden. Mit meinem Wams, das so kahl ist wie eine Wiese im November, werden sie mich da drinnen sicher nicht kennen.“

Und er schob den hölzernen Riegel der Haus- und Stubentür zurück, trat an den Tisch und sagte in der freien Weise eines Ritters: „Guten Abend. Ich hab da draußen gehört, daß Ihr zum Herrn Jesus gebetet, daß Er Euer Gast sein soll. Der Herr Jesus kann aber heut nicht selber kommen, drum schickt er mich statt seiner.“ Nach dieser seiner Rede setzte sich der Ritter ohne weiteres an den Tisch auf die Bank an der Wand. Auch die Witwe und ihr Sohn fragten nicht lange, woher und wohin. Sondern der Bub gibt dem Ritter ohne weiteres einen sauberen hölzernen Löffel zu dem Mehlbrei auf dem Tisch, und die alte, blinde Müllerin sagt zu ihm: „Eßet, soviel euch beliebt, und tut wie zu Hause!“

Und während nun der Brei unter den schöpfenden Löffeln der drei Eßer immer tiefer fällt wie das Wasser in einem abgelassenen Fischteich, richtet der Ritter folgende Frage an die Müllerin: „Mit Gunst, gute Müllerin, verstehet Ihr auch, was Ihr betet, wenn Ihr so zum Himmel hinauffeufzt: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!“

„O freilich verstehe ich das,“ versetzt hierauf die alte Müllerin, die schon den Rest des Breies den

Männern überlassen hat, ob sie gleich noch mehr hätte essen können. „Wenn ich das nicht wüßte und wenn die Bitte mir nicht aus meinem Herzen käme, sooft sie über meine Lippen kommt, dann würdest du jetzt nicht an meinem Tisch sitzen, und wenig müde Wanderer hätten sich daran gelabt. Ich weiß es gar wohl, der droben zur Rechten seines und meines Vaters sitzt, wird sich jetzt nicht mehr an den Tisch der Sünderin setzen, wie er sich einst zu Sündern und Zöllnern gesetzt hat. Aber es stehet geschrieben: Was ihr tut einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. Und wisse, auch ich möchte einmal zur Rechten des Weltenrichters stehen, wenn er einmal von seinem Gnadenthron herab sprechen wird: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist!“

Während dann zwischen dem Ritter und der Müllerin noch manches trauliche Wort voll himmlischer Gesinnung gewechselt wurde, hängte der Sohn die Armbrust und die Pelzmütze des Gastes an die Stange über dem Ofen, um sich dann hinauf in seine Dachkammer zur Ruhe zu begeben. Und auch die Alte tappte bald darauf in die nebenan liegende Stubenkammer. Der Gast aber tat, als wollte er dem Beispiele der beiden folgen und sich, wie sie es wollten, auf die Ofenbank in der Stube legen. Aber er wartete nur ein Weilchen, bis er annehmen durfte, daß die beiden eingeschlafen seien. Inzwischen schaute der Vollmond durch die niedrigen, runden Scheiben der Müllerstube. Da griff der Ritter nach seiner Jagdtasche und trat hinaus in die Mahlstube. Dort zog er einen Beutel aus der Tasche, der noch zur Hälfte mit Talern gefüllt war und die ihm von seinem Ein-

kauf in Weißenburg für seine Tochter übrig geblieben waren. Die steckte er in den Beutel des stillstehenden Mühlgangs, dann verließ er leise die gastliche Hütte, um zu seiner um ihn besorgten Tochter in die Burg oberhalb Treuchtlingen zurückzukehren.

Der Sohn der Witwe aber gönnte sich nur wenige Stunden Schlaf und kam dann aus seinem lustigen Schlafgemach wieder herunter, um den Weizen des Wirts von Dettenheim zur bevorstehenden Kirchweih vollends zu mahlen. Und nun geschah, was der goldene Ritter gewollt hatte: Taler um Taler fiel klingend und klappernd aus dem Beutel in den Mehlkasten. Der junge Müller aber blieb lange wie eine Bildsäule vor diesem Wunder stehen, bis er endlich zu- langte und die großen gewichtigen Münzen aus der Kleie heraustlaubte, um damit seine weiße Schürze zu füllen und sie dann seiner alten Mutter zu bringen. „Diesesmal ist der liebe Heiland leibhaftig bei uns zu Gast gewesen und hat, bevor er uns verließ, ein Wunder getan,“ meinte dann die alte Frau und faltete tiefbewegt die Hände zu einem Dankgebet.

Der Sohn aber baute von den Talern eine neue Mühle. Solange er lebte, wurde jeder, der in der Mühle um Zehrung bat, aufgenommen, als wäre er der vornehmste Gast, und seine Nachkommen haben es ebenso gehalten.

## Die verräterische Spur

Lautlos rieselt der weiche Schnee vom nächtlichen Himmel hernieder auf den schlummernden Wald, überzieht die kahlen Äste der Bäume mit weißem Flaum und senkt sich leise und sacht auf das dunkelbraune Laub, welches den Waldboden bedeckt. Mit unwilliger Gebärde schüttelt der drollige Waldkauz, der oben im Wipfel der alten, hohlen Eiche hockt, die kalten Flocken von seinem Gefieder, schreit einigemal sein unheimlich klingendes „Komm mit!“ in den stillen Wald hinein und streicht schließlich doch allein weiter in die Winternacht hinaus, da niemand seiner Einladung Folge leistet.

Doch war sein Schreien nicht umsonst; denn kaum ist er weg, da tönt ein leises Knurren und Kräzen aus dem Innern des hohlen Baumes. Einen Augenblick später gleitet ein dunkles Etwas an dem dunklen Eichenstamm hinunter, springt gewandt auf den Boden und huscht eilig weiter bis zum Rande des Waldes. Das Schneien hat aufgehört. Zwischen den zerteilten Wolken hindurch strahlt der Mond sein mattes Licht auf die Winterlandschaft und blickt dem nächtlichen Burschen, der noch immer am Waldausgange verhofft, gerade in das kleine Räubergesicht. Mit gespanntem Ohr lauscht derselbe zum nahen Dorfe hin-

über. Lautes Hundegebell tönt durch die stille Winter-  
nacht, darum zieht es der listige Marder vor, noch  
ein Weilchen zu warten, bis drüben alles wieder still  
ist; denn nichts haßt er in seinem wilden nächtlichen  
Räuberleben so sehr wie diese elenden Kläffer, die ihn  
schon so oft in Lebensgefahr brachten.

Jetzt ist wieder Ruhe. Mit flinken Sägen, jede  
Deckung sorgfältig ausnuzend, springt der Marder  
über das beschneite Feld bis zu der alten Weißdorn-  
hecke, die sich bis dicht an das erste Gehöft hinabzieht.  
Schöne Erinnerungen sind es für ihn, welche jetzt  
durch seine schwarze Räuberseele ziehen, als er vor-  
sichtig an der Hecke entlangschleicht. Er denkt gerade  
an die herrlichen Leckerbissen, welche er hier im letzten  
Sommer erbeutete. Zuerst waren es frische Umsel-  
eier, dann ein Nest voll junger Grasmücken, ja ein-  
mal war es ihm sogar gelungen, der sonst so vorsich-  
tigen schwarzen Henne, die hier unten wohnte, drei  
ihrer größten Küchlein wegzufangen. Das war ein  
herrlicher Schmaus, das saftige Rückenfleisch. Laut  
knurrt sein leerer Magen bei diesen Erinnerungen,  
und mit lüfterner Gier treibt es ihn vorwärts. Heute  
nacht will er es noch einmal versuchen, in den Hühner-  
stall einzudringen, was ihm in diesem Winter noch  
nicht gelungen ist.

Mit mordgierigen, funkelnden Augen steht er  
jetzt am Ende der Hecke und schnuppert mit hoch-  
erhobenem Köpfchen zu den Gebäuden hinüber. Die  
Luft ist rein, nichts Verdächtiges ist zu bemerken,  
und so schleicht er lautlos an der Scheune entlang,  
welche mit dem Stall zusammengebaut ist. In dem  
großen Scheumentor ist ein Loch, welches der Bauer  
für die Rasen ausgesägt hat, dorthinein huscht der

Marder. Er findet sich hier gut zurecht, denn schon manche Nacht hat er hier zugebracht und hinter den Mäusen hergejagt, weil er eben nichts Besseres finden konnte; denn der Knecht hatte immer die Luke, welche zum Stall hinabführte, wohl verschlossen, und von außen durch das feste Mauerwerk einzudringen, war ein Ding der Unmöglichkeit. So schleicht er über die Strohbindel, bis er in der Dunkelheit die Falltüre gefunden hat; doch sie ist geschlossen. In ohnmächtiger Wut sucht und kratzt er an den Brettern herum und findet schließlich einen kleinen Spalt, durch welchen er sich bequem hindurchzwängen kann, weil die morschen Bretter etwas nachgeben. Jetzt steht er auf der obersten Sprosse der Leiter. Seine Augen leuchten in der Finsternis. Drüben auf der andern Seite sitzen die Hühner schlafend auf ihren Stangen.

Der Marder hat leichtes Spiel; bald ist er in seinem Element und hat die friedliche Stätte in ein blutiges Durcheinander umgewandelt. Laut tönt das Angstgeschrei der zu Tode erschrockenen Hühner, und draußen bellt der treue Kuro in wildem Zorn und kann doch nicht helfen. Sobald der Marder jedoch das Bellen hört, da erfasst ihn eine unheimliche Angst, und er sucht schleunigst das Weite. Die Leiter hinauf und durch den Spalt gezwängt, das ist das Werk eines Augenblicks. Durch das Scheumentor will er nicht; denn dort könnte der Kuro aufpassen und ihn abfangen, also hinauf in die Giebelecke der Scheune, durch das Eulenloch auf das Dach und von dort ein Sprung in den Birnbaum. Einen Augenblick bleibt er hier sitzen und blickt sich um, ob ihm niemand folgt, dann läuft er weiter und springt von dem letzten Ende des Astes in den Kirschbaum und von da aus über

die Hecke aufs Feld, bis er auf Umwegen wieder an seinen Ruheplatz gelangt.

Am nächsten Morgen herrschte große Aufregung in dem Bauernhause; denn die Magd fand drei Hühner tot im Stalle vor, und die andern saßen noch immer voll Angst und Grauen auf der höchsten Stange. Der Bauer konnte sich die Ursache nicht erklären, ließ aber sofort seinen Nachbarn, den alten Förster, rufen. Bald fand derselbe hinter der Scheune die Spuren des Marders in dem frischen, weichen Schnee, und es war ihm ein leichtes, mit seinem treuen Hund und seiner sichren Büchse die Verfolgung des Räubers aufzunehmen. Nach einer guten Stunde stand er mitten im Walde vor der alten Eiche. Die Spur des Marders ging nicht weiter, also mußte der freche Bursche hier wohnen. Die geladene Büchse schußbereit in der Hand haltend, schlug der Förster mit seinem Stock an den hohlen Stamm. Doch nichts rührte sich im Innern der Eiche. Da wandte der alte, erfahrene Jäger eine List an, nahm einen mit Öl getränkten Lappen, den er vorsichtshalber mitgebracht hatte, wickelte ihn um seinen Stock und stieß ihn, nachdem er den Lappen zuvor angezündet hatte, in die unterste Öffnung des ausgehöhlten Baumes. Dicker, stickiger Rauch verbreitete sich in der Eiche. Das war dem Räuber zu arg. Unter lautem Fauchen und Knurren brachte er seinen Unwillen zum Ausdruck und versuchte so bald wie möglich aus dem erstickenden Qualm herauszukommen. Doch darauf hatte der Förster gewartet. Raum war die gelbe Kehle des Marders am oberen Ausgange sichtbar, da zerriß ein scharfer Knall die Luft. Der Mörder hatte seinen Lohn.

Ernst Benz

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	5
Übereilte Worte . . . . .	7
Ein jedes Herz hat seinen Schmerz . . . . .	14
Wertloses und wertvolles Lesen . . . . .	36
Die Reise . . . . .	40
Die letzten Tränen der Mutter . . . . .	43
Mein kleiner Lehrer . . . . .	51
Der Einfluß des Elternhauses auf das Kind . . . . .	79
Nur eine kleine Unterhaltung . . . . .	89
Der gute Rat einer Mutter . . . . .	97
Ein guter Grundsatz . . . . .	105
Die Macht des Gesanges . . . . .	120
Bersetze dich in des andern Lage! . . . . .	125
Der rechte Mann am rechten Platz . . . . .	132
Die Rechte der Kinder . . . . .	138
„Er starb für uns!“ . . . . .	149
Treue Kameraden . . . . .	154
Ein Wunder der Vorsehung . . . . .	175
Sieg der Treue . . . . .	181
Das rettende Wort . . . . .	187
Einer für den andern . . . . .	195
Wahrheit kennt keine Furcht . . . . .	200
Unter Gottes Schutz . . . . .	204
Die Brücke zum Laster . . . . .	207
Ein heilsamer Traum . . . . .	212
Auch ein Freundschaftsdienst . . . . .	223
Du sollst deinen Vater ehren! . . . . .	229
Ein Gottesgericht . . . . .	236
An meinen Sohn Johannes . . . . .	239
Echte Gastfreundschaft . . . . .	245
Die verräterische Spur . . . . .	250

# Kinder schauen die Welt

Ein neuartiges Kinderbuch!

## Aus dem Inhalt:

**Unsere Mutter und wir.** Von Sorgen, von Schmerzen und Krankheit, aber auch vom Schönsten, was ein Kind auf Erden hat.

**Fröhliche Mußestunden.**

**Selbsterlebte Vogelgeschichten.** Kinder erzählen, wie gefiederte Freunde aus Garten und Wald in ihr Leben getreten sind, daß alle Menschen erfahren, wieviel Glück unsre jubilierenden, flitzenden kleinen Brüder in das Dasein tragen können.

**Große Tage der neuen Volksgemeinschaft.** Die Teilnahme des Kindes an den freudigen Ereignissen in Volk und Staat pflegt unbekümmert und hingebend zu sein. Die Rückkehr der Heimat ins Reich und das Gemeinschaftserlebnis im Reich sind Dinge, die in mancher begeisterten Schilderung von Kinderhand ihren Niederschlag fanden.

**Die Kinder und ihre Tiere.** Kinder schauen das grausame Ringen in der Tierwelt ums Dasein. Manches Tier tritt in ihr Haus als Freund.

**Kinder in fernen Zonen.**

**Kriegserlebnisse eines Armenierkindes**

**Sieben Jahre im Innern Afrikas.** 25 Briefe zweier Missionarskinder.

In Ganzleinen gebunden, mit mehrfarbigem Schutzumschlag und vielen neuen Bildern. 112 Seiten

**Preis laut Preisliste**

---

---

Weiter erschien in unserm Verlag von Paul John

# Die Fahrt ins Glück

Sechs Tage aus dem Leben des Hans Holtz, eines verlorenen Sohnes. Von der Sehnsucht gepackt, will er heim zur Mutter. Auf seiner Wanderfahrt zwingen ihn Ereignisse zu einer Stellungnahme. Nicht draufgängerischer Mut, sondern rein willensmäßige Entscheidung wird gefordert. Sie bringt ihn rasch voran und wirft ihm dann ungeahntes Glück in den Schoß.

Der Verfasser dieser Erzählung ist frisch und unbekümmert an die Probleme herangegangen. Er hat sich unter das Volk begeben, hat den Großstadtmenschen, den Bettler, die Frau, den Schiffer und den kleinen Mann belauscht und unendlich viele Steine zu einem bunten Mosaikbild zusammengetragen, das zeigt, wie der Mensch ist und was ihm zutiefst fehlt. Kurzum: Das Buch ist ein Wegweiser zum Glück, das jenseits der Einflusssphäre von Macht und Geld liegt.

Ganzleinen gebunden — 144 Seiten — sieben Bilder

P r e i s l a u t P r e i s l i s t e

---

---

